Ph. pr. 1317 b

Zimmermann (3

<36605422940018

<36605422940018

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die

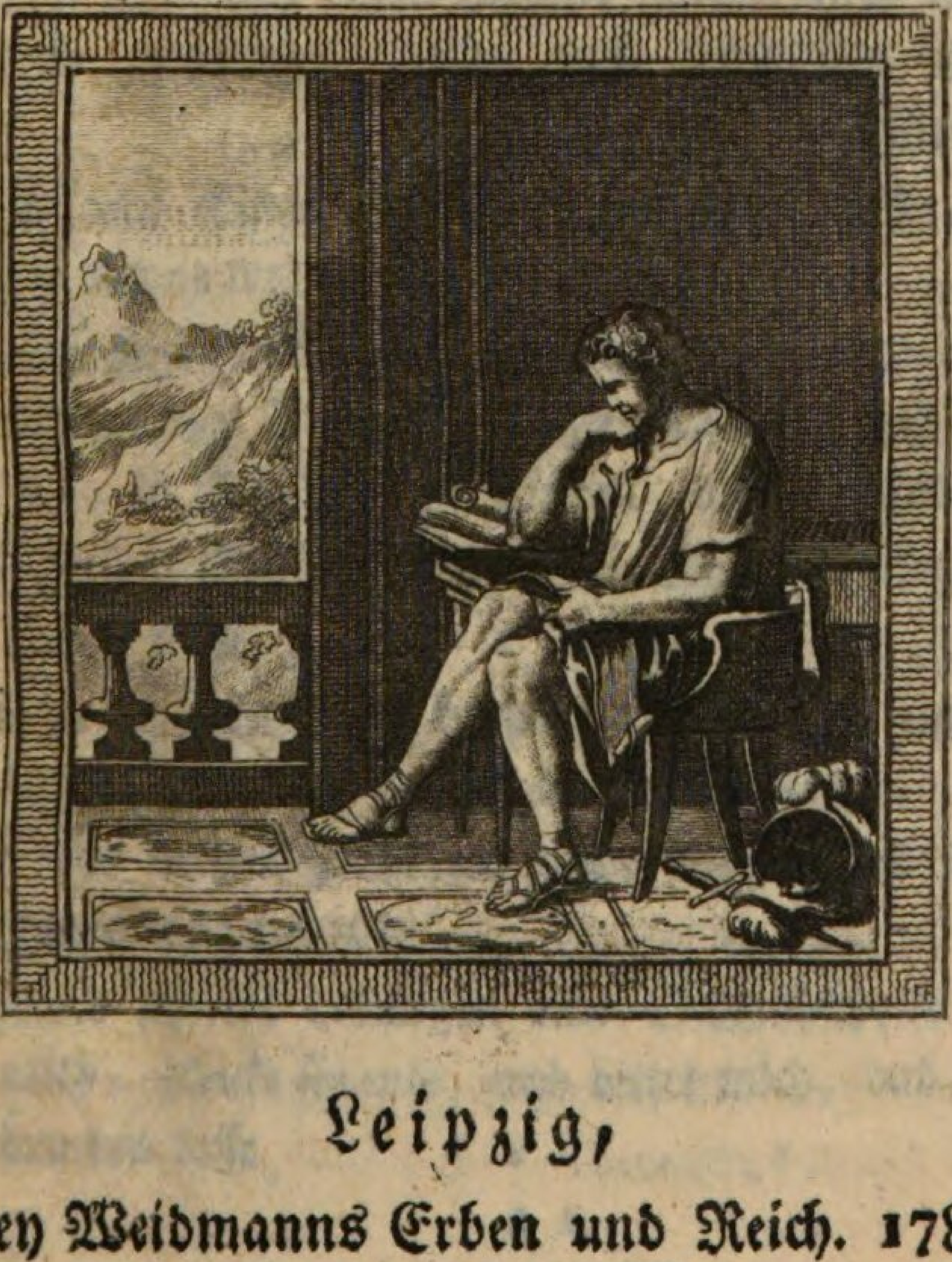
Einsamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt
in Hannover.

Dritter Theil.



Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

BIBLIOT
REG
MONACE

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Theils.

Achtes Capitel.

Apologie gegen einen falschen Apostel der Einsamkeit.

Schon in meiner ersten Jugend lüsterte mich immer nach feyerlicher Stille und ländlicher Ruhe Seite 1.
Stille und Eingezogenheit waren meine erste, und sind meine letzte Liebe . . 4.
Als ein Knabe lebte ich am liebsten, auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüssen, und auf Felsen 5.
Ein kleines Buch über die Einsamkeit, schrieb ich im Jahre 1756 . . . 5.
Schon im Jahre 1757 beschäftigte ich mich, mit diesem größern Werke über die Einsamkeit 10.
Ein sehr kleines Fragment dieses Werkes gab ich im Jahre 1773 heraus . 12.
Obereit schreibt deswegen eine Schmähschrift gegen mich, schickt sie mir, und bittet mich, daß ich sie drucken lasse . . 13.

Ich lasse diese Schmähschrift drucken Seite 21
Obereit giebt eine zweite Schmähschrift gegen mich heraus, sein berühmtes Buch, Einsamkeit der Weltüberwinder = = 25.
Obereit hält mich für einen der ausgezeichnetesten, und fluchwürdigsten Verächter der Einsamkeit 26.
Obereit hat mich misverstanden = 29.
Man hat gesagt, Obereits Weltüberwinder trete mich völlig zu Boden und in den Staub = 33.
Obereit kommt nach Hannover = 34.
Obereits hermetischer Lebensgang = 37.
Seine erste Erziehung = 38.
Seine Reise nach Berlin = 39.
Sein Anachoretenleben = 41.
Er wird von dem berühmten Herrn Wieland zum Magister der Weltweisheit gekrönt = 43.
Ein comischer Auftritt zwischen Magister Obereit, und einigen Philosophen. = 43.
Obereit ist völlig gewiß den Stein der Weisen in vierzehn Tagen zu haben = 47.
Obereit schleicht sich mit einer Dame von fürstlicher Abkunft nach der Schweitz, und lebt mit ihr im Ehbette völlig platonisch = 49.
Obereit will als Professor der Philosophie in Winterthur auftreten = = 50.
Obereit lacht sich über den Tod seiner Frau beynahe die Rippen entzwey . 54.

Obe=

Obereits Kaminflug in Winterthur . . Seite 56.
Obereit lacht convulsivisch über alles in der Welt, sogar beym Anblick eines Kälberbratens . . 58.
Obereits erster alchymistischer Ritterzug . . 60.
Obereits zweiter alchymistischer Ritterzug . 62.
Obereit kommt nach Deutschland . . 64.
In Leipzig erschallet das Gerücht Obereit sey ein Prophet . . . 64.
Einige geheime Nachrichten von der gegenwärtigen Beschaffenheit unserer hochgelobten Aufklärung in Deutschland . . 65.
Obereit nimmt sein erstes Standquartier in der Lausnitz, nicht weit vom Grabe Jacob Böhms. 70.
Obereit desertirt aus dem Anachoretenleben, und macht mancherley ritterliche Wanderungen in Deutschland . . 72.
Obereit nimmt sein zweites und letztes Standquartier in Weimar, bey seinem alten Freunde, dem berühmten Herrn Wieland . 74.
Einige Reflexionen über Obereit . 74.
Obereits Schweitzerische Derbheit, hat sich in seinem Exanachoretenstande, verwandelt in Sächsische Urbanität . . . 76.
Er ist nicht mehr ein Ritter von der feurigen Gestalt 77.
Meine Zusammenkunft mit dem Weltüberwinder Obereit, am Tage Oswaldi . 77.

Obereit setzt sich mit mir, in meinem Hause zu Tische Seite 83.
Obereits Gedanken über Freymäurerey und Centralbrüderschaft , , 85.
Obereit schickt mir den Centralschlüssel 87.
Obereit spricht mich selig , 89.
Ich verkündige an Obereit daß ich ein Buch gegen ihn schreibe , , 93.
Ich erzähle an Obereit was sein Weltüberwinder bey mir gewirket, und was ich nun gegen seine Weltüberwinderschaft vorhabe , 97.
Der Weltüberwinder Obereit erbietet sich sehr höflich unsern ganzen Streit über Einsamkeit in Privatbriefen auszumachen , 100.
Obereits Lebensgeschichte enthält die Gründe warum ich es ihm verzeihe daß er mich in der Hölle so gerne wollte spicken und braten lassen , 103.
Des Herrn Exanachoreten Obereits Lebensgeschichte ist meine Apologie gegen Sanct Obereit , 103.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einsamkeit.

Einsamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe 105.
Alle Beyspiele und Beweise von Nachtheilen der Einsam-

samkeit beweisen nichts gegen die Einsamkeit Seite 106.
Welcher Art von Menschen ich die Einsamkeit nicht empfehle : : 107.
Was Priester des Evangeliums und Lehrer der Tugend zuweilen thun, um Weisheit und Tugend nicht in einen üblen Ruf zu bringen : 108.
Weltgewirre und Zerstreuungssucht vertragen sich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftloser Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menschen : 111.
Ueberdruß und Ekel sind doch endlich die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung : : 115.
Ewiges Streben nach sinnlichen Ergötzungen ist nichts als Flucht vor sich selbst : 118.
Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen scheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben : : 119.
Eine Anecdote von Versailles : 119.
Wie man oft Glückseligkeit in Nichtsthun suchet, und seinen Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet : : 121.
Unser möglichstes Glück liegt in uns selbst 123.
Skizze einer Assemblee : 124.
Schilderung eines Gastmahls : 127.
Wahres gesellschaftliches Vergnügen : 128.

Weltsatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldsamer Freundschaft Seite 129.
Bey dem Verlust eines solchen Glückes scheint uns alles um uns her, dürr, öde, und todt = 131.
Aber kein Mismuth ist so groß, und keine Betrübniß so schrecklich, welche wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt = 132.
Nichts als Freyheit und Musse heilet den schrecklichen Zustand eines vielfassenden Kopfes, der unter dem Joche dürrer und geistloser Arbeit seufzet 133.
Was Einsamkeit bey demjenigen wirket, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvollen Stunden immer offen sind = 135.
Nirgends kann man so glücklich werden wie in seinem Hause = = 135.
Was eine junge und artige Dame auf der Redoute dachte = = 136.
Krankheiten sogar machen zuweilen glücklich, weil sie uns die Gelegenheit verschaffen unsere Seele im Stillen zu sammeln = 138.
Wie man sich selbst eine gute Gesellschaft wird 140.
Wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift = = 142.
Wie die Vergnügungen des Herzens allen Menschen offen sind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens = = 144.

Wie

Wie Lust zur Arbeit alle Seelenkräfte vergrössert und schärfet Seite 148.
Wie man dadurch verwahret wird, gegen den unersättlichen Visitenhunger ; 149.
Wie neue Tugenden in der Einsamkeit durch Mangel eines lieben Umganges gedeyen ; 151.
Wie Charakter und Gesinnungen in der Einsamkeit immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen ; ; 152.
Wie Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen nirgends so gut befördert wird, als in der Einsamkeit ; ; 157.
Wie wir da alles was ausserhalb liegt, mit andern Augen betrachten ; ; 158.
Wie man da alles genauer untersuchet und beurtheilt 161.
Wie man auch da böse Leidenschaften verdränget 167.
Wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück ; 169.
Wie Einsamkeit auch in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens nützlich wird ; 172.
Wie Einsamkeit Leidenden und Betrübten Hülfsmittel darbietet, die sie in den Häusern der Freude nicht finden ; ; 172.
Wie man durch geduldiges Ausharren, in der Einsamkeit wieder heiter und froh wird, wenn man auch traurig in die Einsamkeit geht ; 174.

Wie Kummer, Unglück, und Krankheiten, uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut machen Seite 176.

Ein kränklicher Mensch muß in langwierigen Uebeln mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreissen . 178.

Wenn er sonst nichts mehr kann, so muß er vegetiren lernen . . 180.

Eine Anecdote von Mendelssohn . 182.

Gelassenheit in völliger Unfähigkeit, sanfte Anstrengung bey dem kleinsten Sonnenblicke von Kraft müssen sich wechselseitig zu Hülfe kommen . 183.

Was der Geist über den Körper vermag . 185.

Wie Melankolie in der Einsamkeit vermindert wird 189.

Einige freundliche aber dringende Reflexionen für Imaginationskranke . 191.

Steifsinn, Entschlossenheit, stoische Härte des Charakters, erwirbt man viel leichter im Umgange mit sich selbst, als im Menschengewühle. . 197.

Wie übel man gewöhnlich Betrübte behandelt 199.

Der Betrübte ruffet, laßt mich alleine . 200.

Es giebt Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt als in der Einsamkeit . . 204.

Vor-

Vortheile einer öftern religiösen Entfernung von der Welt Seite 209.
Wie alle schreckhaften und alle guten Gefühle, die wir aus der Welt mitbringen, sich in der Einsamkeit tiefer in die Seele eingraben ; 211.
Wie man in der Einsamkeit einer Welt den Rücken kehret, in der es so schwer ist, weise zu werden ; 214.
Wie man in der Einsamkeit die größten Hindernisse der Frömmigkeit bezwinget ; 216.
Wie leicht es ist, in der Einsamkeit sich in jeder stillen Tugend zu üben ; 217.
Wie man oft schon in früher Jugend, durch einen unerklärlichen Ruf, nach der Einsamkeit hingezogen wird ; ; 217.
Was das Herz durch Melankolie gewinnet ; 218.
Wie man in den letzten Stunden seines Lebens gewiß eher in der Einsamkeit gelebt zu haben wünschet, als in der Welt ; 222.
Wie ganz anders ein geräuschvolles und gedankenloses Weltleben sich endigt, als das stille Leben der Unschuld und der Sanftheit ; 224.
Eine Anecdote von dem Lebensgang und Tod eines Engländischen Weltlings ; 225.
Lebensgang und Tod einer stillen und Gott ergebenen Schweitzerseele ; 228.
Alles müssen wir versuchen, alles müssen wir wagen,

um

um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch stille Einkehr in uns selbst, und religiösen Umgang mit Gott Seite 234.

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für den Geist.

Grosse Geisteskraft haben viele in der Einsamkeit geübt, und erworben . . 238.
Ein edler kraftvoller Mönch ist auch ein Held 239.
Das Gute das ich von der Einsamkeit denke, möchte ich jedoch der Welt anpassen, in der ich lebe 241.
Zweymal in seinem Leben muß man durchaus einsam seyn . . 241.
Rede an einen Jüngling, um ihn zur Einsamkeit zu ermahnen . . 243.
Lob der Jünglinge, die schnöde, still, dürr, und brummisch sind, und euch mit Verachtung in die Augen sehen . . 249.
Was eine vortrefliche Mutter auf ihren Sohn vermag . . 252.
Wie man Trübsinn aus der dunkelsten Höhle verbannet, und Langeweile aus einer Wüste . 253.
Wie sich ein guter Kopf vor schalem Umgang, und elendem Zeitvertreib, in kleinen Städten rettet 255.

Wie

Wie es dem armen Martial in seiner Vaterstadt Bilbilis gieng Seite 274.

Wie leicht es ist, darüber wegzusehen, daß man in kleinen Städten über tausend Dinge von dummen Gesichtern misverstanden, verhöhnt, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erstaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl nicht sprechen kann und mag ≈ ≈ 279.

Aus wie mannigfaltigen Beweggründen es gut ist, sich aus der grossen Welt, und der bonne Societé in die Einsamkeit zu retten ≈ 280.

Wie angenehm es dem jüngern Plinius war, daß ihn die gewöhnlichen Weltfreuden nicht freuten 301.

Wie Einsamkeit uns zum Nachdenken gewöhnet 307.

Wie Einsamkeit eine Schule der Menschenkenntniß werden kann ≈ ≈ 310.

Wie man die Menschen kennen, und an die Wand mahlen kann, ohne eben deswegen ein Bösewicht zu seyn ≈ ≈ 313.

Academie von Blinden, die vielleicht mehr sah, als manche andere Academie ≈ 316.

Wie durch Freyheit und Musse ein guter Kopf viel weiter kommt, als wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumschlendert ≈ 318.

Wie eine verfeinerte, viel umfassende Seele, die Welt hinter sich zurückläßt, und einen Beruf zu höhern

höhern Vergnügungen fühlet, die man in der Einsamkeit findet Seite 321.
Wie man zu jeder Zeit von einsamer Weisheit, und stiller Würde, erhaben dachte und schrieb 322.
Wie Einsamkeit das Genie durch seine innere Kraft erwecket, ohne alle Hülfe der Grossen, ohne alle Ermunterung, und selbst bey der armseligsten Belohnung . . 322.
Wie tiefes Nachdenken an einsamen Oertern zuweilen die höchsten Kräfte des Verstandes und der Imagination erreget, und zu den größten Empfindungen und Gesinnungen wecket . 324.
Wie Einsamkeit den hohen Werth der Zeit lehret 326.
Wie Liebe die Zeit verschlinget, und wie Jahre durch Liebe thatlos verschwinden . 328.
Anecdote von einem deutschen Fürsten . 328.
Wie alle Zeit, die der Weltling verlieret, für den Einsamen gewonnen ist . 329.
Wie man die Hälfte seines Lebens fristet, wenn man funfzig Respectsbesuche in einer Woche weniger macht . . 332.
Wo uns kein schwatzseliger Besucher foltert, und kein Pedant in seinem Schnack ersäuft . 333.
Was Laune ist . . 335.
Wie man üble Laune vertreibt . 336.
Wie man Zeit zu Allem hätte, wenn man nicht nur

keine Zeit verlieren müßte, sondern auch aus eigner Wahl keine verlöhre Seite 340.
Was jeder Mensch heute thun kann, muß er heute thun = = 342.
Wie der König in Preussen seinen Tag eintheilet 342.
Wie Iselin ünd Möser sich Zeit zu fristen wußten 347.
Wie Einsamkeit den Geist zu feinern Gefühlen, ausgebreitetern Gedanken und grösserer Thätigkeit erhebet, und ihm Vergnügungen gewähret, die ihn über alles wegsetzen, die ihm niemand raubt 350.
Eine Anecdote von Pitt = 372.
Weisheit und Tugend gedeyen, sobald man das will und mag, bey Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, in der Einsamkeit eines Pallastes wie in der Einsamkeit einer Dachstube 374.
Wahrheit geht im Umgange gekleidet, in der Einsamkeit zeigt sie sich nackt = 377.
Wahrheit kömmt durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen = 378.
Der einsame Denker sagt ganz ohne alles Federlesen, was er im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim giebt = = 378.
Einsamkeit gewähret geistiges Vergnügen von der erhabensten Art = = 379.
Sie allein erhält die Liebe für die schönen Wissenschaften, und den Geschmack für Philosophie 380.

Sie

Sie allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor Seite 382.
Mancher rächet seine Ehre, durch das was er drucken läßt, gegen diejenigen, in deren Gegenwart er immer schweigt = 384.
Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung = 386.
Ein Gemählde, wobey für deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind = 392.
Schriftsteller müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen = = 394.
Schwärmerische Hinsicht auf Nachruhm erwecket doch eine gewisse Wärme im Herzen = 397.
Solche Schwärmerey möchte man wol wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen 400.
Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt = = 401.
Welche Namen bleiben, und welche verfaulen 405.
Ein sehr demüthiger Candidat des Ruhmes ist derjenige, der etwas für die Stadt schreibt, in der er lebt = = 406.
Unter was für Bedingungen ein Buch gut ist, und sein Verfasser ein Meister = 407.

Wie man zur Schriftstellerey ermuntert wird durch häusliche Glückseligkeit, und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele Seite 409.
Warum Schriftsteller sich im Umgange und in der Einsamkeit so ganz verschieden zeigen 410.
Hofnung und Trost, womit Schriftsteller sich zuweilen in der Einsamkeit behelfen ; 412.
Vergnügungen in der Einsamkeit, die einem Schriftsteller niemand rauben kann, und die mehr werth sind als alle Ehre der Welt ; 415.
Die Eigenheiten einiger Schriftsteller, sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit ; ; 418.
Unterthänige Apologie für derben Styl und dicke Farben ; ; 431.
Einsamkeit giebt dem Geiste Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel, und dadurch Nerv zu Allem ; 435.
Gedanken über Adel der Seele ; 441.
Einsamkeit heftet die Seele leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen 445.
Aber Krankheit und häusliches Unglück, fesseln nur zu oft die Seele, und benehmen uns alsdann jede andere Empfindung und jeden andern Gedanken 448.
Wie man alle Achtung für kleine Dinge verlieret, sobald man Enthusiasmus für grosse Dinge fühlet 451.
Wie mancher sich deswegen freuen kann, wenn er das

Glück hat, recht sehr vielen Menschen zu misfallen Seite 453.
Anecdoten von dem großen Grafen zu Bückeburg 456.
Einsamkeit und Philosophie geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht 468.
Allerdings werden unsere Ideen in der Einsamkeit leicht romantisch ; ; 469.
Was Lavaters Schweitzerlieder in der Schweitz wirkten ; ; 473.
Wie sich alles in der Einsamkeit verbindet, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken 478.
Einsamkeit giebt auch Kraft zu Geschäften 483.
Wie der einsame, gelehrte, und verliebte Petrarcha sich im Stillen zu den größten Weltgeschäften gebildet hat ; ; 488.
Wie sich da ein Schriftsteller gegen Volkswuth abhärtet ; ; 495.
Eine Anecdote von Kaiser Joseph dem Zweiten 510.
Die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen, hebt den Deutschen ; 514.
Es giebt in Deutschland eben so freye und edle Denker, als in irgend einer Republik ; 516.
Treuherziges Geständniß meiner Absichten, meines Ehrgeitzes, und meiner Hofnung, bey diesem zehnten Capitel . ; 517.

Ueber

Ueber die

Einsamkeit.

Achtes Capitel.

Apologie gegen einen falschen Apostel der Einsamkeit.

Ein Blick auf mein ganzes Leben kann zeigen, in wiefern ich etwa Beruf habe über die Einsamkeit zu schreiben. Schon in meiner frühesten Jugend lüsterte mich immer nach feyerlicher Stille, und ländlicher

Ruhe. Mich entzückte der Anblick eines Klosters. Ich athmete freyer in einem abgelegenen Eichenwald, und unter alten einsamen Mauren. Ruhe war mein täglicher Wunsch, da mich in meinen spätern Lebensjahren alles zur äussersten Thätigkeit rief und weckte; denn meine Arbeit war immer grösser als meine Kräfte. Ich war fast immer krank in Deutschland. Ach das beständige Sehnen und Verlangen nach Stunden ohne Zwang und Schmerz, macht nicht gesellig, macht nicht auf eitele Vergnügungen erpicht. Immer strecke ich auch anitzt noch vergebens meine Arme aus, nach einer friedsamen Hütte disseits des stillen Grabes, nach einem kleinen Laubdach, in dessen Schatten ich zu erzählen wünschte, wie sehr ich die Einsamkeit liebe, wie sie oft die einzige Vertraute aller meiner Sorgen war, wie sie allein oft mir die Herzstösse

stösse der Traurigkeit verwandelt hat in süße Wehmuth.

Einsiedlerisch lebte ich nie. Alles Glück auf Erden war mir nichts, alle Seelenleiden umgaben mich, der Kelch der Traurigkeit kam nie aus meiner Hand, so oft kein theilnehmendes Herz mich zu sich zog und für mich sorgte, so oft ich nicht einem lichthellen erhabenen Verstande, und einer reinen sanften Seele, alles mittheilen konnte, was ich dachte und was ich empfand, was mich freute und was mich drückte, was ich wünschte und was ich litt. Alles andere Glück der Welt habe ich genossen, und Alles war mir nichts gegen dieses Glück bey der frohen Rückkehr von der Last jedes Tages. Nie lebte ich in einer von Menschen ganz unbewohnten Gegend; aber nie, in meinem Leben nie, suchte ich laute Freude, und geräuschvolle Ergötzungen.

Stille und Eingezogenheit, waren meine erste, und sind meine letzte Liebe. In meinen Schuljahren hatte ich einen einzigen Freund; er war ein treflicher Kopf (*) und für mich alles in allem. Unsere Mitschüler haßten und verfolgten ihn alle, und oft schlug ich mich für ihn gegen alle. Mit ihm

(*) Mein Jugendfreund hieß Daniel Stapfer. Er lebet noch, ist einer der tiefdenkendesten und geschmackvollsten Philosophen die ich in irgend einem Lande gekannt habe, und steht als zweiter Prediger bey der Hauptkirche zu Bern in der Schweitz. Man hat kein litterarisches Denkmal von ihm. Aber eine kleine Predigt, die Er in unserer kleinen Vaterstadt Brugg hielt, und die nicht Er, sondern ich, im Jahre 1755 drucken ließ, brachte damals Herrn Wieland in einen solchen Enthusiasmus, daß er an meinen Freund, den er sonst nicht kannte, schrieb: „Er spreche „von seiner Kanzel in Brugg, wie Pericles zu „dem Volke in Athen, mit Worten, die wie Ge„witter wirken, und einen Stachel im Herzen zu„rücklassen."

ihm besuchte ich am liebsten einsame Oerter. Mit ihm lebte ich auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüssen, und auf Felsen; ich hieng an ihm allein, ihn allein hatte ich lieb. Als ich nach vielen Jahren wieder in meine Vaterstadt zurückkam, lebte dieser Freund dort als Prediger, und ward der Vertraute meines Hauses. Wir waren glücklich, denn unsere Lebensart war verhältnißmässig noch immer eingezogen.

Ein kleines Denkmal jener alten Zeit meines Lebens, der erste Keim (*) dieses gegenwärtigen Buches über die Einsamkeit, liegt noch vor mir. Mit schwacher jugendlicher Feder empfohl ich in dieser Schrift, den vernünftigsten Genuß der eilenden Zeit, den nütz-

(*) Betrachtungen über die Einsamkeit, von Doctor Johann Georg Zimmermann, Stadtphysicus in Brugg. Zürich 1756. 110 Seiten in Octav.

nützlichsten Gebrauch der wichtigsten Wissenschaften, und ich ergoß darinn meine süssesten Empfindungen für Religion und Tugend. Ich schrieb dieses kleine Buch, in einem schönen Sommermonat, in meinem väterlichen Hause auf einer Dachstube, wo ich nichts sah und nichts hörte, als ein paar einsame verirrte Vögelein. Meine Familie, mit der ich in häuslicher Glückseligkeit lebte, war eben für eine ziemlich lange Zeit verreiset. Nun schrie mir jeder, mehr als nie, in die Ohren: ich müsse nicht immer zu Hause sitzen, denn ich sey ja da alleine; ich müsse an allen Lustbarkeiten meiner Mitbürger Theil nehmen, mit ihnen nach der Scheibe schiessen, und mich dadurch in der Welt bekannt machen.

Das that ich nicht, und man nahm es mir in meiner Vaterstadt sehr übel. Etwas widerharig war also doch meine Denkart immer.

mer. Aber da ich anitzt in einer Stadt lebe, die zu leben weiß, bedaurt man mich wegen dieser Denkart, mit vieler Menschenliebe, und herzlichem Mitleiden.

An einer lieben Hand wandelte ich vor dreissig Jahren, wie anitzt, einsam und stille durch die Welt. Mein erster Jugendfreund war damals unser beständiger Gefehrte. Er und ich, und ein paar andere Freunde von unserer Sinnesart, hatten nun auch wieder eben das Schicksal bey der unaufgeklärten Hälfte unserer Mitbürger, wie in unsern Kinderjahren jener Freund und ich, bey unsern Mitschülern. Aber ein ehrenvoller Ruf riß diesen Freund, weg aus unserer Vaterstadt, weg aus meinen Armen: Ich war untröstbar, schrieb um mein Leid zu lindern, mein Buch über die Erfahrung in der Arzneykunst; und kam, ein paar Jahre darauf, nach Hannover.

Die Kunst des Weltlebens hätte ich nun hier, in so vielen grossen Gesellschaften, lernen können. Aber mitten in einer so sehr geselligen Stadt, mitten unter so sehr vielen aufgeklärten, freundlichen, gütigen, und liebenswürdigen Menschen, behielt ich immer, wegen meiner beständigen Kränklichkeit, eine beständige Abneigung für grosse Geselligkeit. Menschen von allen Ständen und von allen Farben, bis in ihr Innerstes zu sehen und zu beobachten, hatte ich indessen überflüssige Gelegenheit, in dem nur zu sehr ausgebreiteten Cirkel meines Berufs, und auf meinen vielen Reisen. Ich ward dadurch, mehr als mir lieb ist, mit den Wegen der Welt bekannt. Aber, bey aller meiner natürlichen Offenheit und Unverlegenheit, lebte ich doch immer in engem Vertrauen des persönlichen Umganges, nur mit sehr wenigen Menschen. Aufraffen muß ich

mich mit der äussersten Gewalt, wenn ich Freude zeigen soll bey Dingen die mir keine Freude machen. Innerlich bin ich fast immer gefoltert, wenn ich da seyn muß, wo viele Menschen spielen, essen, und Zeitvertreib suchen.

Abneigung ist dieß nicht gegen die Menschen, unter denen ich lebe. Sie, an denen ich so viel Gutes sehe, an denen mich alles Gute rühret, an denen mich jede schöne Eigenschaft, jedes Talent, jedes Verdienst, jede Tugend, jede Aeusserung von Geist und Muth entzücket, sind nicht die Ursache meiner Ungeselligkeit. Das Uebel liegt ganz in mir. Ich fühle, daß es in zahlreicher Gesellschaft Pflicht ist, jedem Vergnügen zu geben und von jedem Vergnügen anzunehmen, und das kann ich nicht.

Eingezogenheit, und stiller freundlicher Umgang mit Menschen aus jeder Classe,

war darum von jeher mein einziger Wunsch, und meine einzige Freude. Mein Beruf und meine Lage in der Welt, erlaubten mir zwar nie, so eingezogen zu leben, als ich es wünschte. Aber die Neigung behielt ich doch immer, noch einmal etwas Ausführliches über den wahren Werth der Einsamkeit zu schreiben, und dem Menschen wenigstens ein Glück anzupreisen, und eine Lebensart beliebt zu machen, die ich über alles schätze, wenn man sie vernünftig benutzet, und die mir immer so vorzüglich gefiel. Nach der Bekanntmachung meiner allerersten, und in vielen Ländern liebreich aufgenommenen Schrift über die Einsamkeit, hatte ich immer nur zu lebhaft empfunden, wie wenig ich noch zur eigentlichen Prüfung dieser Lebensart darinn sage.

Mit leisen Schritten unternahm ich deswegen, schon im Jahre 1757 die Einsamkeit

philo-

philosophisch zu betrachten. Also mußte ich auch wol untersuchen, was sie etwa gegen sich habe? Meinem Hange gemäß, wollte ich sodann meine ganze Seele zu ihrem Lobe ergiessen. Aber freylich wollte ich und mußte ich dabey, aus Ehrfurcht für die Wahrheit, die Pflichten gegen die Welt mit der Liebe für die Einsamkeit in das gehörige Gleichgewicht bringen. Um diese schöne Materie in ihren ersten Quellen zu studiren, wagte ich mich damals in die Kirchengeschichte. Ich las auch einige Kirchenväter und viele Lebensgeschichten der Heiligen. Allein andere Arbeiten, und zumal mein Beruf, erlaubten mir schon in der Schweitz hierinn nicht grosse Fortschritte. Allem was nicht zur Arzneykunst gehörte, und aller Schriftstellerey entsagte ich in Hannover. Blos zu einiger Erleichterung in einer fürchterlichen Nervenkrankheit, zog ich am Ende

des

des Jahres 1772, aus meinen längst vorher in der Schweitz geschriebenen Anmerkungen das bekannte im Jahre 1773 zweymal gedruckte Fragment von der Einsamkeit.

Ich bitte sehr um Vergebung, daß ich hier von so vielen Dingen rede, die nicht sechs Menschen in der Welt interessiren. Aber sagen mußte ich doch dieß alles, um zu zeigen, ob ich wol den Namen des fluchwürdigsten Hässers und Verächters der Einsamkeit, und dafür den Staupbesen verdiene, wie der berühmte Obereit glaubt.

Der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, dieser in Deutschland von so wenig Menschen gekannte, und von sehr berühmten Männern so hochgelobte und hochgepriesene Lichtgeist, kam, wegen jenes von mir im Jahre 1773 herausgegebenen Fragments über die Einsamkeit, fürchterlich gegen mich in Harnisch. Er nahm einen kleinen Theil,

ein

ein kleines abgerissenes Stück für das Ganze, und dieß brachte ihn in eine comische Wuth, die mich endlich im Jahre 1781 bewog, dieses Buch über die Einsamkeit zu schreiben.

Obereit, dieser unaussprechlich zudringliche, und immer bey mir auf Lanzenbrechen erpichte Kämpfer, versuchte das Aeusserste um mich zu reizen. Sechs Jahre vergiengen, eh er mich aufbrachte. Seinen ersten Schritt wider mich, that er im Jahre 1775, indem er mir, mit reitender Post, eine sehr lange und sehr ausführliche Widerlegung meines kleinen Aufsatzes über die Einsamkeit schickte, und mich sehr ängstlich, und dringend, und kümmerlich bat, weil Er mit den besten Buchhandlungen Deutschlands nicht bekannt sey, daß ich doch diese Widerlegung, worinn Er Schimpf und Schande

de gegen mich ausgoß, Ihm zu lieb (*) drucken lasse.

Mein Fragment über die Einsamkeit war auf Beobachtung, Geschichte, und Thatsachen gegründet. Obereit, der wenig von Geschichte zu wissen scheint, sagt in der Schmähschrift gegen mich, die Er mir überschickte damit Ich sie drucken lasse: mein Fragment über die Einsamkeit enthalte nichts als artige selbstgemachte Legenden, und schön zugeschnitzte Fabeln. Die Aerzte haben von Hypochondristen und hysterischen Weltdamen am meisten einzuernden, wenn sie dieselben nur brav lange aufhalten können; aber für mich seyen die ersten Einsiedler unnütze Waare. Ich gehe auf Abentheuer aus. Meine so gerne allweise und doch

(*) Pro Cynico, schrieb er mir, qui feré omnia sua secum portat, vitamque extrema per omnia duxit.

doch so kurzsichtige Vernunft, wolle in ihrem frostigen Stolze, mit angemaßter Gewissensrichterschaft alles Gute umkehren. Ich mache kalte Schulschlüsse, und schreibe orakelmässig. Ueber alles, was ich nicht flugs verstehe, gebehrde ich mich so herrlich, als wäre ich nun einmal Herr über die ganze Kirche. Ich fertige Bullen aus, zur Verbannung in Tollhäuser, als Richter der Lebendigen und der Todten. Ich jage eine Schwärmerey durch eine grössere in die Flucht. Schlechte Weiberchen haben, in unzählichen Erfahrungssachen, mehr Verstand als ich gelehrter Vernunftheld. Er wünsche mir die Krätze. Ich entscheide alles Parisisch, und errege einen allgemeinen Gewildkrieg, wo nichts Wahres und Gutes mehr sicher sey. Vor künstlicher und zu marmorner Natur gewordener Vernunftsenthusiasterey sehe ich nichts, von tausend

und tausend der einfältigsten allerklarsten, und allerlautersten Wahrheiten. Ich verstehe, in meiner überklugen Kopfsfülle, nicht einmal das Alphabet der allereinfältigsten Heiligen. Auf einmal sage ich allem einfältigen Plunder von Moral, Vernunft, und Religion, gute Nacht. Meine kalte versteinernde Vernunft sey in sich selber satt, reich, überflüssig klug, nichts bedürftig, sich selbst allgenügsam. Als ein Weltweiser aus der neuen Hutfabrike sey ich unbillig gegen Einfalt und Weiblichkeit. Eine stoische Liebe wolle ich allgemein machen, und erschaffe Wolfianische Regularfrauen. Ich sey ein Nonnenfeind. Ich sey ein stoischer Methodist des Christenthums. Aerger als Sünde, Tod, Teufel, und Hölle, fürchte ich die Schwärmerey. Ich verachte alle Vereinigungs-Zärtlichkeit der Weiber. Ich habe ein sehr löcherichtes Gedächtniß, weil ich

nicht wisse daß Weibervernunft eher reif werde als meine Vernunft. Ich renne nach Ehre, Macht, Hoheit, Herrschaft über Alles, mit einem Glanzton, und Schwanze von Päbstlichkeit. Ich sey ein Uebermuthspinsel, der verliebte Weiber ins Tollhaus schicke, und selbst zuerst darein gehöre. Zur vollkommenen Kindlichkeit der Liebe Gottes schicke ich mich wie ein Kloß, und nur mittelmässig zur Freundschaft. Von der zu süsse scheinenden Liebesbutter der armen mystischen Nonnen verstehe ich ewig steifer Vernunftsleyermann nichts. Ein ekler Herr sey ich, dessen verdammenden Systemköpfchen man nichts recht machen könne. Gepfiffen habe man mir, und ich habe nicht getanzt. Nur solche muthwillige und übersichtige Schälke machen über die billige Verwerfung der verdorbenen Vernunft, den größten Marktschreyerlerm. Diese verwor-

rene modische Vernunftserhebung sey eine uralte Erbsportion des alten Adams, die ich, sobald sie mir nicht gefalle, mit Michaels Geistesschwerdt wieder zu dem alten Drachen jagen könne, woher sie zuerst entsprang, wie eine Lügenminerv aus Jupiters Kopfe. Meine Hände seyen, dem Scheine nach, Jacobs glatte Hände zu fertigem Styl, aber meine Stimme sey Esaus Stimme. Meine ganze Lehre von der Einsamkeit sey ein Kartenhäuschen, das Er, Doctor Jacob Hermann Obereit, im Vorbeygehen übern Haufen blasen könne, so weit Er nur wolle.

Etwas scharf war diese Predigt. Obereit begleitete sie, mit einem sehr langen, und noch schärfern Briefe, worinn Er mir sagt: die greßlichste Ketzermacherrotte habe nicht so wie ich, ohne allen Unterschied und Ausnahme, über alle Mystiker und Anachore-

ten zum zertretenden Hohn, den Gerichts-stab der Vernunft oder steifer Theologie zerbrochen. Erhascht habe ich die Einsamkeit, nicht auf unzählige Art genossen, und erfahren. Streifend und als ein Fremdling habe ich die Schriften darüber durchstrichen, alles im französisch husarischen Schwung, einem Voltaire fast durchaus ähnlich, wie ein Ey dem andern; ganz im Ton der grossen Weltsphäre eines solchen Parisers, und seiner wahrheitliebenden Bocksprünge. Also könne ich es gar nicht übel nehmen, wenn Er, Doctor Jacob Hermann Obereit, als ein alter erfahrner Grundkenner jenes unbekannten Landes der Einsamkeit, im offenen von mir begaukelten Felde, mich als einen unritterlichen Lanzenwerfer gegen die Anachoreten und Mystiker übern Haufen reite. Ich möge nun ein Werk, klein oder groß, über die Einsamkeit schreiben oder träumen;

es werde immer ohne alle Kenntniß seyn, und nichts enthalten als Philosophie à la Parisienne. Diese ganze Widerlegung sey nur ein Weiberpfeil. Endlich, und zum Beschlusse vermeldete mir Doctor Jacob Hermann Obereit ein herzergebenstes Compliment (avec embrassements de tout le cœur à plaisir, wie er sich in seiner kauderwelschen Sprache ausdrückt) von seiner Psyche Empirea, und läßt mir wissen, diese Psyche stamme aus einem deutschen fürstlichen Hause (*) ab; und Er habe ihre hysterische Mystik mit nichts als Fasten bey Käse, Wein, und Sallat geheilt.

Mit einem ganzen Strome von Injurien begoß man einst einen ehrlichen Prediger. Er antwortete nichts. Warum antwortest du mir nicht, schrie der andere? Der Prediger erwiederte ganz kaltblütig: du bist Herr

über

(*) Sie war eines Posementirers Tochter.

über dein Maul, ich bins über meine Ohren; ich höre dich nicht.

So schrie Obereit, als ich schwieg. Er drohte mir immer mit neuen Briefen; und bat mich endlich, um Gottes, des jüngsten Gerichts, und Christi Schmach willen, ich möchte nur seine Schrift drucken lassen.

Ich ließ also diese Schrift drucken. Auch Obereits eben angezeigten Schmähbrief dazu. Ich strich keine Zeile aus, veränderte kein Wort, ließ Alles wie es war, gab der Schrift blos einen verständlichen Titel (*), und begleitete sie mit einer höflichen und sanftmüthigen Vorrede (**).

 Aber

(*) Vertheidigung der Mystik und des Einsiedlerlebens, gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann, von Jacob Hermann Obereit, Doctor der Philosophie im Bodensee. Frankfurt am Mayn 1775.

(**) Obereit nannte sein Werk in der Handschrift: „Ein Zimmermanns-Handlanger, von Liebes-„Enthu-

Aber Obereits Briefe beantwortete ich nicht. Dieß brachte den kindisch stolzen Chi-

rurg,

„Enthusiasten und der allerfreyesten Republik „der Einsamen. Kiriath Sepher der Freymäu„rerinnen. Anno mundi 7275. Aus der „Bergschotten Loge. Sub Rosa.“

Meine Vorrede lautet so: „Um Gottes, des „jüngsten Gerichts, und Christi Schmach wil„len, wünschet der Verfasser dieser Schrift diesel„be gedruckt zu sehen. Viel unverdientes Lob „giesset mir zwar dieser ehrliche Mann über den „Rücken herab, und deswegen ist in der Befol„gung seines Willens doch wirklich etwas sehr „unanständiges. Aber er wäscht mir auch den „Kopf so derbe und so beitzend, daß ich hoffe „allen Vorwurf der Eitelkeit dadurch von mir „abzuwenden, wenn ich verlange, daß seine „Schrift, um ihre Originalität nicht zu schwä„chen, in puris naturalibus gedruckt werde. „Zwey Briefe füge ich bey, weil sie ebenfalls „viel lehrreiches enthalten, und vielleicht noch „originaler sind, als alles übrige. Herr Obereit

„ist

rurg, alles meines anderweitigen sanften Verfahrens ungeachtet, in die äusserste Wuth.

„ist wirklich ein sehr merkwürdiges Phenomen „für Leute die den Menschen studieren, ein aller„dings sehr viel und weit umher denkender Chi„rurgus zu Lindau am Bodensee. Sein Schat„tenbild würde Lavatern Stof zu merkwürdigen „psychologischen Bemerkungen geben. Man hat „ein lateinisches Werk von ihm, in welchem „scharfsinnige Dinge gesagt sind. Sein Eifer „gegen mich fliesset aus der besten und edelsten „Absicht. Er hat gewiß in Vielem sehr Recht, „und siehet höchst vermuthlich, aus seinem Ge„sichtspunct, manches ungleich mehr durch, als „ich aus meinem. Ich versöhne vielleicht den „guten Mann mit den Sitten der heutigen Welt, „indem ich bitte, daß dieses seiner Schrift vor„gedruckt werde; so wie ich auch Ihm hier öf„fentlich bezeuge, daß ich mir jedes unsanfte „Wort gegen Ihn verbiete, und Ihn wahrhaftig „verehre, obgleich (sub Rosa sey es gesagt) un„sere Sinnesart eben so verschieden ist, als „Schwarz und Weiß.“

Also that er, nach vielen Jahren, seinen zweiten Schritt, und dieser wirkte (*).

Sein

(*) Herr Garve sagt, in seinen philosophischen Anmerkungen über den Cicero, zwey Dinge die ich unmöglich zusammen reimen kann. Erstlich: eine sichere Erfahrung lehre, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche sey, wenn man nöthig hat erst aufgebracht zu seyn, um andern Menschen widerstehen zu können. Zweitens: Widerstand ohne Haß sey das Meisterstück der Moral.

Beyder Empfindungen bin ich mir in Absicht auf Obereit bewußt. Durch seinen Weltüberwinder hat Er mich aufgebracht, dieses Buch über die Einsamkeit zu schreiben; aber so nachdrücklich ich auch gegen ihn geschrieben habe, so wenig hasse ich ihn doch, daß es mir vielmehr schlechterdings unmöglich ist jemals an ihn zu denken, ohne augenblicklich ins Lachen zu kommen. Nach Herrn Garves Philosophie wäre also (was ich doch samt und sonders unmöglich zugeben kann) mein Verhalten gegen Obereit im ersten Falle der augenscheinlichste Beweis von

Schwä=

Sein völliger Roman über die Einsamkeit kam im Jahre 1781 wider mich heraus (*). Obereits Herzensfreund, ein junger Westphälischer Philosoph, den ich in Hannover in die Schule gehen sah, und von dem mir sein Lehrer sagte daß er ein hofnungsvoller liebenswürdiger Knabe sey, der Herr Conrector Kleuker in Osnabrück, war Herausgeber und Ausleger dieses Romans. Titel, Vorrede, und alle demselben beygefügten Anmerkungen sind von ihm. Kleuker führte durch das ganze Buch die Feder. Er verschmelzte Obereits Kraftstyl von Zeile zu Zeile. Aus einer Scharteke, die aber-

Schwäche, und im zweiten das Meisterstück der Moral.

(*) In Leipzig im März 1781, unter folgender Aufschrift von Herrn Kleukers Erfindung: die Einsamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philan-„thropen.“

mal vielleicht kein Mensch gelesen hätte, machte Kleuker ein trefliches Buch für unsere Lesewelt. Er ließ alle Scheltworte gegen mich stehen; er gab dem ganzen Buche das Ansehn einer Recension. Obereit der Chirurg, erscheint im Weltüberwinder mit der allerhöchsten Eleganz eines Westphälischen Conrectors.

Und mit möglichst deutscher Höflichkeit wird mir im Weltüberwinder zu verstehen gegeben: ich habe den Beelzebub. Ich sey einer der ausgezeichnetesten Verächter aller Einsamen. Noch niemand habe mit einer solchen Wuth wie ich, gegen die Einsamkeit geschrieben. Ich sey ein Lügner, und ein Vater der Lügner. Ich habe den schwarzen Staar im Verstande. Ich sey ein Muthwilliger und Frevelhafter, der seine Leser berücke; ein Materialphilosoph; ein dreister Behaupter der größten Ungereimtheiten; ein

kurz-

kurzsichtiger Geselligkeitsweiser; ein Freund des steten Wechsels und Taumels betäubender Gesellschaften. Ich sey über die Einsiedler in der Egyptischen Wüste neidisch. Ich sey ein Verschmäher, Spötter, und Tadler der Gewissenserwecker; ein ungerufener Leibarzt der Heiligen; ein Verwerfer aller Schwärmerey und überwallenden Einbildungskraft; ein flüchtiger Beobachter, der nicht sehe, daß dem Socrates Erstarrung der Sinne gewöhnlich war. Ich verliere die Sinne, in lauter Betrachtungen der Unfehlbarkeit meiner sinnlichen, spitzfündigen, überklugen, freygeisterischen, und schalkäugigen Vernunft. Ein übermüthiger Thor sey ich, der unzähliche Früchte einer zügellosen Freygeisterey hervorbringe. Aus der Fülle meines Herzens verbanne ich alle Tugend von Gottes Erdboden. Ich sey nicht würdig dem schlechtesten Anachoreten die Schuh-

Schuhriemen aufzulösen. Ich sey ein Sophist, ein einöhrichter Richter, ein blosser Schulweiser, ein vorurtheiliger Schriftgelehrter. Die Einsamkeit könne ich an andern eben so wenig ausstehen, als an mir selbst. Meine eigene Gesellschaft sey für mich die schlimmste und unerträglichste, die elendeste unter allen Menschengesellschaften; sie sey weit unter der Gesellschaft der elendesten Sterblichen; sie sey noch erbärmlicher als die Gesellschaft der wilden Thiere, welche doch in einsamen Wäldern sich zu vergnügen wissen. Ich sey ein Verächter der Freymäurer des Innersten, gegen den zu seinem eigenen Heil, nichts mehr übrig bleibe, als die schärfste Stachelpeitsche, nicht sowohl der Satyre, als vielmehr Gottes selbst (*).

Drey Hauptwahrheiten gefielen mir ausnehmend wohl in Obereits und Kleukers

Welt-

(*) Einsamkeit der Weltüberwinder. 79. S.

Weltüberwinder. Die erste: Ein Philosoph, als man ihn fragte, wodurch Er zu diesem hohen Alter gelanget sey, habe geantwortet, dadurch, daß ich die Thoren ertragen gelernt (*). Die zweite: Wen man im Herzen nicht leiden kann, den versteht man hundertmal unrecht, ehe nur einmal recht (**) Die dritte: Man beobachte Socratisch die gelehrten sowohl als die häuslichen Streitigkeiten, ob sie nicht mehrentheils von Misverständnissen herrühren (***).

Misverstanden hat mich doch wol Obereit. Er, der mich nicht kannte, der von meiner Neigung für Einsamkeit und Stille nichts wußte, hätte mich sonst nicht für den Freund des steten Wechsels und Taumels betäubender Gesellschaften gehalten? Er hätte nicht gesagt,

(*) Ebendaselbst. 170. S.

(**) Ebendaselbst.

(***) Ebendaselbst. 199. S.

gesagt, Einsamkeit könne ich eben so wenig an andern ausstehen, als an mir selbst; mein eigener Umgang sey mir unerträglich, und sey noch erbärmlicher als der Umgang der wilden Thiere, die sich doch in einsamen Wäldern nach ihrer Art zu vergnügen wissen? Er hätte eingesehen, daß nicht der Geschmack für geräuschvolle Freude, nicht der Hang für den Tumult der Welt, mich bewogen, die Einsamkeit von meiner ersten Jugend an zu suchen, und in so entfernten Zeiten meines Lebens immer wieder über die Einsamkeit zu schreiben? Er hätte die Einleitung zu diesem gegenwärtigen Werke, ein sehr kleines Fragment meiner Beobachtungen über die Einsamkeit, nicht für den ganzen Inbegrif von allem genommen was ich über die Einsamkeit denke und empfinde? Er, dieser grosse Seher, hat also aus blossem Misverstand nicht gesehen, mit welchem

Strome von Empfindung sich noch einst meine Seele werde zum Lobe der Einsamkeit ergiessen.

Seifenschaum ist solches Lob, wird Obereit sagen? Ja, Seifenschaum ist wenigstens ein großer Theil dieses Buches für die Bärte der Weltüberwinder.

Tausendfach ward ich in der Welt misverstanden, ohne daß es mich kümmerte. Wie oft stichelte und hechelte, und nagte und kratzte man an meiner Ehre; ich lächelte, wenn ich die Pfoten sah. Alle Schmähungen und allen Schimpf von gelehrten Klopffechtern und Buschklepfern, samt und sonders, habe ich nie geachtet. Nur die fromme Miene Obereits reitzte mich zu ernsthaftem Kampfe. Er, der für die Ehre der Mystik und der Einsiedeley schon vormals gegen mich die Waffen trug, und nun wieder zur Ehre aller heiligen Halunken

lunken (*) gegen mich antrabte; Er; der mich als den von Ihm ausgezeichneten, und von Ihm gebrandmarkten Verächter der Einsamkeit, und von Ihm verfluchten und fluchwürdigsten Feind aller Mönche und Nonnen, bey lebendigem Leibe so gerne in der Hölle gesehen hätte; Er, der alles Feuer seiner Windofen auf mich blitzte; Er, der aus seinem Laboratorio in Lindau und in Zürich, Fluch und Abscheu über mich schrie; Er, der mir in einer Dominikanerkutte, mit einer brennenden Fackel in der einen Hand, und mit einem Crucifix in der andern, sein Evangelium predigte; Er, dieser Ritter von der feurigen Gestalt, wird doch nun gewiß begreifen, warum mir in vielen Jahren nichts

(*) Man fand diesen Ausdruck in dem protestantischen Deutschlande zu hart. Aber sagen die besten französischen Schriftsteller viel weniger, durch die bey ihnen sehr gewöhnliche Redensart sainte Canaille?

nichts so viele Freude machte, als eben diese Gelegenheit, bey der ich einmal öffentlich zeigen konnte, wie sehr ich, mitten unter allem Visitenzwang, mitten unter allen Widersprüchen von Pflicht und Neigung, doch die Einsamkeit über Alles schätze, und liebe.

Beyfall kann sich von einer oft in diesem Buche gezeichneten Menschengattung, jeder versprechen, der mich schimpft. Es war mir darum überaus begreiflich, als ich hörte und las, daß Jemand in einer nicht weit von Hannover entlegenen Stadt behaupte: Es sey nichts schöneres, wahrers, treffenderes, und vernichtenderes gegen mich geschrieben worden, als Obereits Weltüberwinder; dieser trete mich völlig zu Boden, und in den Staub.

Dieß dachte Chirurg Obereit auch. Wie derbe wäre Er aber schon widerleget, wenn ich auch nur, ohne ihn oder seinen Welt-

überwinder zu nennen, oder mich um irgend eine seiner Behauptungen zu kümmern, blos diese ausführliche Schrift über die Einsamkeit hätte drucken lassen. Aber ein grösserer Sieg war mir vorbehalten. Obereit hatte mich nicht nur mit allen seinen Kernkräften, auf einmal, tief, unsichtbar, aus dem Verborgenen herauf, als ein Grundkenner, vollkommen rein und genau, mit einem zweyschneidigen Schwerdt niedergehauen; sondern Er hatte mich auch so augenscheinlich gründlich, so allgemein unfehlbar, und in lauter That und Wahrheit versiegelt, durch ganz Deutschland angeschwärzt, verschryen, und verflucht. Und nun erschien dieser Held aus der Tiefe, dieser über alle Philosophen wie die Sonne über alle Sterne erhabene Lichtgeist (*), Naturtheolog und Grundkenner

(*) Wer Obereits Originalschriften nicht gelesen oder

n̄er des menschlichen Herzens, mit aller Glorie die sein Haupt umgiebt, persönlich, unversehens und lichthell, in der Stadt Hannover, als ich diese Schrift über die Einsamkeit schon mehrentheils fertig hatte, sieht mich, und wird mir gut.

Dieser mir nicht schwer gewordene Sieg hat vielleicht etwas Sonderbares. Er wird jedoch nur alsdann interessiren, wenn man diesen Feuerphilosoph genauer kennt, der durch alle seine tief herauf, aus den reinsten Quellen der ersten anachoretischen Friedenskirche, mir stromweise ins Angesicht geschütteten Injurien, nicht die einzige aber die erste Ursache ist, warum ich mir eine Feder zu diesem Werke über die Einsamkeit schnitt.

oder den Mann selbst nicht gesprochen hat, bedarf der Erinnerung, daß ich hier, und in mancher andern Stelle, Obereits Sprache rede.

Züge aus der Lebensgeschichte eines seltsamen Menschen sind immer gute Randglossen zu seinen Lehren und Meinungen, eine sichere Spur zu Quell und Keim seiner Sinnesart, Selbstheit, und Originalität. Darstellung des Mannes, entwickelt immer alles besser, als langweiliges und schulgerechtes Gezänke. Obereits hermetischer Lebensgang interessirt dann auch alle Liebhaber der Geschichte der christlichen Kirche, deren neuer Reformator Er seyn will, und alle Liebhaber der Spükgeschichte der menschlichen Seele. Vielleicht gelingt es mir zu zeigen, wie der grosse Lichtgeist Obereit ward was er ist. Vielleicht ist auch sein Bild, das ich hier als ein Pendant zu dem Leben des grossen Antonius aushänge, der lebendigste Beweis des guten und bösen Einflusses der Einsamkeit auf Köpfe dieser Art.

Sanct Jacob Hermann Obereit, erblickte vor mehr als einem halben Jahrhundert zu Arbon in der Schweitz das Licht der Welt, deren Licht Er itzt ist. Der Vater dieses ehmaligen grossen Anachoreten, und nunmehrigen Deserteurs aus der Anachoretenschule, lebte in Arbon als Kaufmannsbedienter, und zog in der Folge nach Lindau am Bodensee, als Rentschreiber dieser Stadt, deren öffentliche Einkünfte er verwaltete. Vater und Mutter waren Genies.

Der Vater hatte vielen Geschmack für Mysterien aller Art, zumal für Goldmacherey, und las gerne alle Bücher über geheime Weisheit. Die Mutter hatte einen ausserordentlichen Haß gegen Geistliche, und nicht mit Unrecht. Sie, und ihr Mann, wurden von den Pastoren in Lindau schrecklich verfolgt, weil man sie für Pietisten und Separatisten hielt, das ist, für Leute wel-

che glaubten, die Worte der Lindauerpastoren seyen nicht Worte Gottes. In wilder orthodoxer Wuth excommunicirten diese hochwürdigen Herren dort, den guten alten Obereit auf ein Jahr, weil er den menschenfreundlichen Einfall hatte, über die Wiederbringung aller Dinge zu schreiben.

Sanct Obereit erhielt seine erste Erziehung theils von seinem Vater, der ihm vieles aus dem Nepos, Plutarch, und Valerius Maximus, und noch weit mehr aus Kempis und Poiret erzählte; theils in den öffentlichen Schulen; und theils, wenn ich meinen Nachrichten trauen darf, in einer Barbierstube. Nach einem rohen Herkommen bildeten sich von jeher viele deutsche Chirurge auf einer solchen Academie, und behielten dann auch ihr Lebenlang etwas von dieser Bildung.

Unter

Unter die Fahnen der Alchymisten und Mystiker schwur Sanct Obereit schon in dem väterlichen Hause. Die Schriften Peter Poirets, des Originalphilosophen, und ewigen Universal-Lichts- und Friedensgeistes, las der Vater bey Tag und bey Nacht, und der Sohn schnappte nach denen von dieser Fackel herunter fallenden Funken. Der Magistrat in Lindau hatte daher wol den guten Gedanken, den jungen Feuerphilosoph nach Berlin zu schicken, um sein Genie dort durch das Studium der Wundarzneykunst und Geburtshülfe abzukühlen.

Dieß geschah. Wiewol nicht mit gutem Erfolge, wie man sagt, weil Genies gewöhnlich nichts lernen, als das, wozu sie Lust haben. Aber desto eifriger studierte Sanct Obereit, bey Pott, die Chymie.

Sodann mußte Er, in mannbarer Jugend, auf einige Jahre den Krieg versuchen,

um in harter Lebensart und in edler Großmuth sich frey, nach allen Kräften zu üben. Beynahe majestätisch, oder wenigstens überaus heroisch und pathetisch, erzählet Er dieß selbst, im Weltüberwinder (*). Wo Sanct Obereit Compagniefeldscheerer gewesen seyn mag, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß Er bald nachher alle Regierungsarten der Menschen durchgieng, um zu sehen, unter welchen Er am liebsten leben möchte (**)? Die Spartaner gefielen ihm am besten.

Und die Lindauer behielten die Oberhand. Denn Hebammenmeister, und Spithalchirurg, ward Sanct Obereit, gleich nach seiner Rückkunft, nicht in Sparta, sondern in Lindau!

Aber beydes behagte ihm nicht sehr; denn statt Chirurgie und Hebammenkunst, studier-

(*) Auf der 94. Seite.

(**) Weltüberwinder. 94. S.

studierte Obereit mit Feuereifer, Philosophie, Kirchenväter, Leben der Heiligen, gefiederte und gerupfte Schwärmer von allen Farben und Gestalten. Er schrieb Briefe voll Vielwisserey, von furchtbarer Länge, an alle Gelehrte, die irgend einen grossen oder kleinen Namen hatten, und warf sich mit einer Leidenschaft, die beynahe alle seine übrigen Leidenschaften verschlang, in Poesie und Alchymie. Dieß gefiel Obereits Patienten nicht. Bey der grossen Musse, die daher ein solcher Feuerphilosoph, als Chirurg, Accoucheur, Urinbeschauer, und Praktiker, allmählig in Lindau finden mußte, wuchs seine Centralkraft tausendfach. Er las in seines Vaters Hause, tief herauf, alles was ihm von fanatischen und philosophischen Schriften in die Hände fiel, dachte über Alles, stutzte über Nichts, baute Luftschlösser, machte Systeme, Aufsätze, Plane

zu Wochenschriften, und suchte allerwerts Mitarbeiter; die sich alle der Ehre bedankten.

Sanct Obereits Freunde und Gönner, samt und sonders, baten ihn immer um Gottes und des jüngsten Gerichts willen, nur nichts drucken zu lassen. Denn Alles was Er hervorbrachte, war mystisch, fanatisch, geisterseherisch, unordentlich, unverständlich, unverdaulich, und ungenießbar. Alles zeigte jedoch einen Selbstdenker und vielvermögenden Kopf. Die Gelehrten welche Er immer, tapfer und unerschrocken, mit Briefen bombardirte, bewunderten ihn wegen seiner Vielwisserey, und bedaurten ihn, wegen der ihm ganz versagten Gabe der lichtvollen Ordnung, und des Styls.

Erborgter Styl, und brüderliche Geburtshülfe, machen Sanct Obereit itzt zum Licht der Lesewelt, wie man weiß. Damals

mals wichen die meisten Gelehrten vor seiner scheußlichen Correspondenz. Indessen ertheilte unser berühmte Wieland, als damaliger Kanzler der freyen Reichsstadt Biberach in Schwaben und Comes Palatinus, dem von jeher äusserst eitel gewesenen Obereit, die Würde eines Magisters der Weltweisheit. Dieser grosse Titel, erregte in Lindau grossen Neid; aber dessen ungeachtet hieß Sanct Obereit sich seitdem immer Doctor Obereit.

Weltverstand haben nun freylich nicht alle Magister der Weltweisheit. Denn als im Jahre 1762 Sulzer der Philosoph, Lavater der Physiognomist, und Füßli der Shakespear unter den Mahlern unserer Zeit, auf einer Reise von Zürich nach Berlin, durch Lindau kamen, erschien Magister Obereit augenblicklich im Posthause, mit einer erschrecklichen Menge von Manuscripten in allen

len seinen Taschen. Viele Stunden nach einander, unterhielt Magister Obereit diese Männer, mit seiner philosophischen, mystischen, patristischen, theologischen, physischen, mathematischen, lateinischen, griechischen, medicinischen, chymischen und alchymischen Vielwisserey; und, nach seiner sündhaften Gewohnheit, zog er immer ein Manuscript nach dem andern aus der Tasche, und las es vor (*).

Lavater

(*) Noch zu dieser Stunde hat der Feuerphilosoph Obereit, bey aller seiner vorgeblichen Weltüberwindung diese kindischeitele und sündhafte Gewohnheit nicht überwunden. Allenthalben zieht er seine Manuscripte aus der Tasche, und liest sie vor. Auf die Gesellschaft kommt es ihm nicht an. Jeder muß herhalten; der Unwissende wie der Gelehrte, Mädchen, Weiber, und Damen, wie Jünglinge und Männer. Als noch in diesem Sommer 1784, Obereit auf seinen Wanderungen, einer ziemlich grossen und sehr vermischten

ten

Lavater war bedrückt, und seufzte. Füßli fluchte. Sulzer kam aus aller Fassung. Magister Obereit wußte von nichts, und las immer keck und tapfer von der Faust weg. Sulzer, der mittlerweile eingeschlafen war, und beym Aufwachen hörte, daß Magister Obereit noch las, ergrimmte, und hieß den redseligen Magister nach Hause gehen. Obereit trat ab, und sie dankten alle Gott! Den andern Morgen, um vier Uhr, als schon angespannt war, und der Postillon

bließ,

ten Gesellschaft von Herren und Damen, beym Caffee, eine metaphysische Abhandlung vorlas, und ein Theil der Gesellschaft einschlief, schrie Er laut und mit Begeisterung aus: nun will ich sie mit etwas Lustiges unterhalten; und zog wieder ein Manuscript aus der Tasche! Doctor Obereit war immer der erste der darüber lachte, und dann zwischendurch beym Vorlesen (nach Art aller Vorleser von Profession) die ganze Gesellschaft mit funkelnden, nach Beyfall gierigen, und Beyfall erwartenden Augen ansah.

bließ, klopfte jemand, mit großem Ungestüm, an Sulzers Thür? Herein trat Magister Obereit, mit einem grossen Pack Schriften im Arme, und wie mir mein seliger Herzensfreund Sulzer versichert hat, mit grossen Bücklingen, und diesen Worten: Ich bin auch ein Poet!!

Das war Er nun freylich nicht. Aber eine ungeheure Menge von Gedichten hat er verfertigt; und alle warten nur auf einen Verleger, seit dreissig Jahren. Sanct Obereits Geist hub sich unstreitig in manchem Unglück, durch diese Art sich seiner Empfindungen und Gedanken zu entladen. Unfreundlich war ihm das Schicksal lange, aber er trotzte seinem Schicksal in allen Fällen mit Spartanischem Muth, und anachoretischer Kraftdauer.

Er studierte wenn ihn hungerte. Die gewisse Hofnung, Er werde den Stein der

Wei-

Weisen finden, trug ihn durch Dick und Dünn. So überwand er alle Widerwärtigkeiten des Lebens. In seiner größten Noth, schrieb er einst, aus Lindau, an einen Freund: Nun sey Er völlig gewiß, den Stein der Weisen in vierzehn Tagen zu haben.

Noch hat er ihn nicht. Aber unter jenen glänzenden Hofnungen und Aussichten in Goldesfülle, verlohr Obereits guter Vater sein Amt. Die redliche und überall misverstandene Familie kam in die äusserste Armuth; und nun zeigte sich der Charakter unsers Philosophen mit Würde. Er verzweifelte nicht, sondern ermannte sich noch mehr, bekam Lust Kranke zu besuchen, und that manche schöne Cur. Die Kranken hatten zwar nicht grosse Lust zu ihm, weil er jedem die derbsten Wahrheiten ins Gesicht sagte; also arbeitete er Tag und Nacht in seiner

Stu-

Studierstube für sich und einige Gelehrte, verdiente sich dadurch etwas Geld, und gab Alles hin, um seinen Vater zu retten.

Seine Gesundheit erlag unter diesen redlichen Anstrengungen. Er ward mit der Gicht befallen, und behielt daher eine Steifigkeit, die sich seitdem nie verlohr. Der gute Obereit, und sein vortreflicher Bruder (*) retteten indeß Vater und Mutter. Einer half dem andern. Das väterliche Haus, in dem unser Philosoph lebte bis der Vater in einem hohen Alter starb, war eine Hütte der Ruhe und der Freude.

Religion, Alchymie, Mystik, und Liebe, gaben zusammen unserm Obereit den heitern, hohen, und festen Sinn, mit welchem Er alle Nebel seiner Schicksale zerstreute. Glückliche

(*) Ein rühmlichst bekannter Mathematiker und sehr gelehrter Mann, der ein Amt in Dresden hat.

liche Liebe macht schon alleine, wie man weiß, alles Unglück leicht; und Obereit ist, wie alle Imaginationsmänner, von äusserst verliebter Natur. Psyche Empirea nannte Er eines Posementirers Tochter in Lindau, in der Er die höchsten und glänzendesten Himmelseigenschaften fand, die jemals eine weibliche Seele zierten. Er bildete dieses Frauenzimmer ganz nach seiner Sinnesart, zu seiner Philosophie, zur seraphischen Dichtkunst, und zur mystischen Seherey. Sie war sehr schön, sanft, und bildsam. Obereit wollte die Psyche heyrathen; aber der Posementirer hielt seine Tochter zu gut für Obereit, und widersetzte sich dem heissen Verlangen des verliebten Paars mit Wuth. Liebe gab anitzt unserm Philosophen Weltverstand; denn er schlich glücklich mit der Psyche Empirea von Lindau nach der Schweitz, und ließ sich trauen. Aber im

Ehbette lebte Er, wie er mir selbst versichert hat, völlig platonisch.

Grössere Prüfungen und grössere Unternehmungen folgten nun in einem ununterbrochenen Zeitraum. Sanct Obereit hatte nichts woraus er leben konnte. In Zürich riethen ihm vornehme Freunde großmüthig, er möchte bey ihren Unterthanen in Winterthur sein Glück suchen. Sanct Obereit entschloß sich auf der Stelle, in Winterthur Unterricht für beyde Geschlechter zu geben, und zwar in der Philosophie des Lebens. Er verkündigte an ganz Winterthur, durch einen gedruckten Plan, seine öffentlichen Vorlesungen über diese sonderbare Philosophie. Unglücklicher Weise hatte aber der gute Philosoph selbst weder Lebensart noch Weltkenntniß, und darum fehlte es auch den Winterthurern, die gute Köpfe sind, am wahren Glauben an solche Philosophie.

Nie-

Niemand wollte Sanct Obereits Vorlesungen anhören, und die ganze Stadt lachte über den drollichten Professor. Auf dringendes Verlangen von Obereits Freunden, ward auch sogar das Programma, das possierlichste Ding das jemals aus eines Menschen Feder hervorgieng, unterdrückt; und anitzt fände man dasselbe in Winterthur nicht mehr für tausend Ducaten (*).

(*) Vielleicht hätte der Herr Professor Obereit bey den jungen Herren und Frauenzimmern in Winterthur grössern Beyfall durch Vorlesungen über die Metaphysik gefunden. Folgende Stellen aus seinem ursprünglichen Geister und Körper Zusammenhang, nach Newtonischem Geist, einem Obereitischen Originalwerke (Augsburg 1776) mögen zur Probe dienen, wie Obereit Metaphysik lehret.

„Alle endliche Monaden, sagt der Herr Pro„fessor Obereit, haben Liebescentra, wo alle „Kräfte der Liebesseligkeiten höchst froh zusam„menfliessen in Eins, und allentzückend darinn „sich

An nichts kehrte sich Obereit, der sich immer übte in harter Lebensart, und edler Großmuth. Sein Glück ward immer grös-

ser

„sich verlieren, nach der Seligkeitsphilosophie „einer saphirotischen Fee.“

„Die Particulartendenz des Verlangens der „Monaden kann innigst gerührt, gereizt, bewegt „werden zu neuer Tendenz, möglichst mehr „Wahrnehmliches dazu zu bringen, bis zu vol- „ler Vergnügung des innern Empfindungsaus- „drucks aller Einstimmigkeiten.“

„Die erste innere Vergnügung bleibt wohl „innerlich, ihr erweckter Ausdruck aber, und „darinn lebhaftester Wiedervorstellungsspiegel, „oder Widerschein, mit dessen Ausbreitungs- „Fortsetzungs- Mittheilungs- Tendenz, dringt „aus der Monade hervor in ihrer vollen und „überfliessenden Freude, darüber sie vergißt daß „sie pur Leibnitzisch in sich selbst verschlossen blei- „ben sollte. Die ganze Monade ergießt sich dann „in Freuden, in frohes Entzücken über sich selbst, „aus ihrem Grundgefühl in Sinnlichkeitslust; „sie weiß sich nicht mehr zu halten, sie muß aus- „brechen

ser durch Liebe, und die größten almymisti-schen Hofnungen. Aber seine gute Frau starb acht Wochen nach ihrer Hochzeit an der Schwindsucht. Sie betrug sich auf ihrem Krankenlager wie ein Engel, und Obereit zeigte sich bey ihrem Tode wie ein Held. Seelenverbindungen, sagte Er mir herrlich, trennet weder Entfernung noch Tod. Auch sang er in der Nacht, da seine Frau eben gestorben war, Stundenlang, aus vollem Halse. Dieß war groß; nur der Winterthurer Pöbel (*) welcher hörte, wie der arme Obereit sang, machte über diese Musik sehr dumme Glossen.

„brechen in tausend sinnliche Freudenszeichen, „daß sie mit allen Sinnen und Kräften ganz „Freude geworden zu seyn scheint, die sich aller „Welt überströmend mittheilen will, und alles „Freudenfähige damit harmonisch erfüllet.“

(*) Es giebt in dem aufgeklärten Winterthur auch Pöbel, wie in jeder aufgeklärten Stadt in Europa.

Obereit war der Deifikation seiner Gemahlinn mathematisch gewiß. Dieß erhielt ihn, in diesen für andere so schrecklichen Stunden, bey der beständigsten Heiterkeit. Auch stürzte Er, wie man aus meinem ersten Capitel weiß, einige Zeit nachher in Zürich, mit entsetzlichem Gelächter in die Stube eines Freundes, und schrie überlaut: denken sie doch, denken sie doch, ich besaß meine Frau just so viele Wochen, als ich Jahre in sie verliebt war; und lachte dabey, immerfort, über seinen wunderbaren hermetischen Lebensgang (*).

Nun ward dieser Lebensgang immer hermetischer. Sanct Obereit las in Winterthur

(*) Ich wiederhohle hier diesen merkwürdigen Zug aus Obereits Charakter, um dasjenige zu berichtigen, was im ersten Capitel unrecht gesagt ist. Die Psyche starb acht Wochen nach ihrer Hochzeit, und Sanct Obereit war acht Jahre in sie verliebt.

thur ganze Buchladen durch; des Abends kam er oft, wie der Erzvater Theophrastus Paracelsus, betrunken nach Hause. Aber mehr als jemals, öfnete er itzt Geist und Herz der edlen Goldsucherey.

Zu dieser Absicht fand er in Winterthur, einen zwar von meinem Herzensfreunde, dem grossen Philosophen und Arzte Herrn Doctor Hirzel in Zürich, gewarnten Gehülfen, einen übrigens klugen und rechtschaffenen Mann, wie man sehen wird. Dieser etwas kaltblütige Gefehrte von Obereits Kaminritterschaft, ein braver Apotheker in Winterthur, nahm unsern Doctor in sein Laboratorium auf, und nachher auch in sein Haus. Sanct Obereit versicherte dem Apotheker, mit dem größten Enthusiasmus, und mit einer Zuversicht die Felsen zersprengte, sie werden den Stein der Weisen finden!

Sanct Obereit suchte, und der Apotheker sah aufmerksam zu. Sanct Obereit sah, wie in der Mystik und im Anachoretenleben, immer die größten Dinge, die, ausser einem wahren Adepten, keines Menschen Auge je gesehen hat; der Apotheker bewies dem Doctor, wie unbedeutend Alles sey was er sehe, und prophezeyte ihm gewöhnlich, bey allen seinen Operationen, das natürliche Produkt. Aber für den Lichtgeist Obereit war nichts natürlich; er hohlte für alle seine kleinen chymischen Produkte, Namen aus der Centralphilosophie, taufte alles astralisch, und glaubte dann, Namen seyen Sachen.

Endlich ward der Apotheker dieser irrenden Ritterschaft müde. Er erklärte an Sanct Obereit, daß er in Zukunft, bey allen diesen Goldsuchereyen, auch die geringste darauf verwandte Kleinigkeit wolle bezahlt haben. Der weltkluge Apotheker hof-

te dadurch, den Doctor klug zu machen. Aber das half nicht. Sanct Obereit bezahlte alles richtig; und arbeitete immer mit leerem Erfolge. Endlich gieng dem Apotheker die Gedult völlig aus; er machte dem Doctor die derbsten Vorstellungen über diese unkluge und nichtswerthe Verschwendung seiner Zeit, und seines wenigen Geldes; er schwur, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß dem armen Obereit darüber vor Schrecken die Parucke hätte mögen ins Feuer fallen, er wolle ihn nicht länger in seinem Hause dulden, wenn er noch länger Gold im Rauche suche. Sanct Obereit machte zuerst ein Gesicht, als wenn ihm der zornige Apotheker das Herz aus dem Leibe risse. Aber als ein grunderfahrner Weiser, schickte Er sich bald in Umstände und Zeit; und studierte nun wieder, ganz gelassen, und mit dem größten Fleiß.

Zur Emporhebung seines Geistes, schrieb er damals seinen seitdem, nicht in Constantinopel sondern in Westphalen gedruckten Gamaliel. Sodann klagte er viel über den Verfall der Religion, erwartete eine gänzliche Revolution für das Reich Christi, hofte diese Revolution selbst noch einst durch Goldmacherey zu bewirken, insonderheit aber durch seine Vertheidigung der Mystik, und durch diesen Gamaliel.

Beständige Hofnung und Erwartung grosser Dinge ist eine grosse Glückseligkeit. In diesem Zustande webte und lebte Obereit in einem fort; und deswegen verbreitete er auch in Winterthur, rund um sich her, nichts als Glück, und gute Laune. Er lachte, fast zuweilen convulsivisch, über alles in der Welt, sogar beym Anblick eines Kälberbratens. Duldend und vertragsam war er im Umgange mit allen Menschen, da-

bey immer ruhig und heiter, und keinen Augenblick in seinem Leben trübe oder hypochondrisch. Gegen jeden, der ihm nur ein gutes Wort gab, war er höflich, freundschaftlich, und herzlich; immer voll Feuer, Kraft, und Leben, im vertrauten Umgange; übrigens für jeden, der ihn auch nur von ferne anblickte, drolligt und comisch zum Todtlachen.

Obereit wartete immer, in froher Hofnung, auf einen neuen alchymistischen Sonnenaufgang, und wartete nie vergebens. Unversehens bot ihm ein begüterter Hauptmann Bürcki (*) im Canton Bern, sein Labora-

(*) Der Bernerhauptmann Bürcki, ist ein Wasserbrenner und ein Bauer, der nah bey der Stadt Bern, ein für sein baares Geld erkauftes Landgut von funfzig tausend Gulden bewohnt. Jede Woche kommt dieser Herr Hauptmann nach Bern auf den Markt, und verkauft da allerley abgezo-

boratorium an, und zugleich ernannte er ihn auch zum Informator, und Hofmeister, seiner Kinder. Mein Kaminheld war nun wieder vor Freuden beynahe ausser sich, obgleich die Philosophen in Winterthur ihm zu verstehen gaben, daß niemand in der Welt sich zum Hofmeister weniger schicke als Er. Aber Sanct Obereit gieng immer, wenn sein Geist zog. Voll hoher Erwartung machte er seinen Bündel, reiste tapfer und vergnügt, voll ewigen schönsten Lichts, Rechts, und Guts, bis auf frohes Wiedersehen, nach dem herrlichen Hauptmann Bür-

abgezogene Wasser. Uebrigens hat Er ein Vermögen von zweyhundert und funfzig tausend Gulden aus seinen Distillirkolben abgezogen. Ein Goldmacher ist er also, aber nicht nach Obereitischer Art und Kunst; und ein überaus vernünftiger Mann, weil er seinen Kindern eine sehr gute Erziehung giebt, und seinen Hauslehrer Obereit in den ersten sechs Wochen wegpuffte.

Bürcki im Canton Bern; und kam, in sechs Wochen, wieder zurück nach Winterthur, mit niederhängenden Ohren!

Grösser war Obereit nie, als in Zeiten fehlgeschlagener Hofnung, denn in den größten Prüfungszeiten fand Er eine Welt in sich und wußte dann auch schon lange aus Erfahrung, in der größten Noth sey Hülfe vor der Thür. Für eine Weile war dieß itzt wieder der Fall. Wieder unversehens kam ein grosser Ruf nach der Hauptstadt Bern, von einem vornehmen und reichen Manne, und einem Mitgliede der dasigen Regierung, mit welchem Obereit, seit seiner Reise zu dem herrlichen Hauptmann Bürcki, über Kaminphilosophie correspondirte. (*). Nun war

(*) Ich kenne diesen Herrn von Person. Einen hellern und aufgeklärtern Kopf, tiefern Denker, und liebenswürdigern Weltmann habe ich in Bern

war die grosse Weltreformation nah. Nun sah Sanct Obereit im Geiste, stufenweise einen Ideenhunger nach Ihm in den Köpfen aller Berner, die höchste Erfüllung aller seiner Erwartungen, das Beginnen und die Vollendung der grossen Revolution, durch Goldmacherey, Mystik, und seine Schriften, gerade in der Stadt wo man sich am meisten vor Revolutionen hütet. Flugs packte er Haab und Gut ein, spedierte alles nach Bern, gab allen seinen Freunden in Winterthur den letzten Abschiedskuß, kam schon nahe an Zürich, indeß da ein widri-

ger

Bern nie gesehen. Wahrlich sollten wir darum alle, Gelehrte und Ungelehrte, Edelleute und Bürger, Fürsten, Fürstendiener, und aristokratische Prinzen, in Deutschland und in der Schweitz, samt und sonders, einen neuen Artikel in unser tägliches Morgengebet setzen, ungefehr des Inhalts: „Auch bewahre uns, lieber „Gott, vor dem Alchymieteufel!“

ger Genius in dem Kopfe des grossen Rathsherrn in Bern, Recht und Herrschaft der Vernunft wieder herstellte, und dieser unserm Weltreformator plumps seine ganze Bagage nach Zürich zurückschickte!

Alle Wellen des Schicksals stiessen itzt auf Obereit. Aber sie theilten sich über seinem Haupte, und er schwamm, wie gewöhnlich triumphirend hindurch. Zürich ward in diesem Sturme sein Hafen. Ein vortreflicher und menschenfreundlicher Arzt, tiefsehender Chymist, und weitwirkender Freymäurer, der Bruder des grossen Lavaters, öfnete ihm sein Laboratorium. Sanct Obereit arbeitete in demselben ein ganzes Jahr, lebte unaussprechlich vergnügt und heiter, schrieb in diesem Jahre in Zürich seinen Weltüberwinder, dieses ewige Monument seiner tapfern Grösse; und begab sich,

im Frühling 1781, zu seinem Bruder nach Dresden (*).

Deutsch-

(*) Sein Ruhm gieng vor ihm her. In ganz Leipzig erscholl das Gerücht, es werde nächstens ein Prophet, der alle künftige Dinge zu erzählen wisse, aus Zürich nach Sachsen kommen; und Obereit kam. Ein vornehmer und etwas aberglaübischer Leipziger von achtzig Jahren, der noch sehr gern lange zu leben wünschte, ließ deswegen den Wundermann gleich nach seiner Ankunft, zum Essen bitten. Bey Tafel war natürlicher Weise bald von Prophezeyungen die Rede. Obereit sagte, sehr ehrlich, aber nicht weltklug: es seyen viele Leute, welche glauben etwas vorher sagen zu können, ohne daß sie doch deswegen Wundergaben besitzen. Zum Exempel, es liesse sich wohl ohne diese Kraft behaupten, der gnädige Herr da, werde unter allen, die an dieser Tafel sitzen, am ersten sterben. Dieses unschuldige Wort schoß dem gnädigen Herrn fürchterlich aufs Herz. Er erschrack so heftig, daß er von Tische aufstand, in ein ander Zimmer gieng, und seinen Bedienten befahl, sie sollen den fremden Propheten, den er noch den Tag vorher

Deutschland war die eigentliche Lichtwelt für den Lichtgeist Obereit. Nirgends hätte Er wie da, den wahren Glauben gefunden; denn der Glauben an die weisse Frau, und an den Mondoctor in Berlin, macht itzt, in dem protestantischen Deutschland, jeden Aberglauben möglich.

Wir träumten von nichts als Aufklärung, schrieb mir neulich einer der größten Männer Deutschlands, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend so aufgehellet zu haben, daß die Schwärmerey sich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein, wie wir sehen, steiget schon von der andern Seite des Horizonts, die Nacht mit allen ihren Gespenstern wieder empor. Mit Schrecken sieht man, daß das Uebel so thätig

her für beständig eingeladen hatte, nie wieder zur Hausthür hereinlassen.

tig und durchgreifend ist, daß die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur spricht. Mit Unrecht glaubte Lord Shaftesbury, Witz und Laune seyen die kräftigsten Gegenmittel wider den Fortgang des schädlichen Aberglaubens. Blosser Scherz vertreibet das Vorurtheil nur zum Scheine. Aus Furcht verspottet zu werden, suchet man höchstens seine Albernheit zu verheimlichen. Man spottet wohl selbst mit, wo dieser Ton herrschet, und ist in seinem geheimsten Schlafgemache, wie ich Beyspiele gesehen, nichts desto weniger verführter und verführender Schwärmer.

So beschrieb mir ein Mann, wie es in der Welt nicht viele giebt, ganz neuerlich, die Lage der Vernunft in vielen sehr aufgeklärten Städten des protestantischen Deutschlands. Man siehet hieraus leicht, daß Obereit in der wahren Epoche unter uns er-

schien.

schien. Gold zu grossen Zwecken zu machen, ist in mancher Gegend Deutschlands itzt eine eben so allgemeine Sucht, als die Sucht zu fliegen bey den Franzosen (*).

 Man

(*) Eigentlich war die Neigung zur Goldmacherey von jeher eine Sucht der Deutschen. Auch den grossen Leibnitz sogar ergriff in seiner Jugend diese Sucht. Er war in Nürnberg, Mitglied und Secretair einer Gesellschaft von Goldsuchern, und überreichte derselben einen Aufsatz, dessen Inhalt Er selbst nicht anzugeben wußte, eine Zusammensetzung leerer alchymistischer Wörter. Leibnitz that dieß aus Noth, und die Gesellschaft bezahlte ihm sein Secretariat; aber er verließ auch bald, wie sein neuester Göttingischer Lobredner sich ausdrückt, diese Mörder des gesunden Menschenverstandes. In derjenigen Gegend von Deutschland, die sich anitzt, mit so grossem Eifer und so glücklichem Fortgang vom Aberglauben purgirt, in Wien, war die Neigung zur Alchymie im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch allgemeiner, als sie es itzt, im letzten Viertel desselben in dem protestantischen

Man befrage die Buchhändler, ob sie jemals so viel magische und alchymistische Bücher in mancher deutschen protestantischen Residenzstadt abgesetzet haben, wie anitzt? Alles ist, wie man aus Allem sieht, in diesem erfinderischen Lande zur endlichen Erfindung des Steins der Weisen vorbereitet. Deutsche werden den Stein finden, wenn er zu finden ist; denn der Doctor Price in England hat sich selbst nur darum vergiftet, weil er nicht beweisen konnte, daß er ihn gefunden habe. Alle Hände und alle Herzen unserer Goldsucher werden sich darum aufheben zu Sanct Obereit; man wird sich um ihn

tischen Deutschlande ist. Jeder vornehme Herr in Wien hielt sich damals seinen Hausalchymisten; daher dann auch die berühmte und geistvolle Lady Montaigue die Anmerkung machte: die weltlichen Herren in Wien suchen durch diese Transubstantiation zu gewinnen, was ihnen durch die andere die geistlichen Herren rauben.

ihn reissen, wenn Er nur erst recht bekannt ist. Alle Laboranten Deutschlands werden ihn aufsuchen, oder zu sich rufen. Und so wird dann allmählig alles Eins, zur Bewirkung der grossen Revolution, durch diesen neuen Weltreformator (*)

(*) Vielleicht ist es bey dieser kleinen Skizze von Obereits Lebensgeschichte, manchem Leser nicht unangenehm, auch ein Verzeichniß von seinen mir bekannt gewordenen gedruckten Schriften hier zu finden; zumal da sie, samt und sonders, die Vorbereitung der grossen Weltrevolution sind, die Obereit seit so vielen und langen Jahren täglich erwartet.

1) Universalis confortativa medendi Methodus (Eine Kraftsuppe für die Menschheit). Disquisitio nova. Carlsruhe 1767.

2) Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebes-Enthusiasten, und der allerfreyesten Republik der Einsamen. Kiriath Sephar der Freymäurerinnen. Im Jahr der Welt 7275, aus der Bergschotten Loge, sub Rosa. Das ist: Vertheidi-

Sanct Obereit hatte lange sein Standquartier in der Lausnitz, nicht sehr weit vom Grabe

theidigung der Mystik und des Einsiedlerwesens gegen einen Leibarzt in Hannover, herausgegeben und mit Titel und Vorrede versehen von diesem Leibarzt Johann Georg Zimmermann. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1775.

3) Ursprünglicher Geister- und Körper-Zusammenhang, nach Newtonisthem Geist. An die Tiefdenker in der Philosophie. Augsburg 1776.

4) Gamaliels, eines philosophischen Juden, Spaziergänge über die Berlinischen Betrachtungen der Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spötterey, und Priesterschaft. Constantinopel 1780.

5) Die Einsamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von dem lakonischen Philanthropen Obereit. Herausgegeben, ausgefegt und poliert, auch mit Titel, Vorrede, und vielen Anmerkungen begleitet, von dem ehrwürdigen Herrn Conrector Kleuker in Osnabrück.

Grabe Jacob Böhms. Er wohnte da auf dem Landgute und im Hause eines Cavaliers, dessen Freundschaft er sich durch seinen Weltüberwinder erworben. Der arme abergläubige Obereit betheuerte und versicherte mir, dieser Cavalier habe die meisten Grossen des Russischen Reiches zu Mystikern gemacht!! Aus seinen Briefen, die er mir

nabrück. Leipzig bey Adam Friedrich Böhm. 1781.

6) Die Natur und die Heiden über Steinbart. In Gesprächen beym Promeniren. Erster Beytrag zu Steinbarts Zusätzen und Bestätigungen seines Systems der Glückseligkeit. Leipzig 1782.

7) Die Natur und die Heiden über Steinbart. Zweiter Beytrag. Leipzig 1782.

8) Gespräch im Traume über eine neue Reformation der geistlichen Orden und der Kirche. Ein Pendant zu der Einsamkeit der Weltüberwinder, und zum Gespräche zwischen Waldern und Diethelm im Teutschen Merkur. Amsterdam und Leipzig 1783.

vorlas, sah ich, daß dieser Cavalier, wie ihn Obereit immer sehr emphatisch nannte, ein lebhafter Mann ist, der scharf, gut, und kräftig schreibt, et ne se mouche pas du pied.

Verschiedene Reisen und Wanderungen machte Obereit von Mangelsdorf aus (*), wo

(*) Von Obereit heißt es in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (des 55. Bandes zweitem Stück, auf der 380 Seite): „Es sey schwer zu „sagen, ob Er mehr ein absurder Schwärmer, „oder] absichtsvoller Abgesandter sey; denn er „schweife itzt in Sachsen und Lausitz herum, um „allerhand mystische und verborgene Weisheit „auszubreiten. Besonders wolle Er das mit „abgefeinter Hinterlist geschriebene Buch des „Erreurs et de la Verité allenthalben anprei„sen. Dieß mache ihn schon kenntlich genug, „daß er nicht so von ungefehr kommt. Man „sollte daher auf solche Emissarien billig, ein „wenig mehr acht haben als geschieht.“

wo er dann zwischendurch in ehrbarer heiliger Stille lebte. Im Junius 1784 ließ er sein Licht in Leipzig leuchten; und endlich

Dieses Urtheil der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, finde ich zu hart. Wessen absichtvoller Abgesandter soll denn wol Obereit seyn? Obereit geht, wohin sein Geist ihn zieht. Nach Hannover war er höchst wahrscheinlich der Goldmacherey wegen berufen, ob Er gleich mir sagte, Er komme nach Hannover aus Liebe zu einer heilsdurstigen Seele, die schon seit vielen Jahren nach Licht und Aufklärung schmachte. Daß Er übrigens das Buch des Erreurs et de la Verité allenthalben anpreiset, deucht mir sehr natürlich. Aber die Vermuthung, daß Obereit als Emissarius von einzelen Menschen oder ganzen Gesellschaften gebraucht werde, ist deswegen eben so wenig erwiesen, als die in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek geäusserte Besorgniß wegen seiner Sendung gerechtfertigt. Obereit predigt keines andern Menschen Evangelium als sein Eigenes; und eben deswegen, weil er Gold machen lehret, und übrigens ein sehr

zog er von da, ehrenvoll, und für beständig, wie Er sagte, zu seinem alten Freunde, dem Herrn Hofrath Wieland, nach Weimar.

Welches Geistes Kind also Obereit ist, zeigen alle diese, wie es scheint, noch ganz unbekannt gewesene Thatsachen, Züge, und Anecdoten. Von Beelzebub sind sie mir nicht mitgetheilet, wie Obereit zuverlässig glauben wird. Was fehlerhaft darinn ist, kann niemand leichter verbessern als Er selbst. Verhoffentlich sind sie auch eine Veranlassung daß Obereit nicht nur alles Nöthige darinn berichtigt, sondern uns vollends auf die nächste Leipziger Messe, selbst mit seiner Licht- und Lebensgeschichte beschenket.

Schnel-

sehr lustiger Kauz ist, verdient Er allenthalben in Deutschland die beste Aufnahme.

Schneller, und kräftiger würde anitzt Obereit in Deutschland wirken, wenn er nicht so viele schöne Geister zu geheimen Freunden hätte. Diese werden ihm alle seine Kernkraft und Obereitheit aus seinen Manuscripten hinwegcorrigiren. Also müssen durchaus, alle seine Verleger, darauf bestehen, daß Er selbst alles rein und genau schreibe, wie es gedruckt werden soll, damit das Publicum nichts von seinen gliederreichen Kraftworten verliere, und nichts von seinen durcheinander geschraubten Perioden, die keinen Anfang haben, und kein Ende. Also anstatt in Sachsen und Westphalen sich von schönen Geistern einseifen und rasiren, durchkämmen, frisiren, und mit dem feinsten Puder bestäuben zu lassen, bevor Er sich den Herren Seelverkäufern in Leipzig präsentirt, sollte Obereit lieber seinen alten cynischen Mantel umhängen; denn mit diesem

sem macht er gewiß allenthalben mehr Aufsehen, als mit der Frisur und dem Puder unserer schönen Geister.

Aber Sanct Obereits Aufenthalt in dem eleganten Sachsen, hat den grossen Mann selbst, beynahe umgebildet. Seine Stärke ist erweicht, und seine Schweitzerische Derbheit hat sich verwandelt in Sächsische Urbanität. Er erscheint an Höfen, empfielt in Sachsen Arzneyen um alte Weiber dadurch jung zu machen, und verschiedene Damen in sehr ansehnlichen Städten gebrauchen diese Mittel mit christlichem Zutrauen und unbegrenzter Hofnung. Duldsam ist nun Obereit auch, seit seiner völligen Desertion aus dem Anachoretenleben. Die Schriften der Unglaübigen an Einsiedler und Mönche und mystische Nonnen, gehen ihm darum anitzt, nach seinem selbsteignen Geständnisse, eben so süß durch den Mund, als ohne

Verdrehung der Augen, und Grimmen durch den Bauch. Er ist nicht mehr ein Ritter von der feurigen Gestalt. Mit seinem Einsiedlergeiste lebt dieser Exanachoret itzt mitten in der Welt, und setzt sich, an den Tafeln deutscher Fürsten wie an unsern bürgerlichen Tischen, in tapferer Grösse und in allem geistigen und begeisternden Wohlseyn, zwischen Dissidenten und Unglaubige, Hofdamen und Spötter.

Man erlaube mir seine Duldsamkeit noch auf eine gewiß unerwartete Manier zu beweisen, und dann das Schicksal dieses Scherfleins zur Lebensgeschichte eines so ausserordentlichen Menschen ehrerbietig dem Denker und Nichtdenker zu überlassen.

Am Tage Oswaldi, den fünften August 1782, kam ich in Hannover in die Boutique eines sehr berühmten Goldarbeiters, und wollte da etwas kaufen. Indem ich mit

diesem

diesem Künstler sprach, tritt eine wundersame Figur, in einem langen blauen Ueberrock, in gelben Pantoffeln, und einer kleinen, runden, schwarzen, wollenen Parucke, ohne Hut herein, stellt sich, nach einer freundlichen und tiefen Verbeugung, mit einer ganz äusserst seltsamen Drehung des Körpers und der Hände, keck wie ein Pfeiler neben mich, und bekukt mich mit auffallender Neugier. Ich that, als wenn ich das nicht sähe. Aber der Mann hatte mich, bey dem einzigen Blicke den ich auf ihn warf, ganz unglaublich frappirt. Er kam mir vor wie ein Betteljude. Aus den Pantoffeln merkte ich jedoch, daß er bey dem Goldarbeiter im Hause wohne, und einen äusserst ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menschen verriethen mir, auf den ersten Blick, seine freye und erhabene Stirne, sein ehrliches Gesicht, seine hellen, kecken, schö-

nen,

nen, und doch zuweilen etwas verschobenen Augen, sein freundlicher Mund, und dann doch auch das Comische in der majestätvollen Empordrehung seines Kopfes, und sein Spanischer Gang. Indem ich geruhig mit dem Goldarbeiter über seine Waare sprach, brannte ich doch heimlich vor Neugier, um zu wissen, wer der ausserordentliche und gewiß nie von mir gesehene Mensch sey, der neben mir stehe, und auf den ich zuweilen, weil Er kurz war und ich lang bin, herabblickte. Eben wollte ich ihn noch einmal in die Augen fassen, und er war verschwunden.

Ums Himmels willen, was ist das für ein Mensch, fragte ich den Goldarbeiter? Schalkhaft lächelnd, und mir, vermuthlich in der Erwartung ich werde vor Schrecken niederfallen, scharf in die Augen sehend, antwortete der Herr Goldarbeiter: Es ist der Herr Doctor Obereit!

Der Weltüberwinder Obereit, versetzte ich? Der Weltüberwinder Obereit, versetzte der Goldarbeiter! Geschwind, geschwind, hohlen sie ihn, sagte ich, mit grosser Lebhaftigkeit.

Herein trat der Weltüberwinder in gelben Pantoffeln. Ich gab ihm freundlich die Hand, sagte ihm, wie sehr es mich freue ihn, zum erstenmal in meinem Leben, zu sehen; und bat ihn, nach einiger allgemeiner Conversation, er möchte mir die Ehre erzeigen mich den Nachmittag um Drey in meinem Hause zu besuchen.

Der Weltüberwinder kam vor dem Glockenschlag. Ich nahm ihn höflich, sanft, und liebreich bey mir auf. Was für ein guter Geist, sagte ich, bringt Sie, Herr Doctor Obereit, nach Hannover, in das Haus eines Goldarbeiters, der ein forschender Kopf ist, und ein ausnehmend geschickter Juwelirer und Künstler?

Der Herr Goldarbeiter hat meinen Weltüberwinder gelesen, und der hat mir in der Welt viele Freunde gemacht, sprach Obereit laut, langsam, majestätisch, und heroisch, mit der Donnerstimme eines alten Lacedemoniers.

Ich that nicht, als wenn ich die Stimme hörte; auch nicht, als wenn ich den Hieb fühlte, und verstünde. Meine Antwort war weiter nichts, als: Sie, Herr Doctor Obereit und der Herr Goldarbeiter, verdienten beyde einander zu kennen.

Nun lenkte ich die Conversation ins Weite. Sie ward gut. Der lakonische Rundkopf gefiel mir, ob Er gleich zuweilen mich ansah, wie der Engel Gabriel einen Wurm, oder ein Subconrector seinen Schüler; auch mir, ab und zu, eben solche höhnische Querblicke gab, wie in seinem Weltüberwinder. Am Ende bat ich ihn, daß er auf den Abend

wieder zu mir komme, und bey mir esse? Obereit versprachs; und wir verliessen uns, mit grosser Freundlichkeit und vielen Bücklingen, von beyden Seiten.

Eine ganz ungewöhnliche Freude machten mir diese zwey Auftritte, und die folgenden, die ich noch zu erwarten hatte. Den ganzen Tag hindurch lachte ich mich fast todt. Ich brachte diese Freude, weil ich alle meine Freuden mittheilen muß, einem der scharfsinnigsten Aerzte und der feinsten Menschenkenner in Deutschland, meinem Herzensfreunde, dem Hannöverischen Hofmedicus Herrn Marcard, und bat ihn auf den Abend zur Gesellschaft des Weltüberwinders.

Wir assen in einem kleinen Cabinett, wo sonst viele Bilder hängen. Ich hieng itzt, in der Eile, alles anders, eh Obereit kam, um es ihm gefällig zu machen. Ich setzte ihm, zunächst vors Gesicht, einen knienden

Anachoreten in seiner schwarzen Höhle. Dann die Bilder des heiligen Hieronymus, des heiligen Augustinus, des heiligen Laurentius, des heiligen Ambrosius, des heiligen Thomas, des heiligen Anacletus, und des heiligen Bonaventura; und weiterhin ein ausdruckvolles fürchterliches Italienisches Gemählde von einem Mönch.

Sobald wir uns zu Tische gesetzt hatten, bezeugte Obereit wieder grosse Lust von dem Beyfall zu sprechen, den sein Weltüberwinder in Deutschland gefunden habe. Er sprach von der Art, wie Er seine Gegner behandle; wie Er erst viele Jahre zubringe, um den Gegner recht auf das Korn zu fassen; und wie Er dann unversehens, unsichtbar, tief aus dem Verborgenen herauf, und seines Sieges gewiß, losdrücke.

Zur einzigen Antwort auf alle diese Prahlereyen, gab ich Obereit ein Glas in die

Hand, worauf die Worte standen: Einsamkeit ist meine Freude! Ich machte ihm diese Aufschrift bemerklich, und sagte ihm: Herr Doctor Obereit, aus diesem Glase sollen Sie meinen besten Wein trinken.

Nun gab ich Alles so gut her, als ich es hatte. Auch in die Conversation brachte ich immer die Richtung, die den Weltüberwinder ins Centrum seiner Originalität versetzte. Alles geschah, wie ich es haben wollte. Wir sprachen von Philosophie, Theosophie, Weltverachtung, Einsamkeit, Mystik, und Freymäurerey, bis in die tiefste Nacht.

Beym Dessert füllte ich die Gläser mit Tockayerwein, und sagte zu Obereit, indem ich mein Glas in die Hand nahm: es lebe der Weltüberwinder! Es lebe der Weltüberwinder, schrie Sanct Obereit überlaut und tapfer, indem er sein Glas hoch empor

hielt,

hielt, und dergestalt aus voller Kehle daß mir wegen der Leute auf der Gasse bange ward, stieß an, trank aus und ward unendlich lustig. Ich schenkte fleissig ein, und philosophirte dabey so gut ich konnte. Endlich fragte ich Obereit, woher Er, der doch kein Freymäurer sey, das Innerste und Erhabenste der Freymäurerey kenne, und wisse?

Obereit erklärte uns dieß so: die Freymäurer des Innersten, nemlich die Centralbrüder, zu deren Orden Er gehöre, verstehen das Innerste und Höchste der Freymäurerey; aber ein gemeiner Freymäurer verstehe keinen Centralbruder.

Aber da ich selbst nicht die Ehre habe weder ein Freymäurer, noch ein Centralbruder zu seyn, bat ich Obereit, damit wir seine Worte verstehen, um seinen Centralschlüssel? Obereit versprach den Schlüssel

auf den andern Tag, ließ uns jedoch das Licht der Centralbrüderschaft auch auf der Stelle so leuchten (*), daß wir schlechterdings nichts dabey sahen. Er orakelte so fürchterlich, daß uns endlich Hören und Sehen ganz vergieng, und war von einer Lustigkeit,

(*) Etwas von diesem grossen Lichte entdeckte Obereit seitdem den Kunstverständigen, auch in seinem Gespräch im Traume über eine neue Reformation der geistlichen Orden und der Kirche (auf der 24. Seite) durch folgende Worte: „Unser Grundlegungs- oder Grund-Sammlungs-„Orden zur Ausbreitung der Kern-Kräfte ist „viel tiefer, von Anfang an, im Verborgenen „gegründet; so wie die Mittelpunkte aller Wesen in der Welt. Und solchergestalt wird er, „obwohl er gleichsam ganz unsichtbar und unmerklich ist, doch immer Central-kräftig fortgepflanzt. Und keine weltliche Macht kann ihn „aufheben. In diesem Grund- und Kern-Betracht befinden wir uns, wie im Tempel Salomonis. Von Innen heraus konnte man, in „der Stille, Alles sehen; von Aussen hinein „Nichts!“

stigkeit, desgleichen ich in Niedersachsen nie sah. Gegen Morgen fragte Obereit: ob es schon spät sey? Er bedankte sich herzergebenst für den schönen Schweitzerabend, wie Er es nannte; und wir schieden, brüderlich, jeder in sein Bett.

Kaum hatte ich am folgenden Tage den Schlaf aus den Augen gerieben, so wurmte mich doch der Gedanke: der Mann, dem ich so sanft und freundlich zuvorgekommen sey, wisse nicht, daß ich ein derbes Buch gegen ihn schreibe.

Aber zum Glücke schickte mir Obereit, den darauf folgenden Tag, den Centralschlüssel (*). Er schrieb mir dabey ein sehr

(*) Ein Gedicht wovon ich nichts verstand, das mich in die Freymäurerey des Innersten leiten sollte, unter der Aufschrift: Ruf der philosophischen Grundfeste von der ersten Directionslinie ins ewige Centrum.

freundliches (*) Billet, und beschenkte mich, noch obendrein, mit seinem Lobgesang auf einer Geistesamazone vom Lilienkreutz, der erha-

(*) Obereit ist wahrlich, im Grunde, ein gutmüthiger Mann. Ich habe verschiedene Züge aus seinem Leben angeführet, die dieses beweisen. Dieß war auch der physiognomische Eindruck, den sein Gesicht mir machte, als ich ihn zum Erstenmal sah; und diesen Eindruck machte er mir jedesmal wieder. Die größte Bonhommie herrschet auch in dem Billet, das er mir zwey Tage darauf schrieb, nachdem er zum erstenmal bey mir gegessen hatte, und das ich blos wegen des seltsamen Contrasts mit seinen gegen mich öffentlich ausgegossenen Injurien hier abdrucken lasse; denn dieß war mein Sieg über Obereit.

Eigentlich bin ich, so viel ich weiß, der einzige Mensch in der Welt, den Obereit so mishandelt hat. Aber wie kam denn auch dieser im Grunde doch gutmüthige Mann mir so wuthvoll auf den Leib? Vermuthlich verfuhr er so, um Gottes willen, denn ein Schwärmer glaubt doch allemal den Himmel zu verdienen, wenn er

erhabenen Justina Polaris, Himmelfart in Genf, am Tage Reginä (*)

er einen Unglaûbigen vernichtet. Aber warum war ich, in einer Welt, in der es gewiß bösere und schädlichere Schriftsteller giebt als ich bin, der Einzige der den Herrn Obereit so über alle Begriffe aufbrachte, da ich doch auf eine so äusserst gelinde, und wenn ich es selbst sagen darf, ungewöhnlich freundliche Weise mit Ihm verfuhr? Was reizte Ihn zu solcher Rache, wie er mir in seinem Weltüberwinder gezeiget hat? Ich gestehe, daß ich dieß selbst nicht recht begreife; denn wie dürfte ich alles erklären wollen was in Obereits Kopfe vorgeht! Muthmassen will ich blos, ich habe seinen Stolz beleidigt; weil mir auch aus anderweitiger Erfahrung bekannt ist, daß nichts in der Welt einen eitelen Chirurg so in Wuth bringt, als wenn ihm ein Arzt auf seine Briefe nicht antwortet.

(*) Obereits Billet lautet wörtlich und pünktlich so: „Mein hochtheurster Gönner! Dero ausser„ordentliche Güte erzielet einen so tiefen Dank in „mir, den nur die Ewigkeit genug zeigen kann, „ja der zu einer freudigen erhabenen Ewigkeit „für

Augenblicklich schrieb ich wieder an Obereit, und bedankte mich warm und brüderlich

„für Sie selbst thätig seyn sollte, wo nur mög„lich, was darzu schon in dieser Zeit der sterb„liche Schatten in einem Avantgout beyzutra„gen. Nun habe einen guten Anwurf auf den „Centralschlüssel nicht vergessen. Ob nun gleich „derselbe, so wenig als der Nürnberger Trich„ter der Wissenschaften, mechanisch von Hand „in Hand gehen und wirken kann, so stimme „doch hier den Weg dazu, zum Grund eines tief„dringenden philosophischen Enthusiasmi, den „Ruf zur Grundfeste an, der, wie er vom Her„zen kommt, auch wieder zum Herzen gehen, „aus allbewährtem Grund von Kerngedanken in „neues Licht einfliessen, auch etwan für Ge„schmack und Gesicht der Ewigkeit wie eine gu„te kräftig harmonische Beschwörung wirken „kann, caelo deducere Phoebum aeonium! „Dazu wünsche einen von ganzem Herzen voll„kommen guten Appetit, Durchblick, Genuß!“

„Da ich nun auch von einem geistigen Ama„zonen-Orden etwas erwähnet habe, so sende „hier

lich für den Centralschlüssel. Mit Bedauren setzte ich jedoch hinzu, ich befürchte, daß

„hier zu einer Probe, einen Begleitungsgesang „zum Himmel für eine der edelsten Amazonen„schwestern des ewigen Liliencreutzes, eine vor„malige grosse Geistesfreundinn meiner in Gott „ruhenden seraphisch flammenden Liebsten; dieß „Alles in bester Stille und innigem Vertrauen „zu purem Himmelsvergnügen und höchst grund„vorsichtigem Gebrauch, ne minimé omnium „profanetur! Würde der Himmel Ihnen, mein „hochtheurester Patron, eine solche Cherubini„sche Pelaris, oder eine seraphische Theantis, „auch nur in bündigen edlen Anlagen zeigen, „Ausbünde des Schönen, so möchte es mehr „würdige Geistes-Amazonen für Himmel und „Erde geben. Θεος μεϑ' ἡμων! Und unter dem „Schutze des Allmächtigen bin mit Herz und Geist.

„Hanovre ce 7. Août 1782.

„Tout à Vous

„Obereit.“

P. S. „Ich habe nun einen Freund aus Lem„go (Es war Freund Kleuker aus Osnabrück) „zum

daß derselbe in meiner profanen Hand, auch nicht einen Hünerstall, und noch viel weniger die erste heilige Vorkammer verschlossener Weisheit eröfnen werde. Uebrigens versicherte ich ihn, gewiß mit Aufrichtigkeit, daß Er den Tag unserer ersten Zusammenkunft zu einem der angenehmsten meines Lebens

„zum Gaste bekommen, den einige Tage ganz „abzuwarten habe, daher nun in sieben Tagen „meine Aufwartung nicht werde machen können; „inzwischen mögen ihnen wohl ein Gamaliel und „Simplicius, mit Natur und Heiden, etwan „Compagnie machen, wenn es beliebt. Was „sogenannte Freymäurerinnen betreffen möchte, „so ist fast unendliche Vorsicht nöthig, wenn sie „nicht von solcher Sorte seyn sollen, die unter „Joseph dem zweiten quà Nonnen vel quasi „aufgehoben worden. Tales quales! Ut olim „P. P. Iesuitae Parisiis reprobati dixerunt: „sumus tales quales! Dominus Nobiscum „Verbo Aeternitatis dividente Animam et „Spiritum!“

Lebens gemacht, und daß es mich ganz ungemein gefreut, einen Originalkof, der mich so feindschaftlich behandelt habe, freundschaftlich bey mir aufzunehmen. Aber mein Recht gegen den Weltüberwinder behalte ich mir vor, wenn ich in meinem Leben noch Gesundheit und Musse genug finden sollte, das Nöthige dagegen zu erinnern.

Obereit blieb zwey Monate in Hannover, und war unaussprechlich glücklich. Wo er hinkam, fand er Achtung und Beyfall. Ich sah ihn auch zuweilen. Wir begegneten uns beyde mit wechselseitiger Duldung und Freundlichkeit. Das Harte jener kleinen litterarischen Drohung zu mildern, suchte ich alles hervor, womit ich ihm Vergnügen machen könne. Bey vielem Staunen fiel mir ein, es würde Herrn Obereit dem Anachoret vielleicht eben so wenig gleichgültig seyn, als es irgend einem seiner Brüder aus

der

der Thebaischen Wüste gleichgültig gewesen wäre, wenn ich ihn, in Gesellschaft mit einer schönen Dame zum Essen bitte.

Zum Glücke kam eben die Dame, der ich vorzüglich Herrn Obereit zu presentiren wünschte, von Pyrmont nach Hannover. Ich fragte sie: ob sie wol Lust hätte in Gesellschaft von einem fremden Originalkopfe bey mir zu essen; aber mit dem Bedinge, daß ich ihr den Mann nicht nennen müsse, bis sie ihn sehe? Die Dame wollte, wie alle Damen, durchaus wissen, was ich entschlossen war ihr nicht zu sagen. Endlich nahm sie, meines Widerstandes ungeachtet, doch meinen Vorschlag an, aber mit dem Vorbehalt, daß sie dadurch in keine Verlegenheit komme. Sie wußte nicht daß Obereit in Hannover war. Aber sie hatte seine Vertheidigung der Mystik und seinen Weltüberwinder gelesen, und wußte Alles was

bey-

beyde Bücher bey mir gewirket hatten. Um die Neugier der Dame zu vermehren, setzte ich also hinzu: Sie habe nicht nur die Schriften des Mannes gelesen, sondern Sie liebe ihn. Zur Gesellschaft bat ich wieder meinen stillen, scharfsichtigen, und launigten Freund, den Herrn Hofmedicus Marcard.

Die Dame und der Freund waren schon da, als man mir den Fremden ansagte. Ich gieng ihm entgegen, fand zu meinem äusserſten Erstaunen sein ehrwürdiges Haupt, zum erstenmal, mit Puder und Pommade befleckt, führte ihn sodann mit grossem Ernst bey der Hand herein, und presentirte ihn der Dame, mit diesen Worten: Gnädige Frau, dieß ist der Weltüberwinder Obereit!

Die Dame erblaßte, und stand da wie versteinert. Nachdem sie einige Minuten eine Verlegenheit ausgehalten hatte, in der sie in ihrem Leben nie gewesen war, gieng sie

in

in ein anderes Zimmer, um recht nach Herzenslust zu lachen. Als sie gieng, und als sie wiederkam, machte ihr der Weltüberwinder ungemein liebliche Augen.

Obereit zu Ehren hatte ich das Speisezimmer, bey hellem Mittag, mit hohen brennenden Wachslichtern, und auf mannigfaltige Weise mystisch und hieroglyphisch ausgezieret. Sobald wir bey Tische saßen, war meine erste Sorge, dieser Dame, die sonst sehr viel Welt und Witz und Lebhaftigkeit hat, aus ihrer Versteinerung herauszuhelfen; zumal da sie mir, als ich sie zu Tische führte, ins Ohr geflüstert hatte: Es sey unredlich von mir, daß ich einen Mann zum Essen bitte, gegen den ich ein Buch schreibe.

Ich erzählte also zuerst der Dame und meiner Gesellschaft, wie ich mit dem Herrn Doctor Obereit unversehens bey dem Gold-

arbeiter zusammengekommen, was seitdem zwischen uns vorgegangen, wie wir gute Freunde geworden, und es heute noch mehr werden wollen. Dann wandte ich mich zu Herrn Doctor Obereit, und erzählte ihm: was die Erscheinung seines Weltüberwinders bey mir gewirket habe, wie ich gleich aufgefahren sey, um ihm durch eine ausführliche Schrift über die Einsamkeit zu zeigen, ob ich ein Feind der Einsamkeit sey; wie sich dabey alle meine Kränklichkeit für einige Zeit verlor; wie herzinniglich sich dessen die gegenwärtige Dame freute; wie Sie darum den Herrn Weltüberwinder und Doctor Obereit für meinen besten Arzt und größten Wohlthäter (*) halte; wie oft und dringend sie

(*) Dafür halte ich ihn auch. Aber eben darum thut es mir unaussprechlich leid, daß ich wegen der Lesewelt, die Obereits Schmähungen und Schimpf-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

sie mich deswegen bat, ihm zu schonen; wie ich mich diesen liebreichen Ermahnungen widersetzte, und noch immer widersetzen müsse; wie manche lebhafte Stelle in meinem Buche, gegen den Herrn Weltüberwinder hier, unvertilgt sey, und unvertilgbar bleibe; und wie man überhaupt, setzte ich lächelnd hinzu, hier an diesem Tische den Herrn Doctor Obereit und mich, als Officiere aus zwey gegen einander gestellten Armeen, betrachten müsse, die nicht persönliche Feinde seyen; auch wol in gewissen Fällen, nach Kriegsgebrauch, freundschaftlich zusammen kommen, und sich brüderlich begegnen; übrigens dann wieder keck zu den Waffen greifen,

und

Schimpfreden damals ihren milden Herzensbeyfall zunickte, gegen den guten Mann mit einer Härte schreiben mußte, die wahrlich nicht aus meinem Herzen floß.

BIBLIOTHECA REGIA

und wenn und wo sie können tapfer einhauen (*).

Nun gieng der Dame die Seele auf, weil sie mich ehrlich fand. Unversehens bot Sie dem Weltüberwinder ihre schöne Hand. Dieser kam erst in eine Art von Ecstase. Sodann neigte er den Kopf etwas zur Seite; seine Augenlieder schlossen sich halb, seine Augen rollten sanft gegen die Dame, sein

(*) Alle diese kleinen Feindseligkeiten hören unter Schriftstellern auf, sobald der Frieden zwischen beyden kriegführenden Mächten geschlossen ist; das heißt, sobald beyde Theile sich tüchtig die Wahrheit gesagt haben. Sollte also Herr Obereit etwan, wegen der edlen Goldmacherey oder irgend einer heilsbedürftigen Seele, noch einmal nach Hannover berufen werden, so verspreche ich Ihm hier öffentlich, Ihn nicht nur mit der größten Freundlichkeit, und Sanftmuth, und Gastfreundschaft in meinem Hause aufzunehmen, sondern was bey mir weit mehr heißt: ich verspreche, von allem was alsdann unter uns vorgehen wird, nichts drucken zu lassen.

Mund öfnete sich ein wenig, er athmete langsamer, seine Arme sanken; und unversehens reichte auch Er der Dame die Hand, nachdem er sie erst mit der Serviette gewischt hatte.

Gemeinschaftliche Frölichkeit ergriff uns itzt alle. Die Wachslichter brannten immer, bey dem schönsten Sonnenschein, und offenen Fenstern. Sanct Obereit war wie begeistert. Er las das Billet vor, worinn ich mich für den Centralschlüssel bedankte, und mir mein Recht gegen den Weltüberwinder vorbehielt. Ich zeigte einige für dieses Buch gestochene Vignetten.

Am folgenden Tage schickte mir Obereit einen Ambrosischen Lobgesang auf eine himmlische Grazie. So nannte er die Dame mit der Er bey mir gegessen hatte. Nachher schlug Er mir, sehr höflich, noch in Hannover vor: unsern ganzen Streit über die

Ein-

Einsamkeit, unter der Aufsicht dieser Dame, in Privatbriefen auszumachen.

Dieß verbat ich. Denn mein Buch über die Einsamkeit war einmal größtentheils geschrieben; und ich hatte nun keine Lust, aus Gefälligkeit für den freylich itzt etwas bescheidener gewordenen Herrn Weltüberwinder, dem vielleicht bey meinem ruhigen, überlegten, und festen Betragen nichts Gutes ahndete, mein Buch zu verbrennen. Sodann könnte mir vor nichts in der Welt so entsetzlich und fürchterlich grauen, wie vor Obereits Privatcorrespondenz!

Petrarcha schrieb, wie uns Herr Conrector Kleuker in seiner Vorrede zum Weltüberwinder lehret, ein ganz kleines Buch über die Einsamkeit; auch eine Mönchspredigt über religiöse Ruhe, und drey vortrefliche Dialogen über Weltverachtung. Er schrieb im Geschmacke seiner Zeit. So herz-

lich ich auch den Petrarcha liebe und verehre, so glaube ich doch, ich habe in meinem Werke über die Einsamkeit eine ungleich grössere Menge von Ideen umfasset, als Petrarcha; und ich unterscheide mich, in ihrer Entwickelung und Anwendung, ebenfalls von allen meinen Vorgängern. Also wird Herr Kleaker hier auch manches finden, das Er nicht erwartet. Hätte ich aber etwan im Heiligthum dort, wo die höchste Weisheit nicht sitzt, Bilder gestürmt; hätte ich sogar den Herrn Weltüberwinder Obereit, etwan hie und da, in die Luft gesprengt, so rettet Er gewiß seine Ehre doch immer dadurch, daß Er mit dem Kopf in der Tasche davonlauft.

Aller Streit über Einsamkeit zwischen Obereit und mir wäre augenblicklich geschlichtet, wenn nur Einer dem Andern zu gut hält, daß er glaubt was er will und kann.

Glau-

Glauben kann doch jeder was er will, wenn er nur thut was recht ist? Ein Inspirirter denkt durchaus von Mystik und Einsiedlerleben ganz etwas anderes, als einer der dieß alles nur bey der Fackel der Vernunft und der Geschichte betrachtet. Der grosse Appetit den Freund Obereit vormals hatte, mich wegen meines Unglaubens an seine Sätze und Grillen in der Hölle spicken und braten zu lassen, kommt ihm darum gewiß auch nie wieder, wenn er sieht, wie offenherzig ich hier die Gründe angebe, warum ich Ihm diesen Appetit verzeihe.

Obereits Lebensgeschichte enthält diese Gründe. Sie beweiset, wie unmöglich es Ihm ist mit mir, und mir mit Ihm fortzugehen. Aber sie zeigt ihn dann auch mit mehr Billigkeit, als Er sonst hatte und kannte, von mancher guten und ehrwürdigen Seite. Ein kraftvoller, grundfester, kern-

hafter, und in mancher strengen Tugend geübter Mann, ist er allerdings. Man sieht auch daß er Wahrheit tief herauf, und mit eiserner Beharrlichkeit sucht, und inwendige Theologie mit Eifer verbreitet. Einige Ueberlegenheit, hat er mir doch vielleicht in einigen Dingen zugetraut, ohne es sich selbst zu gestehen. Aeusserst natürlich und verzeihlich war auch darum seine furchtsame Begierde mich zu vernichten, weil er mich für ein Ungeheuer hielt, das sich seiner Weltreformation widersetze; oder wenigstens für eine Spinne, die ein Apostel der Einsamkeit befugt sey, aus seinem Barte zu werfen.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einsamkeit.

Einsamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe. Die Seele sammelt sich in süsser Melankolie zu allen von Welt und Menschen ableitenden Gefühlen bey dem fernen ländlichen Klang einer Klosterglocke, bey der Stille der ganzen Natur in einer schönen Nacht, auf jedem hohen Gebürge, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit, in jedem schauerichten Walde. Aber wer nicht weiß was das ist, in sich selbst, einen Freund eine Gesellschaft zu haben; wer nie daheim ist mit seinen Gedanken, nie bey sich selbst, dem ist Einsamseyn und Tod einerley. Er will alle Wollüste der Welt erst geniessen und erschöpfen, seine Nerven müssen erst zerbro-

chen seyn wie Glas, alle Kraft seines Geistes hingeschwunden, bevor er gesteht, ich bin weltsatt und der Thorheit müde, und die Schatten trauriger Cypressen gefallen mir besser als Kartenspiel und Tanz.

Alle Beyspiele und Beweise von Nachtheilen der Einsamkeit die der ganze zweite Theil dieses Buches enthält, alle Schwächen und Fehler von der Welt abgesonderter Menschen, aller anachoretische Wahnwitz, alle Verbrechen der Mönche, dieß alles samt und sonders beweiset nichts gegen die Einsamkeit, wenn man Ruhe und Freyheit in derselben mit Vernunft anwendet, und wachsam ist auf sein Herz. Zwischen den gefährlichsten Klippen schiffet man glücklich hindurch, sobald man die Warnungszeichen sieht, und die drohenden Stellen. Noch weniger beweisen gegen die Einsamkeit die Klagen der Menschen, die ein ewiges Bestreben fühlen

immer ausser sich zu seyn, die mit allen ihren Kräften an der Welt hängen, denen Stille und Eingezogenheit wahrer Unsinn scheint, die für nichts in der Welt zu Hause seyn können und wollen als blos um sich anzukleiden oder Besuch anzunehmen, die also von den Vortheilen der Einsamkeit nicht den allergeringsten Begrif haben.

Auch unternehme ich Einsamkeit nur solchen Menschen zu empfehlen, denen Vergnügungen des Geistes, Klarheit der Begriffe, Tugend und Ueberwindung noch etwas werth sind; die Kräfte haben zum Umgange mit sich selbst, und Empfindung von häuslicher und stiller Glückseligkeit. Hat die Welt diese Kräfte schon vernichtet; kennet der schale und lässige Tropf, zu seinem Glück und Vergnügen nichts als eine buntgedeckte Tafel und seine Karten, so braucht Er auch weiter nichts zur Befriedigung seiner Schalheit,

heit, denn nehmt ihm seine Karten so nehmt ihr ihm den Odem. Wer alle Geistesarbeit verschmähet, wer alle feinen Gefühle der Seele für leere und dumme Empfindeley hält, und sie dann, aus begreiflicher Brutalität, unter dem allbeliebten Schandnamen von Empfindsamkeit verlachet, findet freylich daheim kein Vergnügen. Auch keine Dame vom guten Tone kann auf Gefühle, die nicht blos sinnlich sind, auf Gott, Gewissen und Ewigkeit, so viele Zeit verwenden als auf ihre Toilette.

Priester des Evangeliums und Lehrer der Tugend brächten allerdings Weisheit und Tugend in einen übeln Ruf, wenn sie sich der Gesellschaft und dem Umgange mit ihren Nebenmenschen gänzlich entzögen, und alles sinnliche und gesellige Vergnügen allzustrenge vermieden. Aber davor nehmen sich die meisten Priester des Evangeliums wohl in

acht. Auf dem Lande und in der Stadt wäre Einsamkeit für manchen unerträglich, wenn Er eben zu einem nachbarlichen Besuche gestiefelt ist, oder gebeten auf eine Assemblee, oder gar auf einen Pikenik. Welche fürchterliche Langeweile, und welche hypochondrische Angst, hätte mancher orthodoxer Seelenhirt in Deutschland, wenn er seinen Abend zubringen müßte ohne die Pikdame und den Treffkönig; und sein ehrwürdiger Bruder in England, wenn er nicht Nächte durchwachen könnte im Bierhause.

Allerdings sind also die Zeiten vorbey, wo das einsame, ganz der Betrachtung gewiedmete Leben zu viel galt, und wo jedermann dafür hielt, gänzliche Entfernung von der Welt sey Annäherung zum Himmel.

Meine Absicht ist in der ersten Abtheilung dieses Capitels, vorläufig und im Allgemeinen zu zeigen, welche Vortheile Einsamkeit

Im Gegensatze mit dem gewöhnlichen Weltleben, und dem allbeliebten Wahnwitz der Vergnügungssucht hat; wie sie den Menschen gesellig macht mit sich selbst; wie kein Mismuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert; wie alles Weltglück nichts ist, wenn es uns in unserm Hause nicht glücklicher macht; wie jedes geistige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift; wie alle Vergnügungen des Herzens allen Menschen offen sind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens; wie Lust zur Arbeit alle Seelenkräfte vergrössert und schärft; wie man dadurch verwahret wird gegen den unersättlichen Visitenhunger; wie neue Tugenden durch Mangel eines lieben Umganges in der Einsamkeit gedeyen; wie Charakter und Gesinnungen in derselben immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen;

langen; wie Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen nirgends so gut befördert wird, als in der Einsamkeit; wie wir da alles was ausserhalb liegt, mit andern Augen betrachten; wie man da alles genauer untersuchet und beurtheilt; wie man auch da böse Leidenschaften verdränget; und wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück.

Vergleichet man allen Genuß des gewöhnlichen Weltlebens und der allbeliebten Zerstreuungssucht, auch nur mit den gewöhnlichsten Vortheilen der Einsamkeit, so siehet man bald, wie wahrhaft so mancher Weiser fand: Weltgewirre und Zerstreuungssucht vertragen sich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenschaftloser Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menschen.

Erwürget wird doch auch zuweilen die Vernunft des Weltlings, durch alle Vorur-

theile

theile denen er fröhnet, und die seine Seele entmannen. Er erschlaffet und wird weichlich, unter dem Gedränge von so vielen Kleinigkeiten, und Thorheiten. Er siehet nichts wie es ist, und sein Flattergeist kennet kein wahres und wesentliches Vergnügen. Seine Seele ist voll Unordnung, und sein Herz voll Trug.

Wer hingegen sich gewöhnet hat mit sich selbst umzugehen, und da die Glückseligkeit des unaufhörlichen Visitenhungers, und aller unserer Ergötzungen und Vergnügungen, in strenge Untersuchung zu ziehen; wer im Ernste seiner einsamen Stunden die Zucht dieser Philosophie nicht verschmähet, und darum allem weitläuftigen Umgange gerne entsagt, der siehet dann doch bald die Welt in ihrer Nacktheit, und fühlet daß wir unter lauter Dingen umherirren, die mehr Schein als Wahrheit haben. Aber wie gar

selten

selten liebet man die Zucht dieser Philosophie, und wie wenige Menschen sehen und fühlen ihr wahres Glück. Nur gar zu selten durchdringet uns das gewöhnliche, leere, träge, eitele, und geräuschvolle Leben, auch recht mit Widerwillen und Ekel. Eine heitere und frohe Seele hüpfet immer, und ist allenthalben glücklich, weil sie nichts Verstopftes im Unterleibe hat, weil ihre Nerven nie in Unruhe kommen, immer duldsam sind, und immer stärker als alles was auf sie wirket. Mich jammern solche Kräfte. Wer sie hat, und nicht den besten Gebrauch davon macht, ist bey Gott dafür verantwortlich.

Wer die Jahre seiner Frölichkeit in Gesellschaft verschleudert, wer das Visitenwesen zu seinem ersten und einzigen Geschäfte macht, denket nicht, daß man in der frohen Zeit säen sollte, um in einer minder heitern

Zukunft zu erndten. Von den Gesunden und Glücklichen will ich nicht einmal sprechen, die, mitten im Taumel ihrer Jugendfreuden, der Tod so oft in wenig Tagen hinraffet. Aber da uns doch alle, früher oder später, die Freude verläßt; da wir so wenig Ursache haben, auf eine dauerhafte Gesundheit zu zählen; da wir tausend Dinge nicht thun, die Keckheit und Kühnheit bis in das späteste Alter erhalten; so sollten wir, wie mir deucht, doch wenigstens unzerstörbare Kräfte sammeln für unsere Seelen. Die beste Gesundheit kann verwelken und vergehen; aber das heilige Feuer seiner Seele muß man so bewahren, daß es nie erlöschet. Weisheit und Tugend, Muth vor Menschen und Furcht vor Gott, dieß hilft dulden und tragen, dieß schützet und stärket, und dieß hebt uns, wenn wir auch lange niedergeworfen sind, immer wieder in die Höhe.

Ueberdruß und Ekel sind doch endlich, die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung. Wer den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; wer nun einmal sich selbst gestehen muß, es sey für ihn in der Welt nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen, und nichts mehr zu thun; wer im Genusse des Vergnügens von Ekel überfliesset, über seine eigene Gefühllosigkeit erstaunt, und die zauberische Einbildungskraft nicht mehr hat, die alles verändert, verschönert, und verfeinert, der rufet vergeblich die Töchter der Wollust zu sich. Er ist gefoltert mit übler Laune bey ihren Liebkosungen, und mit Mismuth bey ihrem schmeichelhaften Gesang. Der süsse alte Geck möchte frölich seyn, und ist stumpf, möchte glänzen, und wird verlachet, möchte witzeln, und faselt. Alle seine Reden sind albern und unschmack-

haft, schal, dumm, und längst aus der Mode. Solche ausgediente und abgenutzte Lustigmacher sind nun endlich auch der Spott der jüngern Welt; aber sie bleiben sich immer gleich in den Augen des Vernünftigen, der sie vor vielen Jahren schimmern sah im Kreise des Unsinns, auf den Taumelplätzen des Lasters, und als die witzigsten Köpfe in der Stadt.

Guten Köpfen wachet das Gewissen am meisten auf, unter lermender Ergötzung, wenn sie denken was sie thun könnten, und fühlen was sie thun. Wo jedem das Blut wallet, wird doch hie und da Einer hingerissen zu den tugendhaftesten Wünschen, und zu den ernsthaftesten Gefühlen. Manches in der Stille vollbrachte edle Unternehmen, und manche verewigte grosse That, ward vielleicht zuerst gedacht mitten unter Musik und Tanz. Vielleicht kehret jede schöne

Seele, eben alsdann am meisten in sich selbst, wo vielleicht sonst niemand einen guten Gedanken im Schwindel seiner Sinnlichkeit hat, und wo so manche schöne Frau und so manches gnädiges Fräulein stolz und kopflos schwimmt auf dem Strome der Thorheit.

Leere Seelen sind sich selber zur Last, und jagen darum beständig nach Zerstreuung. Ihre unwiderstehliche und gewaltsame Begierde stets ausser sich selbst und unter einer Menge anderer Menschen zu seyn, ihr beständiges Vorfahren, ihre allgegenwärtigen Visitenkarten, ihre ewige Schickerey und Melderey, dieß alles verkündigt, solche Seelen seyen nie daheim. Sie haben nichts in sich selbst, das vermögend wäre sie zu beschäftigen und zu unterhalten. Sie suchen alles ausser sich, drücken und sind gedrückt, und jagen von Haus zu Haus, bis sie endlich den Hafen finden, wo sie gesichert sind

gegen ihren Unmuth, und durch eine Reihe von fremden Dingen gegen den nahen Anblick ihrer innerlichen Unwürdigkeit.

Flucht vor sich selbst ist also dieses beständige Streben nach sinnlichen Vergnügungen. Alles wird ergriffen was den heutigen Tag, den gegenwärtigen Augenblick erheitern kann, und dieß muß immer etwas ausser uns seyn, immer etwas anderes und neues, immer etwas das uns hindert Hülfe zu suchen in uns selbst. Bist du erfindsam genug, jeden Tag und jede Stunde im Tage etwas ausfindig zu machen was jenem die Zeit vertreibt, so bist du ein guter Gesellschafter, und sein bester Freund. Geschäfte fände freylich jeder Mensch, die ihn hindern würden sich selbst eine Last zu seyn, und seine Zeit nicht ganz zu verlieren. Aber da er immer auf etwas ausser sich hingeleitet seyn will, so wird Zerstreuung das erste Bedürfniß seines Lebens,

und Flucht vor dem Umgange mit sich selbst sein wärmster Wunsch. Er verlieret dann allmählig die Kraft selbst zu handeln und selbst zu wirken. So wirket zuletzt Alles auf ihn wie es kann, und nicht wie er will; und so ist am Ende niemand in der Welt so unglücklich wie der Reiche und Vornehme aus der sinnlichen Classe.

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen scheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben. Das deucht mir nicht. In dem Garten von Versailles erblickte ich einst, als ich an einem schönen Sonntage von Trianon kam, von ferne auf der grossen Terrasse vor dem Pallaste des Königs ein entsetzliches Menschengewühl. Als ich näher kam, sah ich Ludewig den funfzehnten, mit seinem ganzen Hofe, an den Fenstern. Man hatte da einem schnellfüssigen Kerl ein paar Hirschhörner auf den Kopf ge-

bunden; dieß hieß man einen Hirsch. Ein Dutzend andere Kerle hinter ihm her, hieß man Hunde. Hirsch und Hunde sprangen in den Teich vor dem Schlosse zu Versailles, und wieder aus demselben heraus, und hin und her, mit einem Beyfall, der gewiß der lauteste war, den jemals Menschenohren hörten. Was soll das, fragte ich einen bey mir stehenden Franzosen? Monsieur erwiederte er mir sehr ernsthaft: c'est pour le divertissement de la cour!

Glücklicher sind die allergeringsten Menschen, als diese Herren der Welt und ihre Diener bey ihrer traurigen Jagd nach Freude und Zeitvertreib. Der Vornehme heuchelt Freude auf seinen Assembleen mit tausendfachem Gram im Herzen, und spricht mit der wärmsten Theilnehmung, von Begebenheiten bey denen er gar nichts fühlet. Einer täuschet den andern, und die meisten

sind doch da in ihrem eigentlichen Elemente, und freuen sich, sobald sie nur eine Reihe von Zimmern voll Menschen sehen, unter denen keiner weniger als sechszehn wohl gezählte Quartiere hat, oder keinen Titel der ein viertel Gran zu wenig wiegt.

Auf solcher Verfinsterung des Verstandes beruhet, zumal in Deutschland, so sehr oft das Glück des geselligen Lebens. Daher bey Vornehmen der erschreckliche Rangstolz, und bey Geringen die unglaubliche Rangsucht. Daher die Verachtung der einen, der Neid der andern, und die Thorheit von allen.

Alle Sammelplätze lermender Ergötzlichkeiten und beständiger Trunkenheit des Lebens, sind Tempel der Freude und der höchste Lebensgenuß für diejenigen Menschen vorzüglich, die alles aufmerksame und ernsthafte Nachdenken scheuen. Wer seine Glückseligkeit in Nichtsthun suchet, oder seinen

größten Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet, die alle seine Stunden verschlingen, alle seine Seelenkräfte beschäftigen, alle seine Gespräche beleben, den befallen Schauer und Schrecken, wenn er höret, es sey heute keine Assemblee angesagt. Aber sollte dieser gnädige Herr nicht gleich heute irgend ein nützliches oder auch nur unterhaltendes Geschäft in seinem Hause unternehmen? Es wäre doch traurig, wenn Er nichts Gutes thun könnte im Stillen. Ist Er seinen Freunden, seinem Vaterlande, sich selbst, denn vollends zu nichts nütze? Kann Er keinem Unglücklichen helfen? Ist es Ihm unmöglich in irgend etwas, heute weiser und besser zu seyn, als er gestern war? Wäre auch in der Pest ein Edelmann seines Lebens nicht sicher (*), so findet sich doch für jeden

(*) La Peste, heißt es irgendwo, est une maladie

jeden Edelmann in der Welt ein Buch gegen die Pest der Langenweile.

Es giebt Kräfte in unserer Seele, die viel weiter reichen als wir glauben. Wer aus Noth oder aus Geschmack diese Kräfte nur oft übet, der erfährt auch bald, unser möglichstes Glück liege ganz in uns selbst. Erkünstelt sind unsere meisten Bedürfnisse. Alle äussere Dinge befördern unser Glück und unsere Zufriedenheit, nicht weil sie für uns wirklich nothwendig sind, sondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Wir glauben gar zu leicht, dieß müsse nun einmal seyn, weil es uns Vergnügen macht. Aber wenn es auch nicht wäre, oder wenn wir die Kraft hätten dieß zu missen, und dann in uns selbst das Vergnügen suchten, das wir von äussern Dingen erwarten, so würden wir in

uns

ladie dans laquelle un Gentilhomme n'est pas sûr de sa vie.

uns selbst oft weit mehr finden, als in äussern Dingen.

Alltagsköpfe und Köpfchen finden zwar da schon genug Aufheiterung und Vergnügen, wo man sich eigentlich nur hinstellt, um zu sehen, und sich besehen zu lassen. Aber wie manche schöne Dame vergeht auch da vor Langerweile. Wie mancher Mann von Verstand sitzt da trübselig in der Ecke. Unsere Erwartungen sind immer zu groß in grossen Gesellschaften. Witz, Coketterie, und Sinnlichkeit, finden zwar bisweilen ihre Rechnung auf Assembleen. Beynahe jeder leget da aus, was er hat; und immer diejenigen am meisten, welche am wenigsten haben. Man sieht und erfährt aber auch wirklich manches worüber man sich freut. Hie und da höret man eine gute Bemerkung, zuweilen ein herrliches Wort. Man begegnet manchem guten Gesicht, und kommt

an manchen verständigen Mann, den man sonst gar nicht kannte. Man nähert sich mancher freundlichen Weiberseele, die man gerne sieht, höret, und spricht. Bey guter Laune kommt man selbst oft einem Unbekannten oder Halbbekannten mit Geist und Herz zuvor, und fühlet sich hingerissen zu ihm, wenn man auch in seinem Leben nicht fähig ist, ihn an sich zu ziehen. Zuweilen hat man vollends das göttliche Vergnügen von seinen Feinden Gutes zu sagen, oder gegen sie sich gut zu betragen.

Aber nur gar zu oft wandelt man auf Dornen, bey dieser Menge angenehmer Empfindungen. Welcher gute Mensch ist nicht mannigfaltig mit allen Menschen besser zufrieden, als mit sich selbst. Wer bewundert nicht die unaussprechliche Selbstzufriedenheit, den heitern frohen unbefangenen Muth, den kühnen Tritt, die dreiste Zu-

dringlichkeit, das gesellige Anhängen, das unbedachtsame Geschwätz so mancher Tochter des Leichtsinns und der Eitelkeit. Mit Wehmuth fühlet der innerlich Unzufriedene, der verborgen Unglückliche, auch sogar der Verständige, sich selbst in den Augen solcher Glücklichen schwerfällig und dumm. Lustig ist es zwar so viele frohen Knaben im Amte zu sehen; so viele leicht dahertrippelnde und tändelnde Weiber von hohem Alter; so entsetzlich viele Studenten mit grauen Haaren. Aber wem ekelt nicht bey einer guten Comedie, die man immer sieht. Wer darum dieß alles schon erfahren und durchgeprüft hat, wer schon so oft gähnen mußte im Hause der Freude, wer nur zu gut weiß, wo mehr Lüge ist als Wahrheit, mehr Schein und Blendwerk und Trug und leeres unbefriedigtes Verlangen als Genuß, der ist traurig unter solchen Frölichen, und eilet zu-

rück

rück nach seiner Kammer, um da auf Vergnügungen zu denken, die nicht betrügen, die man in jedem Alter geniesset, die kein Misfallen über uns selbst zurücklassen und keine Unruhe.

Man glaubt uns Ehre zu erzeigen und Freude zu machen, wenn man uns zu einem Gastmal bittet, von dem jeder zum Voraus weiß, daß entweder da die frostigste Langeweile mit ihrem bleyernen Scepter herrschen wird, und daß gewiß da, keiner von allen Gästen nichts höret, als was er nicht wissen will; oder wo schiefaugigte Schwätzer und schmähsüchtige Bösewichter einem graden und redlichen Manne den freyen Ausbruch aller seiner Gedanken und Gesinnungen abschneiden, und jedes Wort aus seinem Munde auffangen, um es gleich hinter seinem Rücken zu verdrehen. Aber fühlet man auch die geringste Kraft in sich selbst,

so hat man eine Abneigung gegen jede Gesellschaft, die diese Kraft zerdrücket. Tausendmal besser schmecket zu Hause eine magere Suppe und Freyheit, als Ortolanen und Tockayerwein dort, wo man aus Höflichkeit schweigen muß vor dem Witzling aus dessen Munde nichts als Unsinn sprudelt.

Wahres gesellschaftliches Vergnügen ist ein freundliches und zutrauliches Austauschen wechselseitiger Gedanken und Gefühle. Jeder öffentliche Ergiessungsort von Vorurtheil und Thorheit, bringt also freylich auch grosses gesellschaftliches Vergnügen; aber wenn diese Freuden und Vergnügungen eine gegenseitige Austauschung und Mittheilung dessen seyn sollen, was ein jeder vorzüglich Schönes, Gutes, und Angenehmes hat und weiß, so ekelt dann doch manchem vor den Häusern der Freude, und er kommt in dieselben nie, als mit Ueberdruß und kaltem Herzen.

Welt-

Weltsatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldsamer Freundschaft; wo man ungezwungen und frey seyn darf, was man will; wo man alles sagen kann, was man fühlt und denkt; wo man sich alle seine Gedanken und Wünsche anvertraut; wo man immer mit Sanftheit zurechtgewiesen wird, bey jedem Irthum; wo man sich immer versteht, auf den ersten Laut; wo man Unterstützung, Hülfe, Rath, und Trost, findet und giebt, bey Geschäften und im Unglücke, bey allen Vorfällen des Lebens, und in jeder Noth; wo der müde und zerdrückte Geist immer wieder aufwachet aus seiner Unthätigkeit, seiner Muthlosigkeit, und seinem Todesschlummer; wo ihm die Hofnung immer wieder aufgeht und grünet; wo man bey jedem Rückblick auf die vergangene Zeit, wechselseitig mit der süssesten Wehmuth sich sagt, ach was

haben wir nicht schon mit einander durchgelebet; wo man Abende wie Minuten verschwatzt; wo man nie müde wird sich anzuhören und zu unterhalten; wo man keine andere Langeweile fürchtet, als nur die schrecklichste von allen, die Langeweile der Trennung, der Entfernung, und des Todes; wo man jede Thräne sich abwischet; wo man alle seine Schmerzen sich erleichtert; wo ein Herz und eine Seele so ganz und unmittelbar in der Seele des andern sich fühlet; wo man Alles sich mittheilet, was man siehet, höret, und liest, alles was man erfahren hat, und alles was man weiß, Alles jeden Tag, worüber man sich freut, und wobey man leidet.

Bey solcher Glückseligkeit ist es doch wol nicht Roheit der Sitten, nicht Unbelebtheit, und ein sehr verzeihlicher Irthum der Imagination, wenn uns die Menschen von der

gewöhnlichen Art nicht mehr Gnüge thun; wenn wir sogar ganz gleichgültig sind bey ihrer Gleichgültigkeit und vollends bey ihrer Abneigung; wenn es uns beynahe unmöglich ist, in irgend einer andern nicht sehr guten Gesellschaft auszuhalten; wenn wir auch darum von dem lauten Weltgetümmel nichts erwarten, und darum auch jeder grossen und bunten Gesellschaft gerne entsagen.

Aber wie hinfällig ist auch solches Glück. Wie schrecklich und unerwartet, wie leise und schnell scheint uns alle Freude des Lebens zu sterben; wie jählings wird Alles um uns her, dürr, öde, und todt! Vergebens strecket man seine Arme aus; man rufet ins Leere; wähnt, itzt höre man den bekannten lieben Tritt, und höret ihn nicht. Alles scheint uns todt, und wir sind todt für Alles. Einsamkeit umgiebt uns nah und weit. Allenthalben glauben wir uns alleine

mit unserm blutenden Herzen. Wir träumen in unserer Schwermuth, nichts liebe uns mehr, und wir lieben nichts; und ein Leben ohne Liebe, ist für ein Herz das geliebet hat, die schrecklichste Todesart. Einsam will darum der Schwermüthige leben, und einsam will er sterben. Im Nebel seiner Schicksale, in diesen Zeiten der Täuschung, sieht Er keine heilende und sorgsame Hand, keine Erbarmung, kein Mitgefühl, keinen Gedanken solcher Leiden; denn keiner, der das nicht gelitten hat, versteht keinen der es leidet.

Aber kein grösserer Triumph der Einsamkeit läßt sich auch denken, als dieser: daß kein Mismuth so groß ist, und keine Betrübniß so schrecklich, die wohlbenutzte Einsamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt.

Langsam und stufenweise kommt zwar diese Heilung. Die Kunst mit sich selbst zu le-

ben hängt an so vielen Erfahrungen, gründet sich auf so mancherley Schicksale, und so besondere Situationen zur Stimmung des Charakters, daß man schon sehr reif zur Einsamkeit seyn muß, um von ihr solche Wunder zu erwarten. Aber wer sich durch den Wust unserer Vorurtheile schon durchgearbeitet hat, wer schon in früher Jugend Einsamkeit schätzte und liebte, dem wird unter solchen Umständen die Wahl nicht schwer. Wen nichts mehr belebet von allem was ihn umgiebt; wer immer alleine ist im allgemeinen Umgange, spannet gewiß alle Nerven seiner Seele an, damit er niemals weniger alleine sey als in seiner Kammer.

Köpfen vom ersten Range (*) giebt man oft Geschäfte, die für ihren Geist sind, was Ipekacoanha für den Magen eines Hungrigen.

(*) In der Geisterwelt, versteht sichs; denn anderswo haben Köpfe keinen Rang.

gen. Man verdammt sie mit harten, trocknen, seellosen Geschöpfen, zu zerstückter, unnützer, geistloser, verderblicher Arbeit. Sie können nicht von der Stelle kommen, und müssen unaufhörlich ziehen. Sie sehen bey allem ihrem Diensteifer lauter Joch, und stehen allenthalben alleine mit Geist und Herz. Sie sind gedrückt, und drücken alle wieder die um sie sind. Oft glauben sie, daß es keine Erhohlung gebe als im Grabe. Alles in der Welt wird ihnen zum Ekel; alle gedruckte Schriften schmecken ihnen wie hart Brodt, und alle Schriftstellerey riecht ihnen wie alte Eyer. Sie haben keinen Odem frischer Luft mehr in ihrem Nebelthal, kein frisches Grashälmchen scheint für sie da zu seyn. Aber laßt sie alleine, gebt ihnen Freyheit und Musse, so kommen gleich die Jünglingszeiten des Enthusiasmus wieder, und sie erheben sich mit dem Fluge des Adlers.

Thut

Thut Einsamkeit solche Wunder bey solchem Mismuth, was wird sie bey demjenigen vermögen, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvolle Stunden immer offen sind, und dessen Seele nichts suchet und verlanget, als anmuthige Luft, und häusliche Glückseligkeit. Als man den Antisthenes fragte, wozu ihm die Philosophie verholfen habe, sagte Er: zur Kunst mit mir selbst fertig zu werden. Pope gestand, er gehe nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß wir auf Erden kein grösseres Geschäft haben, als recht zu lernen, wie man am besten daheim sey. Mir deucht wir haben alle gefunden was Pope suchte, wenn wir nur vergnügt sind in unserm Hause, und Alles lieben was uns da umgiebt bis auf Hund und Katze.

Alles spitzfindige und mühselige Streben nach äusserlicher Freude und Vergnügung, erhält doch am Ende nur durch die Betrach-

tungen seinen Werth, die wir bey unserer Rückkehr zu uns selbst machen. Da erfährt man doch am besten, wo dann auch eigentlich die wahre Glückseligkeit liegt; ob in Dingen ausser uns, die wir nicht ändern und nicht umbilden können, oder in uns selbst? Da lernt man das Uebertriebene in unsern Erwartungen kennen, alle die falschen Vorstellungen, und alle die betrügerischen Hofnungen. Mir schrieb einst eine sehr junge und sehr artige Dame, noch am Abend als sie von einer grossen Redoute kam: Sie sahen, wie heiter ich hingieng, aber es befiel mich da ein Gefühl von Leerheit bey dem Anblick dieser freudenlosen Jagd nach Freude, daß ich hätte mögen meine Blumen vom Kleide reissen.

Alles Weltglück ist nichts, wenn es uns in uns selbst, und in unserm Hause, nicht glücklicher macht. Alles Unglück wird endlich

lich erträglich, wenn es vorerst nur gemildert werden kann durch Ruhe auf unserer Kammer, und unter unsern Büchern. Dieß ist schon grosses Glück, denn es wäre eitel und nicht in der Natur, wenigstens von uns selbst mehr zu verlangen, als vorerst blos die Willigkeit unser Herz und unsere Wünsche in Ordnung zu halten. Ein grosser Philosoph hat darum sehr wahrhaft gesagt: es sey stolzes Vorgeben, nicht Wahrheit, wenn man behaupte, wir können vollkommen glückselig werden, und blos durch uns selbst.

Allerdings können wir uns selbst, unsern Geschmack, unsere Gesinnungen, unsere Neigungen, und Leidenschaften sogar, ändern; und dann ertragen wir nicht nur vieles das uns mangelt, sondern wir finden Glückseligkeit in einem Zustande, den andere für traurig und beklagenswerth halten. Gesundheit ist ohne Zweifel eine grosse Glückselig-

keit; aber es giebt doch Umstände und Fälle, in welchen den Mangel derselben wahre Ruhe begleitet. Ach wie oft habe ich Gott für eine Krankheit gedanket, die mich zwang zu Hause zu bleiben, und die mir erlaubte doch auch einmal meine Seele im Stillen zu sammeln. Solches Glück hatte zwar ein Ende, wenn ich besser ward. Aber wenn ich denn doch ganze und viele Jahre, mit einem siechen Körper und zermalmten Gliedern, und zusammengepreßtem Hirn, alle Tage meines Lebens mich durch alle Gassen mußte schleppen lassen; wenn ich bey jedem kalten Winde die beständige und unausbleibliche Empfindung hatte, als wenn mir an Armen und Beinen das Fleisch mit hundert Messern sorgfältig von den Knochen weggeschnitten würde; wenn ich mitten unter meinen täglichen Berufsgeschäften, in Schmerz, und Leiden so erfahren war, daß ich Gott mit Thrä-

nen für jeden erträglichen Augenblick dankte; o dann war es mir doch erlaubt, ein unaussprechliches Glück darinn zu finden, daß ich doch einmal in meinem Hause krank seyn konnte, und nicht mein Leben ausathmen mußte auf den Gassen! Bey immerwährendem Kummer für andere giebt es freylich auch Stunden genug, in welchen gewiß jeder menschenfreundliche Arzt den Kummer für sich selbst vergißt; aber ach wie häufig sind auch die Stunden der Verzweifelung, in denen man aufgefodert ist, unter eigenem Schmerz und eigenen Leiden, Kräfte auszuüben die man nicht hat. Unter solchen Umständen ist Krankheit, die mir den Kopf nur einigermassen frey läßt, Ruhe und unaussprechlich süsses Einsamseyn für mich, wenn dann nur keine Besuche blos aus Höflichkeit mich quälen. Alle Segnungen Gottes wünsche ich alsdann jedem der mich alleine läßt,

mich

mich nicht mit Zeitverlust und Langerweile foltert, und jedem der die Barmherzigkeit hat um mein Befinden sich nicht zu bekümmern. Ein einziger heiterer Morgen, da ich zu Hause bleiben kann, aber da ich auch niemand sehen und keine Briefe schreiben muß, ist mir, wenn ich auch übrigens sehr krank bin, mehr werth, als unsern Damen alle ihre Feste, und den Grossen der Welt alle ihre Freuden.

Solche Verminderung unserer Leiden in der Einsamkeit ist schon ein grosser Gewinn, denn Ruhe der Seele für einen Knecht aller Menschen, von dem man mannichfaltige Thätigkeit fordert, und der seine Tage in beständiger Marter hinbringet, ist eine sehr grosse Glückseligkeit.

Sich selbst wird man eine gute Gesellschaft, wenn man in frühen Jahren, und in spätem Alter, irgend ein angenehmes und

nützli-

nützliches Geschäft in seiner Kammer sich machen kann. Bey der übelsten Laune muß man sich bestreben doch in irgend einer Absicht zu lesen. Zwecklos lesen wir nie, wenn wir nur immer Feder oder Bleystift beym Lesen in der Hand haben, immer die neuen Ideen anzeichnen, oder was die schon vorhandenen Ideen berichtigt. Alles Lesen wird man müde, sobald man sich oder andern nicht zueignet was man liest, und dabey nicht selbst auf eigene und neue Gedanken kommt. Zweck und Uebung geben leicht diese Fertigkeit, und man erheitert dadurch seine traurigsten Stunden.

Bleibt nur immer die Aufmerksamkeit rege, so bleibt uns auch die Gewalt alle unangenehmen Zwischenideen zu verscheuchen. Jeder grosse und interessante Gegenstand, jeder wahrheitreiche Theil aus irgend einer Wissenschaft, jeder Blick in die Geschichte

der

der Menschheit, jeder Fortschritt in irgend einer Kunst, kann die Aufmerksamkeit fesseln, und allen Unmuth wegzaubern. So wird der Mensch gesellig mit sich selbst, so findet er seinen besten Freund in seinem eigenen Busen.

Jedes auf solche Art erlangte geistige Vergnügen übertrift gewiß, bey weitem, alle Vergnügungen der Sinne. Gewöhnlich verstehet man unter geistigen Vergnügungen blos die Anwendung grosser Geisteskräfte auf erhabene Betrachtungen, schwere Ausarbeitungen, oder auch die leichten Geburten des Witzes. Aber es giebt geistige Vergnügungen, zu deren Genuß weder Gelehrsamkeit noch grosse Fähigkeiten erfordert werden. Diese sind die Vergnügungen der Geschäftigkeit und des Fleisses, die dem Ungelehrten und dem Handwerker eben so wohl offen sind, als dem größten Weltweisen, und

die eben so süsse Freuden gewähren. Man muß darum auch keine Handarbeit verachten. Ich kenne deutsche Edelleute, die ihre Taschenuhren repariren können, die Mahler, Schlösser, und Zimmerleute sind, die beynahe für alle Handwerke das Werkzeug haben, und zu gebrauchen wissen; sie kümmern sich nie um Gesellschaft, und sind die glücklichsten Menschen in der Welt.

Alles was man in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, mit Liebhaberey anfängt, und mit Leidenschaft zu einem gewünschten Zwecke treibt, macht den Menschen gesellig mit sich selbst, und hält den größten moralischen Uebeln das Gegengewicht. Jede Schwierigkeit, sie sey groß oder klein, gegen die man anstrebet und die man überwindet, gewähret Vergnügen. Jede Minute in der man fortschreitet zu irgend einem Zweck, da man mit Befriedigung zurücksieht auf voll-

vollbrachte Arbeit, endigt sich in Ruhe der Seele, in Freudenfähigkeit, und in Lust an dem Tage der kommt.

Alle Vergnügungen des Herzens sind allen Menschen offen, die ihr Gemüth in Zufriedenheit, Ruhe, gesetzter Heiterkeit, und Liebe gegen andere erhalten. Ach um wie viel ist dadurch Glückseligkeit auf dem Lande grösser als aller Glückswahn in Pallästen, und alles mit so vieler Mühe, mit so vieler Schickerey, Künsteley und Lügen, erjagte und erhaschte Glück einer Visite in der Stadt. Das wissen aber auch die Weltmenschen wohl, die man oft so herzlich über Langeweile klagen höret. In den Thälern der Alpen kennet man sie nicht, auf keinem Gebirge wo die Unschuld noch wohnt, und das kein Fremdling ohne Thränen verläßt.

Langeweile hast du aber auch in keiner Stadt, wenn du nur dem gewöhnlichen

Welt-

Weltleben in Städten entsagst. Jede tugendhafte Handlung bringt Heiterkeit ins Haus, und stille Freude glühet auf deinen Wangen auch in deiner Kammer, nach jeder zum Besten deines Nächsten ausgeübten Pflicht. Da wir doch alle bey der Erzählung unserer Knabenstreiche mit Gefallen verweilen, und bey den muthwilligen Possen die wir in der Schule ausübten, so kann auch jeder Blick in die ersten Perioden deines Lebens, in die nichtsbedeutenden Zeitvertreibe, in die kleinen Bekümmernisse und Wünsche deiner Kindheit dich belustigen. Ach mit welchem Lächeln der Gefälligkeit, mit welcher zärtlicher Wehmuth, sieht auch darum das weisse Haupt auf die Zeiten zurück, da die Wange von Gesundheit glühte, da wir alles mit Kraft und Lebhaftigkeit unternahmen und alles ausführten mit Muth, und da wir Schwierigkeiten aufsuchten, blos

weil uns das Gelegenheit gab zu rauhem und kühnem Kampfe.

Vergleichen wir dann dieß Alles was wir waren, mit dem was wir itzt sind, und finden wir, daß dieß alles eingewirket hat noch in den frohen Stunden unserer spätern Jahre, und daß es auch zuweilen itzt noch einwirket, in alle Kämpfe mit unsern Schicksalen, in unsere Tugenden und in unsere Fehler, und in alle Auftritte und Abwechslungen unsers Lebens. Vergessen wir auch uns selbst, und werfen wir unsere Blicke auf alle Weltbegebenheiten zurück, die wir schon erlebet haben, auf den Gang Gottes zur Erhebung und Demüthigung der Völker; auf die Fortschritte zu so manchem Guten und Schönen, auf die Rückfälle in so manche uralte Thorheit, auf die verdrängte Barbarey, auf den unterjochten Aberglauben, und auf alle Barbarey unter der wir noch schmach-

ten,

ten, und auf allen Aberglauben der noch mitten unter uns grünet und gedeyt; auf die Riesenschritte in Wissenschaften und Künsten; auf die Flüge des Geistes der Zeit, und auf seine unbegrenzten Albernheiten. Erwägen und durchdenken wir dieß alles bey unserm Ofen, nehmen wir dann noch immer den wärmsten Antheil an allem was geschieht: o so ist alle Langeweile verbannt, und so herrschet Ruhe, Frieden, und gute Laune im Hause.

Solche Befriedigung gewähret Einsamkeit im Alter wie auf jeder Stufe des Lebens, durch Nachdenken; und solcher Genuß übertrift alle sinnlichen Freuden. Sind dann aber auch die Kräfte des menschlichen Geistes durch Uebung und Cultur erweitert und erhöhet, so soll man um so mehr zu allen Zeiten, bey gesundem Körper und Ruhe und Freyheit der Seele, fähig seyn, aus sich

selbst erhabene Vergnügungen zu ziehen, wenn das Herz den Frieden der Unschuld genießet.

Lust zur Arbeit belebet alle unsere Seelenkräfte, und diese werden, bey der gehörigen Achtsamkeit auf uns selbst, immer mehr geschärft. Lebhafte Köpfe müssen immer gegen etwas anstreben. Inniges Bewußtseyn ihrer selbst, ihrer Kräfte und ihrer Würde, giebt dann auch jeder unverdorbenen Seele, in dieser Unruhe, die edelste Richtung. Hat man aber aus Pflicht und Noth mit vielen Menschen zu thun, muß man gegen seinen Willen auch mancher kahlen und ermüdenden Zerstreuung sich unterwerfen, so lodert, eben nach solchem Gewühle, das Feuer, die Lust, und die Kraft am meisten wieder auf, alle die Fesseln zu zerreissen, kühn und muthig allen Zeitverderb, und jede Zerstreuung, und alles Getümmel von sich zu entfernen.

Erhabener, glückseliger, erquickender, und inniger, fühlen wir nie, daß wir leben, daß wir denken, daß wir verständige, selbstthätige, freye, grosser Dinge fähige, und unsterbliche Geschöpfe sind, als in dem Augenblicke, da wir vor dem geschäftlosen, kalten, trägen, lässigen, und leeren Visitenmacher unsere Thür abschliessen.

Alle Stürme unserer Schicksale sind erträglicher, als das geistlose Visitenwesen, und ewige Vorfahren, und Kartenabgeben, alle die langweiligen Besuche und Gegenbesuche ohne Absicht und Zweck, womit schale Menschen ihr Leben wegtändeln. Meine Gedanken kommen wenn sie wollen, und nicht wenn ich will, sagte Rousseau; darum nahm er sie auch an, wenn sie kamen. Darum waren ihm alsdann auch alle Besuche von Fremden und Unbekannten so verhaßt. Darum sträubte Er, der so selten eine heite-

re und schmerzenfreye Stunde hatte, an jedem Orte seines Aufenthaltes sich so sehr gegen alle Zudringlichkeit, gegen das läppische Fragen nach seinem Befinden, gegen alles das einfältige und kahle Ausfüllen der Conversation, so sehr Er auch sonst guten Umgang liebte, und pries (*).

Wie viele Funken zu guten Gedanken werden durch kahlen Umgang erdrücket, und wie schal wird man selbst, wenn man immer unter schalen Menschen lebt. Durch den Odem des Himmels werden jene Funken in der Einsamkeit angefacht und belebet, und dann Geist und Charakter immer durch Selbstdenken mehr erhöhet und gebildet.

Tugen-

(*) Je n'ay jamais pû supporter, sagt Rousseau, ce sot et niais remplissage des conversations ordinaires; mais les conversations utiles et solides m'ont toujours fait grand plaisir, et je ne m'y suis jamais refusé.

Tugenden gedeyen in der Einsamkeit, zu denen man in dem liebenswürdigsten Umgange nicht gelanget. Unsere Freunde werden von uns getrennet, wir sehen uns ihres belebenden Umgangs auf ewig beraubt, und solches Unglück wird oft eine Veranlassung, daß wir uns in der Einsamkeit zu wahrer Geistesstärke abhärten, und zu weit kühnern Entschlüssen erheben. Wenn Freundschaft und Liebe immer für uns sorgen, alles für uns thun, uns stets in ihren Armen tragen, so verlernen wir oft ganz dabey das Vermögen uns selbst zu regen, selbst zu handeln, selbst zu waden durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens. Muß man darum auch wider Willen einsam und verlassen leben, so erlanget doch die umhergeworfene Seele neue Festigkeit, und gewinnet ihren Frieden wieder, wenn man nur herzhaft und unermüdet gegen sein Unglück kämpfet. Wir finden

Hülfsquellen in uns selbst, an die wir niemals dachten, und stoischen Muth wenn der Gesichtskreis unsers ganzen Lebens sich trübt.

Charakter und Gesinnungen erlangen immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, durch das Zurücktreten aus dem Getümmel, die Einkehr in sich selbst, und die freye Ueberschauung der Welt und unser selbst im Stillen. Eure Seelen laufen nur darum immer auf der Heerstrasse, weil ihr zu schwach seyd, euch zum Selbstdenken zu erheben; immer erst zu euren elenden Orakeln lauft, um zu erfahren, wohin der grosse Haufen sich lenket, und was euch, dem Orakel zufolge, obliegt zu denken und zu thun (*).

Unkö-

(*) „Einfalt ist Schwäche, sagt Herr Garve, und „jede Schwäche macht, daß wir anderer bedürfen, sie desto mehr suchen, ihren Unwillen „scheuen, uns um ihre Liebe bewerben. Ver„stand hingegen macht unabhängig; er giebt „dem

Unköpfe glauben, man laufe immer sicher mit dem grossen Haufen. Sie urtheilen nie, bevor der Haufen geurtheilt hat, sie folgen allen seinen Entscheidungen über Menschen und Sachen. Darauf kommt es solchen Geistern nicht an, wo Wahrheit und Recht liegt; Billigkeit ist von keinem zu erwarten, als von dem, der sich nicht scheut alleine zu stehen. Kein schaler Weltmensch nimmt die Partey des Schwächern und des Unterdrückten. Hast du den Gewaltshaufen der Dummheit auf dem Nacken, bist du durch die Allmacht des Irthums und der Vorurtheile beschimpft und verschryen, so suche auch keine Unterstützung bey schalen Köpfen die immer nur der Nachhall

„dem Menschen mehr eigene Hülfsquellen. Wer „sich dessen bewußt ist, glaubt andere immer „weniger nöthig zu haben, und verfolgt also, „ohne Schonung derselben, seine Endzwecke.“

des Windes sind, der heute durch die Stadt bläst.

Allein leben, sich allein fühlen, macht nur insofern furchtsam, als es darauf ankommt, körperliche Gewalt mit körperlicher Gewalt abzutreiben. Geistesstärke hingegen vermehret sich, eben dadurch, daß man sich mehr aufraffet, wenn niemand sich mit uns vereinigt, niemand für uns kämpft. Eben darum muß man alleine leben, damit man dürfe alleine stehen, damit man weniger leide von gegenwärtigen Eindrücken, erhaben sey über die Vorfälle des Lebens, und beherzt gegen die Gefahr. Wie ruhig wird schon das Leben, wenn man nie fragt, was sagt der, und was sagt dieser? Wie viel elende Vorurtheile und Leidenschaften werden durch Selbstdenken aus der Seele verbannet. Wie verschwindet dann die abgöttische, schändliche, und knechtische Verehrung für

alles was nicht verehrenswerth ist. Mit welcher Erhabenheit der Seele stößt man dann die Furcht vor Menschen von sich weg, die blos ihrer Ahnen wegen sich einbilden, Tyrannengewalt ausüben zu können gegen andere Menschen, und immer über die am meisten sich erheben, die das größte Recht haben sie zu verachten.

So wie der Weltmann nichts thut als was gefällt, so scheut hingegen der Einsame sich vor nichts, das durch seine Wahrheit beleidigt. Einsame handeln darum oft so edel, und oft so unklug; darum sind sie so oft der Spott der Welt, bald durch ihren Trotz und bald durch ihre Schüchternheit, bald durch ihre Keckheit und bald durch ihr linkisches Wesen. Aber niemand hat doch das Recht, so wie sie zu sagen: Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! Was kümmerts mich?

Ein bekannter scharfsinniger Beobachter der Natur des Menschen und der Dinge, belehret uns: in Musse und Stille entstehe am leichtesten die ruhige Erhabenheit der Seele über Zufälle, über Glück und Unglück, über Lob und Tadel, selbst über Leben und Tod; da werden die Ideen die Grundsätze gefunden, die den grossen Mann machen, und ihn unterstützen. Selbst die Philosophie, sagt dieser vortrefliche deutsche Philosoph in seinen Anmerkungen und Abhandlungen über den Cicero, welche der Erhabenheit des Staatsmannes zur Grundlage dient, welche ihn in den Stand setzt, seine grosse Rolle gut zu spielen, bilde sich in der Einsamkeit, und in der Entfernung von dem Schauplatze der grossen Welt.

Charakter und Gesinnungen gewinnen also in der Einsamkeit, nicht nur mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, sondern wirkliche

und wahre Erhabenheit. Aber auch nirgends wird Bekanntschaft mit unserm eigenen Herzen so gut befördert. Wir sind uns da viel näher, und leben viel vertrauter mit uns selbst. Etwas Gutes läßt sich zwar auch im Weltgeräusche immer noch denken, wenn man nicht ganz ohne alle Grundsätze in die Welt kommt; aber es ist doch viel schwerer da gut zu seyn. Wie mancher gefällt blos durch seine Fehler und Laster; wie mancher Bösewicht, wie mancher niedlicher Schurke findet allgemeinen Beyfall, nur weil er sich gehörig mit allen Schwachheiten, Lächerlichkeiten, und Lastern, solcher Herren und Damen zu benehmen weiß, die in allen Gesellschaften das grosse Wort führen. Aber wie soll Er gewahr werden, bey allem Weyrauch der ihm duftet, in welche Classe er gehöret? Zu Hause würde er lernen was er ist und was er seyn soll, wenn er fähig wäre

sich

sich selbst zu beobachten, wenn er Unglück hätte, wenn er sich gezwungen sähe zur ernsthaften Einkehr in sich selbst, und zur Durchforschung der Beschaffenheit seines Herzens.

Manche nützliche Entdeckung kann man machen, wenn man zuweilen seinen gewöhnlichen Weltverhältnissen sich entreisset, oder auch nur aus denselben sich herausdenkt. Man muß nur mit Aufrichtigkeit in sich selbst hineingehen, dann mit der höchsten Unpartheylichkeit alle seine Handlungen prüfen, und alles Gute oder Böse das man in der Welt dadurch wirket. Mit Schrecken sähe dann mancher, daß er ein elender Sklave ist, ein Sklave des Wohlstandes, der Gewohnheit, des Publicums, der hergebrachten Sitte; daß er freylich mit der gewissenhaftesten Steifigkeit, und dem besten Anstande, alles thut was Weltmanier und Ortmanier, allgemeine Höflichkeit und Provinzialhöflichkeit von

ihm

ihm verlangen; daß er gegen nichts, so unsinnig und unsittlich es auch seyn mag, sich empöret; daß er in zahmer Unterwürfigkeit allenthalben mitläuft, alles mitglaubt, und alles mitmacht; und daß er nie unrecht findet was keiner nie unrecht finden darf. Aber wenn man dann doch zu Hause ehrlich untersuchet, und frey überleget, ob man nicht unzählige Dinge, täglich, nur aus Menschenfurcht und Menschengefälligkeit sage und dulde; wenn dann so vielen ihr Gewissen bezeuget, welche schlechte Kerle sind sie, zumal in den Zimmern der Fürsten und Grossen; wie viel Böses sie da aus Wohlstand thun, nur um nicht zu widersprechen, um keine Meinung zu äussern, aus Furcht sie möchte misfallen. Wenn man dieß alles zu Hause, im stillen Umgange mit sich selbst beherzigt: so sollte man doch fühlen, es sey Zeit, daß man nun für eine Weile in der Einsamkeit

lebe, mit Menschen aus einer andern Welt, von edlerer Denkart, und stärkern Köpfen.

Erschütternde Abwechslungen von Freude und Traurigkeit, Hofnung und Furcht, Zufriedenheit und Verdruß, foltern doch in einem fort, wenn du die Kraft nicht hast, so oft es nöthig ist, dich mit stiller Erhabenheit des Herzens über alles wegzusetzen, was du siehst. Alle Tugend höret auf, wenn man sich jedem Eindrucke überläßt, immer von der Geschichte des Tages regiert ist, und nicht auch zuweilen selbst seinen Tag regiert. Auch bey dem von Menschen ganz regierten Weltling höret sie auf, dessen ganzes Thun und Lassen immer eigensüchtig, immer absichtvoll, immer eingerichtet ist auf nahen oder entfernten Eigennutz. Einsam muß man leben, nicht bey den Vorfällen des gegenwärtigen Tages stehen bleiben, in der Stille den Werth aller menschlichen Dinge

und

und Handlungen prüfen, wenn man Herz genug haben soll, das Gute auch da zu thun, wo man zum Voraus sieht, und gewiß weiß, es geschehe mit unserm Schaden. Weltknechte wissen nichts von dem Wegsehen über gegenwärtigen Vortheil, nichts von edler Aufopferung seines Ruhmes und seines Glückes. Sie berechnen keine Handlung nach ihrem innern Werth; ihr ganzes Thun und Lassen ist berechnet nach Procenten von elender Gnade, Gunst, Ehre, und Beyfall. Sie machen Cour, schmeicheln, lügen, verleumden, und schmiegen sich vor dem der ihnen schaden könnte, wenn er so niederträchtig wäre wie sie, und sind dann wieder um so viele Procente, Schurken hinter seinem Rücken.

An sich selbst erkennet der Mensch jede Leidenschaft immer besser und tiefer, wenn er sie zu Hause ganz leise überleget und prüfet.

Die Seele kommt da viel weniger aus ihrer Fassung, und schwanket nicht so oft zwischen Verzagtheit und Trotz. Ach wie ist man im Unglücke so gut. Wie geschmeidig, wie nachgebend, wie nachsichtig, wie schmeichelhaft sind wir, wenn die Hand Gottes uns züchtigt, wenn sie unsere Wünsche vereitelt, unsere Hofnungen mislingen läßt, wenn die Allmacht uns vor ihr niederwirft, wenn sie unsere Weisheit zur Thorheit werden läßt, und unsere überlegtesten Rathschlüsse zu offenbarem in die Augen fallendem Unsinn. Dann freut es uns, wenn uns ein Kind ein gutes Wort giebt, und wenn ein Bettler uns nicht verachtet. Aber wie verändert sich gleich unser Blick auf Alles was ausser uns ist, wie sind wir gleich weniger sanft und duldsam, wenn wir uns selbst wieder für etwas halten, wenn das Bewußtseyn unserer Kräfte uns gleichgültiger über alle

äussere Dinge macht, wenn wir unsere Stärke fühlen, und unser Uebergewicht über alles was den Furchtsamen ängstigt und den Schwachen niederwirft. Alles Aeussere greifet immer tiefer in die Seele, so lange wir unter Menschen leben, die sich freuen wenn man unglücklich ist, und denen Muth und Unternehmungsgeist misfällt.

Weit weniger wird man in der Einsamkeit durch Unglück niedergedrücket, oder durch gute Erfolge schwindlicht, weil man den Glücksfällen da nie so sehr ausgesetzet ist, wo das Leben wie ein leiser Schatten hingleitet. Ohne Unglück begreift man da, daß wir nichts sind vor Gott, nichts als durch Gott; daß Stolz ohne Kraft das wahre Gift des Lebens ist, eine Hölle im Herzen, und eine beständige Vergrösserung unsers Elends. Aber wenn wir auch da noch in Hofnunglosigkeit und Verzweifelung versinken, alles für

verlohren halten, keinen Rath mehr wissen, so unterwerfen wir uns unsern Schicksalen gar viel leichter und mit weit mehr Gedult, zu Hause und im Stillen, wo alles rein und offen liegt vor unsern Augen, wo uns niemand unbillig verachtet, oder unvernünftig hochschätzt.

Gehe darum doch jeder abseite, und rede da mit seinem Herzen, wenn er besser und klüger will denken lernen, als er denket. Ach wie schlank und geschmeidig, wird man durch ein klein wenig wahre Philosophie, und nur um ein geringes mehr aufgeklärte Vernunft. Aber im Taumel unserer Vorurtheile, in der Dürftigkeit unserer Aufklärung, verfehlet jeder den rechten Weg, und alle suchen Glückseligkeit in Dunst und Nebel. Ruhig und abgesondert muß man leben, um aus Menschen und Sachen nicht mehr zu machen, als sie werth sind. Wegwerfung

werfung aller Vorurtheile des geselligen Lebens, ist der erste Schritt zur Vernunft, mit der man in steter Prüfung des Wahren, und in ungehinderter Uebung praktischer Philosophie, nur das hochschätzen lernt, was Hochschätzung verdient.

Solche Vortheile hat die Einsamkeit zur Prüfung seiner selbst, zur Wegwerfung der Vorurtheile des geselligen Lebens, und zur wahren Erhöhung des Herzens. Aber dieß alles macht uns noch nicht bekannt genug mit uns selbst. Wie unbillig und parteyisch beurtheilen wir, dessen ungeachtet, noch so oft in der Einsamkeit unsern eigenen Werth; wie mancher bösen Leidenschaft geben wir auch da noch Gehör; und wie vieles mangelt uns noch immer zu dauerhaftem Vergnügen und wahrem innerm Glück.

Einsamkeit giebt dieses Glück, wenn da, wo wir alleine stehen vor Gott, und nicht

mehr unter den Augen der Menschen, die stille Sprache des Gewissens uns nur genug wiederhohlet, wie wenig wir das sind wofür man uns hält, wie viel uns an dem noch mangelt was wir billig seyn sollten, und welche Berge wir zu übersteigen haben bis wir es sind. In der Welt betrügt doch eigentlich immer einer den andern. Man prahlt mit Einsichten, und heuchelt Gesinnungen, die man nicht hat; einer bethöret den andern, und jeder zuletzt sich selbst. In der Einsamkeit wird dann von einer guten Seele dieß alles genauer untersuchet und beurtheilt. Fern von Schmeichlern und Schurken, lernt man da Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens schätzen. Da fürchtet man nicht, daß diese Tugenden uns schaden; denn nichts Gutes ist da lächerlich und verächtlich. Da vergleicht man also das, was man in der Welt vorstellt, mit dem

was man ist; und dann zerplatzen alle die Vorzüge die man uns zutraut, und alle Scheintugenden, wie Seifenblasen. Jede Lücke in unserm Wissen, jeder Fehltritt unsers Verstandes, jeder Mangel von Scharfsicht, jede Schwache Seite unsers Herzens, entwickelt sich da dem unparteyischen Auge. Alle Gebrechen unserer Tugend, alle verwundbare Seiten in unsern besten Gesinnungen und Thaten, alle Prahlereyen unserer Eigenliebe erscheinen da in ihrer Nacktheit. Aber dieß alles sieht man an sich selbst nicht im Taumel der Welt, nicht im Menschengewühl, nicht unter allen Fallstricken des geselligen Lebens.

So lassen sich denn böse Leidenschaften, bey solcher genauer Prüfung seiner selbst, auch in der Einsamkeit verdrängen. Man darf auch nur andern Vorstellungen und andern Leidenschaften in derselben nachhängen,

wenn man irgend eine böse Leidenschaft dahin bringet, oder schädliche Triebe die in uns gähren. Unerschöpflich sind in der Einsamkeit die Hülfsquellen zu neuen Empfindungen und Gedanken; ungehindert wirket da die Kraft der Seele nach jeder beliebigen Richtung. Kann die Einsamkeit bey Müssiggängern jede Verführung der Begierden begünstigen, so gewähret sie auch hingegen bey grosser Geschäftigkeit gegen jede böse Begierde den Sieg.

Allen gewöhnlichen Weltverhältnissen entrissen, sieht man in der Einsamkeit völlig so gut wie in den Kammern der Betrübniß, der Krankheit und des Todes, alles in seiner wahren Gestalt. Da entdecket man am besten die Nichtigkeit aller nur äusserlichen Vorzüge, und so verlieret sich dann bald alle Ungebundenheit der Gedanken, und alle Heftigkeit der Begierden. Da verschwindet al-

ler Schein; und wer in der Welt um so viel weiter über andere emporgehoben ist, je niedriger er seiner Mängel und Laster wegen stehen sollte, wird da gewahr was ihm seine Schmeichler nicht sagen, und was ein Heer elender Sklaven, wenn er nur vornehm genug ist, vielleicht ganz entschuldigt.

Dauerhaftes Vergnügen und wahres inneres Glück findet also derjenige, der sich aus dem Leben ein ernsthaftes Geschäft macht, nach Freuden ausgeht die nicht jeder Zufall zerknicket, und mit Mitleid und Erbarmen jenes Völklein dort betrachtet, das so wild und kindisch durch das Leben fährt und läuft. Solche Menschen hingegen haben nichts von der Einsamkeit zu hoffen, die unbekannt sind mit ihrem eigenen Herzen, die an kein Nachdenken, an keine Arbeit, an keine Stetigkeit im Guten, an keine Vorstellung der Vernunft sich gewöhnen. Verwelket und todt

sind alle ihre Freuden, wenn ihr Blut nicht mehr kocht, wenn ihre Sinne satt sind, und ihre Kräfte geschwunden; wenn jeder Hauch eines Windes ihre Nerven umwirft, und sie nichts mehr fühlen als tausendfache Angst, und die schreckhaftesten Vorstellungen, und alle Torturen der Imagination, auch bey der allergeringsten Unbehaglichkeit in ihrem Körper, und bey jedem Flohbisse des Schicksals.

Durch diese Betrachtungen sind die allgemeinsten Vortheile der Einsamkeit noch nicht alle angezeigt. Es bleibt mir vieles für die zweite Abtheilung dieses Capitels übrig, das den Menschen weit näher angeht. Vieles wird alsdann noch übrig bleiben, wenn ich auch angedeutet habe, wie in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens die Einsamkeit nützlich wird; wie sie uns aufhilft in Krankheiten; in Melankolie; in Be-

trübniß über Todesfälle, oder Trennung von geliebten Freunden; sodann die grossen Vortheile religiöser Entfernung von der Welt, und heiliger Stille, wo alles Gute das wir aus der Welt mitbringen sich tiefer in die Seele eingräbt; wo man einer Welt den Rücken kehret, in der man unmöglich weise werden kann; wo man die größten Hindernisse der Frömmigkeit bezwinget; wo man sich jeder stillen Tugend weihet; wohin man oft durch einen unerklärlichen Ruf schon in früher Jugend hingezogen wird; wo gewiß jeder in den letzten Stunden seines Lebens gelebt zu haben wünschet; wo die Vortheile unaussprechlich wichtig sind, wenn man die Denkart des religiösen Einsamen vergleichet mit der Denkart irreligiöser Weltlinge; wenn man betrachtet wie diese leben und sterben, und wie sanft und leise hingegen religiöse Seelen sich hingeben und schmiegen unter je-

de Fügung Gottes um Himmelsfreude; und wie wir darum alles versuchen sollen, um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch stille Einkehr in uns selbst, und religiösen Umgang mit Gott.

Groß sind die Vortheile der Einsamkeit in mancherley Fällen von wahren Widerwärtigkeiten des Lebens. In Krankheit, in mancherley Veranlassungen zur Traurigkeit, in wahrer Menschenscheu ermannet man sich oft in der Einsamkeit.

Leidende und Betrübte würden mit Schrecken sich von der Einsamkeit entfernen, wenn ihre Schatten ihnen nicht Hülfsmittel darböten, die sie in den Häusern der Freude nicht finden. Verschwunden ist für sie der feine Duft, den Sinnlichkeit und Einbildungskraft, für Gesunde und Glückliche, an alles hängen was sie umgiebt. Verschwunden ist für sie das Angenehme, das nicht in

den Dingen liegt, sondern das man sich in die Dinge denkt. Alles ist rosenroth für Glückliche, und schwarz für den Betrübten. Unrecht haben beyde. Aber beyde werden auch ihr Unrecht gewahr, wenn die Decke fällt, wenn die Scene sich ändert, wenn das Blendwerk verschwindet. Beyde erwachen aus ihrem Traume, sobald die Einbildungskraft schweigt. Für diese wird nun offenbar, daß Gott auch alsdann für unser Bestes sorget, wenn wir glauben, daß es uns am übelsten geht; und für jene verlieren alle im Taumel der Welt genossene Freuden und Vergnügungen ihren eingebildeten Werth bey ernsthaftem Nachdenken über sich selbst, seinen Zustand, seine Bestimmung, und die Wege zur einzigen Glückseligkeit.

Wie elend wären wir, wenn Gott alle unsere Wünsche erfüllte. Eben in der Zeit, da mancher Mensch glaubt, alles Glück seines

nes Lebens sey vernichtet, hat Gott vielleicht etwas Ausserordentliches mit ihm vor. Neue Umstände erwecken neue Kräfte. Ein nur zehnfach thätig gewesenes Leben, wird oft hundertfach und zu den edelsten Absichten thätig, wenn man an der Hand der Fürsehung, in Einsamkeit und Stille, alles versucht um Unglück zu überwinden. Feuer und Leben kommt wieder, wenn wir lange dachten, wir seyen zu ewiger Unthätigkeit verdammt, und alle Kraft unserer Seele sey verlohren.

Wenn wir auch traurig in die Einsamkeit gehen, so wird doch oft, durch geduldiges Ausharren in derselben, die Seele wieder heiter und froh. Nie sollten wir über die Zukunft urtheilen, da wir doch unfähig sind, darüber anders zu urtheilen als falsch. Immer sollten wir uns die so oft erprobte und so trostreiche Erfahrungswahrheit wie-

derhoh-

derhohlen, daß manche Begebenheit, auf die der Mensch in der Entfernung mit einem bangen und furchtvollen Auge sah, wenn sie nun wirklich da ist, alle ihre Schrecken verlieret, sogar unerwarteten Seegen in ihren Folgen mit sich bringt. Wer alle Hülfsmittel versuchet, gegen alle Schwierigkeiten kämpft, gegen alle Hindernisse anstrebt, niemals lässig ist, immer Gott traut, der benimmt allen Trübsalen ihren Stachel, und der Melankolie ihren Sieg (*).

Kum-

(*) O möchten doch alle Menschen folgende Worte eines sterbenden Philosophen, des seligen Herrn Professors Hißmann in Göttingen, auffassen, die Er, vor dem Angesichte seines Todes, niederschrieb: „Gott heisset kein einziges seiner „Kinder jemals einen Weg gehen, der nicht früher oder später zur Glückseligkeit führet; und „nie erpresset Er den geheimsten Seufzer eines „empfindenden Wesens, der sich nicht endlich in „den entzückenden Wohlklang der Dankbarkeit „auflöset!"

Kummer, Unglück, Krankheiten, machen uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut. Wie bald entsagt man der Welt, wie gleichgültig wird man für alle ihre Ergötzungen, wie leise wird die innere Sprache der Begierde, wenn uns Schmerz und Unmuth niederdrücken, und alle unsere Kräfte uns verlassen. Ach wie bald sieht man dann, wie elend alle die Stützen sind, die uns die Welt darbietet; wie doch alles nichts war, was man Gutes that, und genoß; wie Kummer sich in alles mischet und Leerheit herrschet in Allem; und wie manche nützliche Wahrheit, selbst dem Grossen und Vornehmen seine Krankheiten sagen, da sonst übrigens alle Welt ihm lügt.

Kurz und schnell vorübereilend ist freylich die Zeit, in der ein kränkelnder Mensch fähig ist, seine Kräfte mit Leichtigkeit und gutem Erfolge, auf eine seinen Absichten gemässe

Weise anzuwenden. Gesunden allein ist solches Glück vergönnet; nur diese können sagen, die Zeit ist mein. Aber bist du immer leidend und krank, und dabey doch ein Knecht aller Menschen, so kannst du nie sagen, diese Stunde ist mein. Stehlen mußt du alsdann die Zeit, wo und wie du kannst. Auch durch Zwang und Anstrengung, mitten unter Disteln und Dornen, Nervenzufällen, Kraftlosigkeit, übler Laune, und schneidendem Unmuth, mußt du dich gegen alle diese Uebel auflehnen, gegen alle Schwierigkeiten anstreben und kämpfen, wenn nicht Alles liegen soll. Je weichlicher man sich macht, desto mehr macht man sich krank. Mangel der Unterwürfigkeit und hartsinniger Widerstand, ist in solchen Fällen oft ein Ueberbleibsel von Kraft, und muthiger Kampf mit seinem Unglücke im Stillen, wenn er auch lange ohnmächtig ist, bringt am Ende doch Gedeyen.

Durch Kränklichkeit wird man leicht weichlich, und zu sehr auf sich selbst achtsam. Man giebt leicht jedem unangenehmen Gefühle das Uebergewicht über die Kräfte, die man doch hätte, dasselbe nicht zu achten, und zu vergessen. So versinket dann allemal die Seele in Aengstlichkeit, und alle Vernunft und jeder Ueberrest von Kraft wird zerdrücket. Zu wenig hat man auch immer Zuversicht auf das, was man bey beständigem Schmerz und Leiden unternimmt. Wenn darum der kränkliche Mensch, in langwierigen Uebeln, nur mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreisset, wenn er gleichsam seine Seele entkörpert, so findet er gewiß unerwartete Linderung, und er verrichtet Dinge, die ihm unmöglich schienen. Aber dazu muß er auch alle Aerzte verabschieden, die ihm durch das ewige Laufen nach seinem Befinden, durch

das tiefkluge Pulsfühlen und Kopfnicken und jede Gesichtsverziehung der Facultät, durch das Sehen von dem was nicht ist, durch Nichtsehen wo so vieles zu sehen wäre, durch das Nichtgefühl von allem was Geist und Seele betrift, oder selbst durch die weinerliche und erkünstelte Mitempfindung seiner Leiden, immer mehr aufmerksam auf das machen, was er vergessen muß. Auch seinen Freunden und Vertrauten muß er verbieten ihm in seinen Schwachheiten zu schmeicheln. Er muß sie um Gottes willen bitten, ihm nie alles zu glauben was er sagt; denn wenn auch alle seine Empfindungen wahr sind, so sind doch sehr viele von seinen Einbildungen falsch.

Auch alsdann noch ist Rath und Trost in der Einsamkeit übrig, wenn alles verlohren ist, was uns Philosophen und Theologen von Geistesstärke und Geistesgrösse lehren.

Wenn deine Nerven gelähmt sind, wenn dir der Kopf immer schwindelt, wenn du nicht die geringste Denkkraft mehr hast, wenn du ohne Verzweifelung nicht vermagst eine Seite herunter zu lesen oder eine Zeile zu schreiben, wenn dich aus anerkannter physikalischer Unmöglichkeit wahre körperliche Todesangst befällt, sobald es auch nur darauf ankommt, die kleinste Kraft deiner Seele in Thätigkeit zu bringen, dann mußt du vegetiren lernen. Dieß sagte zu mir einer der hellesten Köpfe Deutschlands, als er mich in Hannover in einem Zustande sah, in welchem ich nichts mehr konnte und vermochte als das. O Garve, wie habe ich mich an dich geschmieget, wie hieng ich an deinen Lippen, als du mir zeigtest, daß ich mich selbst, auch in diesem Zustande, müsse ertragen lernen; und als ich von dir hörte, du habest ge-

litten was ich litt, und gethan was du mich lehrtest! (*)

(*) Da erfuhr ich was einer der größten Wohlthäter der Menschheit, Herr Johann Samuel Fest, in seinem unerreichten Buche über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens sagt; in einem Buche, das jeder Leidende und Betrübte lesen wird, und lesen muß, das ich in den Händen aller trostlosen Kranken und Betrübten wünsche, und für das seinen unsterblichen Verfasser, so weit die deutsche Sprache reichet, alle Leidende und Betrübte segnen werden. „Ich weiß, sagt Herr Johann Samuel Fest, aus eigener Empfindung, „wie viel mehr Gewicht eine einzige Miene des „Mitleids, und ein einziger noch so bekannter, „zu unserer Beruhigung erwähnter Gedanke aus „dem Munde desjenigen hat, der einen Theil „des menschlichen Elends selbst getragen, und „den Gehalt seiner uns mitleidig zugesprochenen „Tröstungen selbst geprüfet hat, als jemals eine „wohlgesetzte Rede haben wird, welche nur erlernte Wahrheiten deklamirt, und die eitle, obgleich noch so feurige Thräne, welche nur zur „Ehre

Es war eine Zeit, da der erhabene Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach; denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht weggieng. Lange verbot Er sich darum alles Denken. In diesem Zustande kam einst, wie dieser grosse und liebenswürdige Philosoph mir selbst in Hannover erzählet hat, sein Arzt zu ihm, und fragte: was machen sie dann, wenn sie so in ihrer Stube sind, und nicht denken dürfen? Ich gehe ans Fenster, erwiederte Mendelssohn, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.

Ohne deine ruhige Weisheit, o werther edler Mendelssohn, ohne solche Ergebung in die Hand Gottes, gelanget aber auch kein Mensch zu solcher Grösse, zu solcher erhabenen Unterwürfigkeit im Leiden, zu solcher Stoi-

„Ehre einer guten Lebensart und der Empfind„samkeit des Herzens fließt."

Stoischen Kraft, zu solcher heitern, wolkenfreyen Unabhängigkeit von seinem Körper und seinem Schicksal! Entzückend ist dein Beyspiel, und die Menschheit muß sich freuen, so oft sie sieht, wie stark man im Leiden wird, durch Gelassenheit.

Gelassenheit in völliger Unfähigkeit, sanfte Anstrengung bey dem kleinsten Sonnenblicke von Kraft, müssen sich also wechselseitig zu Hülfe kommen. So lange der Mensch noch den allergeringsten Anspruch auf Tugend macht, wird Er auch nie so tief versinken, daß er gar nichts mehr von Selbstüberwindung hören will, wenn er auch in unglücklichen Augenblicken der Verzweifelung, an nichts mehr glaubt was lindert und tröstet. Jeder hypochondrische und nervenschwache Mensch kann über sehr schmerzhafte Gefühle des Körpers hinwegsehen, wenn er nur nicht müssig und lässig ist,

wenn er nur in der Welt auch mit etwas anderm sich beschäftiget als mit sich selbst; wenn er sich auch nur sehr mittelmässig anstrenget, um das Uebergewicht irgend einer edlen und herzerhöhenden Neigung oder Leidenschaft über jeden traurigen Gedanken in seiner Seele zu erhalten. Jeden Keim von Thätigkeit muß man darum bey sich selbst pflegen; man muß sogar zur Thätigkeit sich zwingen, bis die Wärme der Leidenschaft kommt, und anhaltende Wirksamkeit ohne alle Anstrengung folget. Nächst der so nöthigen, kindlichen, gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Fügungen Gottes, halte ich stille Thätigkeit, mitten im Ueberdruß den Nervenschwäche erzeuget, für das beste und wirksamste Gegengift der Langenweile, der üblen Laune, und der Melankolie (*).

Gott

(*) In Thätigkeit kommen, wenn man durch Hypochon-

Gott erhalte doch in jeder leidenden Seele den tröstlichen Gedanken, daß der Geist etwas über den Körper vermag. Nie ist man bey diesem Gedanken ganz niedergeworfen; nie verlieret alsdann die Religion ihre Kraft; und nie macht man dann die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter und geistvoller Kopf in Trübsalen und Leiden vielleicht schwächer ist, als der gemeinste

pochondrie und Nervenschwäche alle Thätigkeit verlohren hat, deucht mir bey weitem nicht so schwer, als von einem Sclavenleben bey dem man aus Melankolie und Ueberdruß allen Geist verlieret, in Arbeiten hinein kommen, wozu man sogar Lust hat, die uns gelingen, die man mit Erfolge treibt, bey denen man sich erheitert, bey denen man also seine Thätigkeit angenehm fühlet, also geneigt wäre sie lange fortzusetzen; aber, wobey man sich dann auch in der unglücklichen Lage befindet, daß man von diesen angenehmen Arbeiten, jede Stunde und oft jede Minute im Tage, weggejagt wird.

Mensch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, Er sey fähig gewesen seine Aufmerksamkeit so mächtig von jedem schmerzhaften Gefühle abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, so traue man doch wenigstens meiner Versicherung, daß auch bey der größten Unruhe der Nerven durch eine starke Ableitung der Aufmerksamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verschwindet.

Viele bekannte Leidende haben ihren Geist, durch diese Ableitung der Aufmerksamkeit, nicht nur in der größten Unruhe beruhigt, sondern auch selbst stark gemacht unter der größten körperlichen Schwäche. Rousseau schrieb viele seiner unsterblichen Werke fast unter beständigem Schmerz. Gellert ward durch seine angenehmen, milden, und lehrreichen Schriften, ein Lehrer Deutschlands,

und

und gewiß sich selbst in der tiefsten Hypochondrie der beste Arzt. Mendelssohn, der zwar nie melankolisch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenschwäche litt, schwang sich durch seine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Gedult und Warten, in seinen schon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geisteshöhe der schönen Tage seiner Jugend empor. Garve, der Jahrelang nicht mehr schreiben, nicht mehr lesen, nicht mehr denken konnte, schrieb seit dieser traurigen Zeit sein Werk über den Cicero; und dieser bey allen seinen Ausdrücken so äusserst vorsichtige Vernunftmann, dem es leid thäte wenn ein einziges zu starkes Wort seiner Feder entgienge, dankt doch Gott in diesem Werke mit einer Art von Entzückung selbst für die Schwäche seines kränklichen Körpers, weil sie ihn gelehret

hat,

hat, was der Geist über den Körper vermag (*).

Erträglich wird auch der höchste Schmerz, durch Entschlossenheit, und edles Hinsehen auf einen grossen Zweck. Heroischer Muth ist äusserst natürlich in grossen Gefahren; und da viel gewöhnlicher als Gedult bey den

kleinen

(*) Die Worte dieses Weltweisen sind eben so rührend, als lehrreich: „O gesegnet, sagt Er, sey „auch selbst die Schwäche eines kränklichen Kör„pers, die mich öfter, wenn auch nicht deutli„cher, als andere gelehret hat, daß der Geist „etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß „es aus eigener Erfahrung, daß die Anstren„gung der Geisteskraft, auch einen matten Kör„per unterstützen, und bis auf einen gewissen „Grad beleben könne, daß hinwiederum, wenn „die Seele ganz ruhig, ganz gelassen bleibt, das „tobende Blut anfange sanfter zu fliessen, die „in Aufruhr gebrachten Lebensgeister niedersin„ken; und daß der Schmerz selbst, wenn er nicht „zu heftig ist, der aushaltenden Geduld einer „gegen ihn sich anstämmenden Seele, weiche.“

kleinen Neckereyen des Lebens. Aber schon selten ist ausharrender Muth in langwierigen Qualen, zumal wenn Melankolie die Seele lähmt, und wenn diese, wie es gewöhnlich geschieht, sich ihren gegenwärtigen Zustand als ewig, und sich als ganz unglücklich vorstellt. Von allen Uebeln, unter denen die Menschheit seufzet, reicht daher keines an Melankolie, und von allen Mitteln gegen Melankolie ist doch keines so zuverlässig lindernd, wie Geschäftigkeit im Stillen.

Einsamkeit vermindert gewiß, durch gelinde Anstrengung und sanftes Gegenstreben, die Melankolie, sobald man es sich zum Gesetze macht, in derselben niemals müssig zu seyn, mit Gedult sein Leiden zu tragen, und im Stillen immer etwas, so gering es auch seyn mag, zu unternehmen. Unterwürfigkeit und sanftes Hingeben, Gelassenheit auch in den tiefsten Schmerzen der Seele, führen

oft zu neuer und unerwarteter Geisteskraft, wenn man sich nur dem Ekel gegen alle Wirksamkeit nicht überläßt, und nie aufhöret durch einen gelassenen aber fortwährenden Widerstand sein Uebel zu bekämpfen. Jeder kleine Sieg führet zu einem grössern, und auch die kleinste daher entstehende Freude unterbricht schon wenigstens das Gefühl einer immerwährenden Unlust. Man mache sich, wenn auch alle Erfordernisse der Vernunft und der Tugend gegen Krankheit und üble Laune nichts mehr gelten, selbst aus Dingen die nicht wichtig sind und nicht viel umfassen, ein Geschäft, denn tausendfacher Unmuth wird oft plötzlich durch eine sehr geringe Anstrengung verdränget. Die Wolken der Melankolie verschwinden, wenn man nur einiges Interesse an irgend etwas findet, das man mit dem größten Widerwillen unternimmt. Scheint auch bey äusserst schwa-

 chen

chen und äusserst empfindlichen Nerven, bey dem größten Unmuth, und dem allervollkommensten Ueberdrusse, alles Vermögen zur Regsamkeit ganz vernichtet; erliegen auch die Nerven unter der kleinsten Anstrengung, so ist doch gewiß sehr oft, bey völliger Verzweifelung an aller Hülfe, die unüberwindlichste Abneigung gegen allen Rath und allen Trost, diese Unregsamkeit des Körpers, diese Lähmung der Seele, nichts als eine Bemäntelung unserer üblen Laune, und also eine wahre Krankheit der Imagination, die man blos durch einen festen und gestählten Willen gegen alle Erwartung überwindet (*).

Einsam-

(*) Imaginationskranke thun darum heute das mit Leichtigkeit, wovon sie gestern mit tobendem Widerstande sagten: es ist mir ganz unmöglich! Hat sich etwa von gestern zu heute das Spiel ihrer Nerven verändert? Mir deucht, sie haben nur heute einen festern und stärkern Willen;

Einsamkeit ist nicht nur Bedürfniß, sondern wahre Pflicht, für Menschen von einer zarten Empfindlichkeit, deren Nervengebäu,

len; denn bey der größten Schwäche ist dieser doch zuweilen überaus fest und stark.

Blendwerk und Trug ihrer Imagination ists darum, wenn solche Kranke wähnen, daß andere, die unter gleichen Leiden nicht auf gleiche Art versinken, mehr Kraft und angebohrnen Muth haben als sie. Das haben sie nicht, aber sie haben einen festern und gestählteren Willen, und also im Grunde nicht mehr körperliche Kraft.

Nun so zwinge dann, auch in der größten Schwachheit, nur jeder seinen Willen zu allem was seyn muß; denn wie leicht wird der Imagination sonst, irgend ein nachtheiliger Wahn eingewehet, und in wie manche Thorheit verfällt man bey schwachen Nerven. Wie mancher überredet sich selbst, daß er gar nichts kann, da er alles vermag; wie mancher glaubt, daß ihm alles schadet, da er vielleicht alles aushalten könnte, wenn er nur nicht mit Personen umge-

gebäu, oder deren Imagination, sich nicht genug mit der Welt verträgt, und die immer über die Menschen und die Dinge etwas

umgeben wäre, die alles wähnen was er wähnt.

Raffe dich auf, sage ich darum zu jedem Kranken, von dem ich vermuthen kann, er habe einen Willen. Dieser allein locket jeden Funken von verborgener und gedrückter Kraft hervor. Was durch Heftigkeit nicht gelinget, kommt doch langsam zu Stande, durch einen nur immer fortwirkenden Willen. Sollte man mir auch nicht zugeben, daß Richtigkeit des Urtheils durch Kränklichkeit oft gestöret wird, sollte man auch dem Rufe der Tugend nicht mehr Gehör geben, sollte man durchaus Furcht und Verzagtheit nie überwältigen wollen: O so höre man doch, wie ein scharfsinniger Kenner der Seele, und alles dessen was der Mensch kann und ist, auch hier alles Schwere leicht macht, und uns gewiß nichts räth, als was Er selbst bey seinem äusserst kränklichen Körper, und einer oft ganz

was zu klagen haben. Wenn dich alles erschüttert, was einen andern kaum bewegt; wenn du über fürchterliche Schmerzen klagst,

wo

ganz niedergedrückten Seele, that und vollbrachte.

Dieser Weltweise, Herr Garve, nimmt alles, was man hier noch einwenden könnte, hinweg; und sagt äusserst wahr, treffend, und lehrreich, was ich auch selbst so oft sah und erfuhr: „Dem „einen gelingt nichts, was er nicht mit lebhaf„ter schneller Kraftäusserung anfängt, was er „nicht mit einem gewissen Ungestüm gleichsam „mit sich fortreißt; ein anderer hingegen muß „sich, so zu sagen, in jede Sache hineinschmei„cheln. Jede lebhafte Aufwallung benebelt ihn; „jeder zu hitziger Angriff einer Sache macht ihn „gleich stumpf. Ein langsam in einem fortge„hender Zug hingegen, eine sanft anfangende „und nach und nach steigende Anstrengung der „Kraft, bringt seine Fibern in das rechte Spiel. „Hier ist also Pflicht was für jeden das Zuträg„lichste ist. Der darf, der muß in seine Unter„nehmungen eine gewisse Heftigkeit bringen,

„welcher

wo ein anderer kaum die Nase rümpft; wenn du über alles verzweifelst, was dich nicht auf der Stelle froh und glücklich macht; wenn dich Trug und Phantasie in einem fort peinigen und quälen; wenn du dich nur darum unglücklich findest, weil dir das Glück nicht von selbst entgegen läuft; wenn du gegen alles murrest, weil du nie weißt was du willst; wenn du immer von einem Wunsche in den andern verfällst, und von einer traurigen Leidenschaft in die andere; wenn du alles fürchtest und nichts geniessest: so taugst du nicht in die Gesellschaft der Menschen; und wirst du in der Einsamkeit nicht geheilet, so findet sich gewiß für dich kein Rettungsmittel in der Welt.

„welcher ohne dieselbe schläfrig und unthätig „wäre. Der muß mit Sanftheit und Gelassen„heit zu Werke gehen, der seine verborgene Kraft, „dadurch am besten hervorlocket.“

Niedergeschlagenheit der Seele, und schreckliche Aengstlichkeit, foltert freylich auch sonst sehr vernünftige, fromme, und gute Menschen, gerade gegen ihre Grundsätze, aber nicht ganz ohne ihre Verschuldung. Wenn sich also bey solchen Menschen Niedergeschlagenheit gar zu oft auf kindische Besorgnisse gründet, wenn sie geneigt sind über jede nichtswürdige Unbehaglichkeit, und jeden äusserst unbedeutenden Mangel in ihrer Gesundheit unbändig sich und andere zu quälen, wenn sie immer bey dem Arzte suchen was man nirgends findet als im gesunden Menschenverstande, wenn sie ihrer Phantasie nicht mit Gewalt den Zaum anlegen, wenn sie grosse Leiden und grosses Unglück mit Gedult getragen haben, und sich doch durchaus nicht gewöhnen können und wollen an die allerkleinsten Nadelstiche und die unerheblichsten Ungemächlichkeiten im menschlichen

lichen Leben, an eine kleine Blähung im Unterleibe, an das geringste Prickeln im Mastdarm, dann ist solche Niedergeschlagenheit ihre eigene Schuld; und wer durch eine kleine Wendung seiner Imagination, ruhig vor einem Canonenfeuer stünde, erlieget alsdann, wenn er glaubt, man schiesse nach ihm mit Erbsen.

Alle diese nöthigen Eigenschaften der Seele, Steifsinn, Entschlossenheit, und Stoische Härte des Charakters, erwirbt man gewiß viel leichter im Umgange mit sich selbst, als im Menschengewühle, wo immer hunderttausend Bedenklichkeiten an uns necken und zupfen, wo Pflichtswahn, Courmacherey und Menschenfurcht alle Energie ersäufen, wo alles sich verbindet gegen jede Art von Stärke, und wo darum die kleinsten Seelen immer regsamer und thätiger sind, immer mehr Achtung, Gehör und Beyfall finden, als die größten.

Einsamkeit stärket uns desto mehr in Leiden und Trübsalen, weil alle Schattenbilder und aller Tand, wodurch die Seele von sich selbst abgezogen und in der Eitelkeit herumgeworfen wird, in der Einsamkeit verschwinden. Wir entsagen da schon so manchem Genusse, wir sind da schon so sehr gewohnt weniger zu bedürfen, wir haben da vielleicht schon solche Fortschritte in der Kenntniß unser selbst gemacht, daß es uns weit weniger befremdet, wenn Gott durch Leiden uns demüthiget, unsern stolzen eitelen Sinn bezwingt, die Heftigkeit unserer Leidenschaften bändigt, und uns zum lebendigen Gefühle unserer Schwachheit und Nichtigkeit bringet. Wie manche wichtige Ueberlegung machen wir da, an die der Weltling nicht denkt, und die der Strom der Eitelkeit in seiner zerstreuten Seele erstickef. Wie viel bekannter werden wir da mit dem

menschlichen Zustande, durch jeden schärfern Blick in uns selbst, und in Alles was geschieht. Ach wie vieles erscheint uns im Stillen in einem andern Lichte, wie mancher tugendhaftern Empfindung öfnet sich das Herz, wie lernen wir uns schämen vor uns selbst, und wie werden wir dadurch aufgewecket zu grösserer Besonnenheit, kräftigern Entschlüssen, und besserm Verhalten.

Betrübte die den Tod einer geliebten Person beweinen, haben das nützliche Verlangen sich abzusondern von den Menschen, und doch arbeitet man demselben von allen Seiten entgegen. Man will nicht, daß man Traurigen von ihrem Verlust spreche. Lieber umgiebt man sie mit einem Schwarm gleichgültiger und eiskalter Alltagsgesichter, die sich einbilden, man müsse Traurigen nur Visiten machen, und sie vom Morgen bis in die Nacht mit nichts unterhalten, als

mit Stadtneuigkeiten; ihre Traurigkeit werde sich dann schon geben, denn jeder Schnack sey Balsam in die Wunden eines Betrübten.

Laßt mich alleine, dachte ich tausendmal, als ich in weniger als zwey Jahren nach meiner Ankunft in Deutschland, die innigst geliebte Gefertinn meines Lebens verlohr. Immer umschwebte mich die abgeschiedene Seele, und das süsse Andenken von allem was sie mir war, und der Schrecken über alles was sie für mich in diesem fremden Lande litt. In Abgründe qualvoller Zweifel warf mich die felsenfeste Ueberzeugung ihrer Reinheit und Unschuld vor Gott, und ihres sanften Sinnes für alle Menschen; und dann dieses Ende eines solchen Lebens! (*) Todes-

marter

(*) Noch erinnere ich mir, mit innigstem Danke, wie mich Lavater aus diesem Abgrunde, durch ein einziges Wort gerettet hat, das ich nie vergesse.

marter umgab sie, fünf Monate hindurch, in jeder Stunde! (*) Ich las einst vor ihrem Bette Rammlers Tod Jesu; Sie sah mit mir in das Buch, und wies sprachlos auf folgende Worte: mein Odem ist schwach, mein Leben ist abgekürzet, meine Seele ist voll Jammers, mein Leben ist nahe bey der Hölle! Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und dazu die Unmöglichkeit die Welt in jener trüben Zeit zu fliehen, da ich noch ein Sklave war von jedem, der mich dazu machen wollte; da ich selbst den Tod in meinen Eingeweiden trug; da ich nicht mehr Kraft

 hatte,

gesse, und bey dem ich stehen blieb, ohne weiter zu grübeln, weil es so trostvoll für mich war. Wie der kleine Schmerz eines Lanzettenstichs bey einer Aderlässe, schrieb Er mir, zu der darauf folgenden Befreyung von einer grossen Krankheit sich verhält, so verhält sich alles überstandene Leiden dieser Zeit, zu der darauf folgenden Freude in der Ewigkeit.

(*) Vom Februar bis in den Junius 1770.

hatte, als ein Wurm, indeß ein fürchterlicher Gewaltshaufen von Vornehmen und vom Mittelstande, und zumal vom schönen Geschlechte, mit der unerhörtesten Hitze und Parteysucht, mir täglich auf dem Nacken lag, und täglich gegen mich schrie. Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und wie ich zermalmet war durch Schmerzen, und wie mir das Herz von allen Seiten blutete, so verstehe, ich wenigstens, mit welchem Gefühle man, in solcher Noth, ausrufen kann: laßt mich alleine!

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, weit weg von allen Geschäften mit Menschen, ist der erste und letzte Wunsch des Herzens, wenn man das Unglück hat, oft unter Menschen zu kommen, die solches Leiden nie gewahr werden, und keine Marter begreifen, die sie mit Augen nicht sehen, und unter der sie mit ihren Ohren nicht schreyen hören.

Alleine-

Alleineseyn, weit weg vom Menschengewühle, lebendig begraben in irgend eine öde und wilde Gegend, ach, dieß wäre Trost, in allen Leiden die das Herz nicht erträgt. Wenn ewige Trennung von geliebten lebenden Freunden, eben so schmerzhaft und schrecklich ist, als Abschied aus des Todes kalter Hand, denn lindert nichts solche Marter, als Einsamkeit. Zittert dein Herz, glaubst du, die Erde versinke unter deinen Füssen, bey der so schauerigt und schnell, und immer näher kommenden Trennungsstunde von Freunden, die dir in vielen Jahren deines Lebens einzig alles waren, die du in keiner Minute deines Daseyns vergissest, nach deren Verlust dir vor aller Weltzerstreuung ekelt, und immer ekeln wird, ach so kann dir auch nichts mehr helfen, als Alleineseyn. Aber nur geschäftiges, absichtvolles, und von Gedanken zu Gedanken fortschreitendes

Alleineseyn, lindert die Todesangst, die uns bey dem Gedanken dieser Trennung umgiebt, den Schmerz der itzt an unserm armen Leben nagt, durch alle unsere Eingeweide wühlet, und durch alle unsere Gesichtszüge spricht.

Ach es giebt so viele Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt, als fern von der Welt, und alleine.

Wenn du in einem Lande, wo du schüchtern ankamst, wo dir Alles so fremd war, wo dich jeder Blick niederschlug, wo dich Unglück von allen Seiten traf, wo dich in jeder Stunde Verzweifelung umgab; wo dir verschiedene Jahre hindurch, bey jeder Beugung deines Körpers, und so oft du sitzend nur einen Brief schriebst, der Tod unter grausamen Schmerzen drohte; wo man dich

fast

fast gar nicht verstand; wo keiner, der deine Leiden nicht kannte, dich verstehen konnte; wo man dir aus fanatischer Parteylichkeit alle deine Wege mit Disteln und Dornen bestreute; wo du das liebste was du in der Welt hattest, von deiner Seite weggefoltert sahst; wenn du, in diesem Lande und unter diesen Umständen, eine Hand gefunden hättest, die sich liebreich zu dir ausstreckte; wenn du dabey eine Stimme gehöret hättest, die aus dem Himmel zu kommen schien, und die zu dir sagte: Komm ich will deine Thränen abtrocknen; ich will Muth aus deiner kranken Seele hervorrufen; ich will dich pflegen; ich will die Vertraute aller deiner Seelenleiden seyn; ich will sie alle tragen helfen; ich will dich leiten aus deiner Traurigkeit, dort ins Grüne, zum Anschauen der schönen Natur, und zu dem Gotte der auch hier wohlthätig ist, auch hier über unser Leben,

ben, Rosen ausstreut; ich will dann, an deinem Arme, zurückgehen in mein Haus, da mit dir lesen, mit dir denken, mit dir empfinden; da mit dir meine Hände zu Gott erheben, wenn du verschmachtest; da wenn du ruhig bist, dir neue Aussichten zeigen; da jedes Blümchen auffassen, das ich auf dem Pfade deines Lebens finde; da dir jede freundschaftliche Seele nennen, die mit Liebe an dich denkt, mit Achtung und Vertrauen von dir spricht; da dir beweisen, daß die Menschen um dich her nicht so böse sind, als du glaubst, vielleicht gar nicht böse, dich nur nicht kennen; ich will dir alle häuslichen Sorgen abnehmen; ich will alles für dich thun was dich erleichtert, und was dir Freude macht; ich will dir alle Segnungen des Friedens und der Ruhe zeigen; ich will an der Verbesserung aller deiner Fehler arbeiten, du sollst dafür auch meine Fehler

bessern; du sollst meinen Geist ausbilden, und mir alle deine Kenntnisse mittheilen; du sollst mein Leben, meines Gatten und meiner Kinder Leben, retten durch Gott und deine Kunst; und dann wollen wir zusammen unsern Nächsten lieben, zusammen Hülfsbedürftigen helfen, zusammen Leidende trösten. Und wäre nun dieß alles geschehen sehr viele Jahre hindurch; hättest du täglich allen diesen Trost genossen unter den drückendesten traurigsten Umständen deines Lebens, in jeder Noth, und in jedem Leiden; hättest du itzt, da deine Haare grau sind, deine Todesfurcht immer durch den Gedanken überwunden, ich werde in diesen lieben Armen sterben; und nun hätte diese heroische Seele aus den edelsten Grundsätzen von Mitleiden und Erbarmung, sich weggerissen für die ganze Zeit ihres Lebens, aus den Armen aller die sie verstanden und liebten, und wo jeder

jeder für den Verlust einer so thätigen und geschäftigen Freundschaft klaget und weint; und sie gienge fort, muthig weil Gott sie heißt, an einen Ort an den sie nie ohne Zittern und Grauen dachte: was bliebe dir dann, wenn Sie weg wäre; wohin flöhest du Verlassener? In die Einsamkeit, um da gegen dein Unglück zu kämpfen, und deine Schicksale tragen zu lernen mit Muth.

Labsal ist nirgends als in der Einsamkeit, für ein Herz das noch nicht weiß wo sich anschlingen, wie sich mittheilen, und sich durch die Scheidewand des Schicksals weggerissen sieht von dem Herzen das ihm so milde entgegen gekommen, und es aus der Ferne noch so milde begleitet. Alleineseyn muß jeder Betrübte lernen. Einsamkeit ist auch dann, noch dein letzter und einziger Trost, wenn du unter der Folter der Abschiedsstunde rufest: bey allem was ich etwa Gutes gethan, hoff-

te ich niemand zu gefallen als dir; bey allem was mir Gutes geschah, freute mich nur deine Freude.

Fälle von Schmerz und Traurigkeit giebt es also, die nichts lindert als Einsamkeit und Menschenflucht. Eben darum ist es auch melankolischen Menschen öfters gut, daß sie alleine bleiben; weil sie, wie man sehen wird, auf unzählichen Wegen Trost finden können in der Einsamkeit, und reiche Hülfsquellen für ihren Geist und für ihr Herz.

Kranke und Gesunde, Glückliche und Unglückliche, Hohe und Niedrige, alle Menschen ohne Ausnahme, finden zumal unendliche Vortheile in einer öftern religiösen Entfernung von der Welt. Ach nicht in den Häusern der Freude, nicht in den Sälen dort wo jeder die Schale des Leichtsinns rein austrinket, nicht auf jenen Gelagen grober Lu-

stigkeit, nicht auf euren glänzenden Assembleen und an euren prunkvollen Tafeln, wird man mit jenen zärtlichen und stillerhabenen Gefühlen bekannt, die jede sinnliche Begierde zähmen, den Genuß von allen Gütern dieser Welt veredeln, die Anhänglichkeit an alle mässigen, jeden gegenwärtigen Augenblick durch seinen Zusammenhang mit einem künftigen wichtig machen, und also doch wohl fähig sind, unmässige Weltlust aus einem Leben zu verbannen, das dahinfährt wie ein Schatten.

Näher und inniger sehen wir in der Einsamkeit, das Auge, das uns alle sieht. Allgegenwärtig wirket da, wo alles umher schweigt, dieser hohe Gedanke, dieses süsse, und reine, und seligste Gefühl, daß Gott uns sieht, umgiebt, über uns herrschet, und alles um uns her lenket durch seine Macht, und Güte. Ueberall erblicken wir Gott in

der Einsamkeit. Nicht mehr unter sinnlichem Geräusche versunken, mit gereinigten Neigungen, mit geistiger Freude, denken wir da ernsthafter und lebhafter, zutraulicher und freyer an unsere höchste Glückseligkeit, und fühlen sie, indem wir daran denken. In solcher heiligen Stille verschwinden alle unedlen Gedanken, alle niedrigen Angelegenheiten und Sorgen.

Einsamkeit hat uns Gott genähert, wenn sie nicht nur alle menschlichen und zärtlichen Gefühle, sondern auch alle so schnell vorübergehenden Anwandlungen des so heilsamen Mistrauens zu uns selbst, in uns festhält, da sie sich in der Welt so leicht und bald verwischen. Wenn ich vor dem Bette eines Sterbenden gesehen habe, wie das arme Leben sich sträubet gegen seine Vernichtung, und welche Folter doch jeder dem Tode abgewonnener Augenblick ist; wie die kal-

ten Hände zitternd sich ausstreckten zum letzten zärtlichsten Dank; wenn alle Kräfte meiner Seele schwanden, als ich das Wimmern hörte, und die abgebrochenen Worte unter Herzstössen; als die in Mitleid versunkenen Blicke aller Umstehenden meine Gebeine zermalmten, und ich sprachlos abseite gieng, um meine Thränen auszuströmen über das Los der Menschheit, und meine Ohnmacht, da ich so feurig, so zärtlich, so innig wünschte, daß ich doch helfen könnte! Ach wenn ich mit diesen Trauerbildern im Herzen, in meiner Kammer mich niederwerfe vor Gott, wie schwindet da alle Zuversicht auf das Leben, alles Vertrauen auf eitele Kunst, jede Hofnung womit Menschen sich trösten! Nie stehe ich auch darum des Morgens aus meinem Bette auf, ohne zu denken, es ist doch ein Wunder Gottes daß ich lebe. Nie zähle ich meine Jahre, ohne mit dem feurigsten

Danke auszurufen, wie unerwartet weit hat mich Gott gebracht; wie unbegreiflich hat er mich geführet durch Meere voll Gefahren. Und was bleibt mir itzt übrig, als zu verstummen, und anzubeten, wenn ich noch jeden Augenblick meine Schwäche fühle, und dann doch den Kraftvollen vor mir hingeraffet sehe, der vor wenig Tagen keine Gefahren kennen wollte, und sich vielleicht auf einen unabsehbaren Zeitraum hinaus gesichert hielt gegen die Allgewalt des Todes.

Wie können wir weise werden, und allen diesen Klippen entgehen, als wenn wir fleissig von dem alles Gute verwischenden Weltleben zu uns selbst zurückkehren. Erst da können wir recht überdenken, was wir täglich hören und sehen, und was wir doch nie mit dauerhaftem Nutzen ins Herz fassen, wenn wir nicht unsere Gedanken darüber im Stillen sammeln.

Weise wird man nicht durch das Treibjagen nach immerwährender Belustigung, durch das gedankenlose Herumflattern von einer leichtsinnigen Gesellschaft zur andern, durch das beständige Gerede und Flistern über Kleinigkeiten, und durch alles Nichtsthun bey so vieler Geschäftigkeit. Wer überhaupt weise werden will, sagt ein grosser Weiser, der muß auf eine gehörige Art einsam zu seyn wissen. Jene ununterbrochenen Zerstreuungen der Sinne, zerdrücken jeden guten Gedanken. Man wird in diesem Taumel kaum seiner Vernunft mächtig; ihre Stimme wird gar nicht gehöret, ihre Kraft wird gar nicht erfahren. Keine Versuchung wird überwunden, die Fallstricke jeder Leidenschaft werden nicht ausgewichen, sondern gesucht. Nirgends wird Gott mehr vergessen, als unter den gewöhnlichen Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens. Unter so

vielen abgeschmackten Beschäftigungen, in dem Gewirre von Thorheit und Tändeley, das alle Leidenschaften in Bewegung setzet, alle Begierden aufwiegelt, in dieser beständigen Trunkenheit, werden alle Verbindungen mit unserm Schöpfer aufgehoben. Wir entsagen dieser ersten und einzigen Quelle aller unserer Glückseligkeit, allen unsern vernünftigen Fähigkeiten, und denken an unsere Religionspflichten nur flüchtig, gleichgültig, ohne Eindruck und Rührung. Wer hingegen durch eine ernsthafte Einkehr in sich selbst, und stille Ueberlegung, sein Herz überall zu Gott erheben kann, wer seinen ganzen Wirkungskreis unter den Menschen, wie das Gewölbe des Himmels, wie die beblümte Erde, wie jeden Berg und jeden Wald, für einen Tempel Gottes hält, wer überall sein Herz zu dem Urheber und Regierer aller Dinge richtet, immer seines allsehenden Auges

sich erinnert, der muß oft in einer heiligen Einsamkeit gelebet haben, und in beharrlichem, innigem, und feurigem Gebet.

So kann Einsamkeit die größten Hindernisse zur Frömmigkeit bezwingen, wenn man auf dieselbe täglich auch nur so viel Zeit anwenden will, als etwa zum Schmucke seines Körpers, und auf die lieben Karten. Jede Stunde von ruhiger Sammlung des Gemüths, und ernsthafter Einkehr in sich selbst, giebt unserm Geiste mehr Festigkeit und Stärke, mehr Widerwillen gegen übermässige Verwicklungen mit Menschen, mehr Ekel gegen ihre Einladungen. Man kann gut gesinnet seyn gegen alle Menschen, gerne jedem beystehen in seiner Noth, gerne jedem Gutes thun wo man es in seinem Vermögen hat, und doch ihre Feste und Gelage fliehen, und doch keine Freude haben an ihrem flatterhaften Leben.

Geräuschvolle Tugenden, Handlungen von ausgebreitetem Nutzen und hoher Wohlthätigkeit, können wenige ausüben. Aber zu wie mancher stillen Tugend hat jeder Mensch, in jedem Tage seines Lebens, wenn er auch nicht aus seiner Kammer kommt, Veranlassung und Ruf. Wer thätig in seinem Hause ist, kann das ganze Jahr hindurch zu Hause seyn, und jeden Tag dieses Jahres die Glückseligkeit anderer Menschen befördern, ihre Klagen anhören, ihren Jammer erleichtern, rund um sich her und in sehr grosser Ausbreitung, Gutes thun, wenn es auch die Welt nicht sieht, und nicht weiß.

Ein steter Ruf zur Einsamkeit ist zuweilen ein früher Ruf zu Gott. Wir denken erst alsdann aufrichtig, redlich, und wahrhaft, von uns und über uns selbst, und über alles was wir seyn sollten und nicht sind, in jener namenlosen unbestimmten Melankolie, die

viele Menschen in der ersten Jugend befällt, die aber auch bestimmt und darum noch kräftiger, in reifern Jahren, die Seele wecket. In jenen Stunden da vielleicht durch eine Veränderung im Körper die Seele eine neue Richtung nimmt, das Gewissen aufwacht und mit allen Drohungen Gottes spricht, werfen wir uns am eifrigsten und feurigsten nieder vor Gott. Melankolie ist die Schule der Demuth, und Selbstverachtung die erste Stufe zur Selbstkenntniß. In den einsamsten, traurigsten Stunden einer aufrichtigen Selbstprüfung, verschwindet jede Sophisterey unserer Leidenschaften. Gehen wir alsdann auch zu weit, werden wir zu ängstlich, verfallen wir auf übertriebene Grundsätze, ach so wird doch dieses nur zu bald und nur zu leicht verwischet. Aber auch dieser Fehler wäre ein Glück, in Vergleichung mit der entgegengesetzten alles Gute vernichtenden

Sorglosigkeit. Tiefe Betrübniß über sich selbst, verwandelt sich dann doch beym Lichte eines vernünftigen Glaubens in selige Ruhe; und am Ende steht höchst vermuthlich der schwärmerische Selbstbeobachter bey Gott doch weit über dem witzigen Kopfe, der sein Tagebuch verlachet.

Selbstbeobachtung ist so selten, daß jeder Wink zu derselben uns wichtig und theuer seyn muß. Schmerz muß uns wecken. Traurigkeit muß uns abziehen von der Welt, tief und lange müssen wir getrunken haben aus der Schale der Widerwärtigkeit, wenn Rückkehr in uns selbst uns gelaüfiger werden soll, als Wegwanderung der Gedanken, und beständiges Herumirren unter fremden Gegenständen. Ruhig und heiter sagte darum einer der größten Lehrer der Philosophie in Deutschland, Herr Garve, zu dem herrlichen und frommen Religionslehrer Spalding

ding und zu mir (*): ich habe von meiner Krankheit den Vortheil, daß sie mich zu genauer Beobachtung meiner selbst geleitet hat (**).

Philo-

(*) Den 16. Julius 1781 in Pyrmont.

(**) Herr Garve hat seitdem, in seinem Werke über den Cicero, diesen Gedanken in ein grösseres Licht gesetzet. Er sagt: „Die moralische „Selbstkenntniß hängt mit der diätetischen sehr „zusammen. Wer an sich selbst zu denken gar „nicht gewohnt ist, kann an seinem Körper und „Geist weder etwas verbessern, noch den schlim„men Folgen zuvorkommen."

„Wer aber einmal seine Augen auf sich selbst „zu kehren Anlaß bekommt, wird doch seinen „Körper noch eher als seine Seele gewahr wer„den; er wird auf die Unbequemlichkeit einer ge„hinderten Verdauung, eines ermüdeten Kopfs, „eines durch Uebermaaß oder Unachtsamkeit „verursachten Schmerzens noch eher aufmerk„sam werden, als auf die moralischen Uebel, „welche der Mangel gewisser Tugenden, oder „die

Philosophie und Religion machen hier ein schönes Band. Sie führen uns beyde in uns selbst. Beyde sagen zwar auch, man könne die Gefahren der Schwärmerey nicht genug fürchten, und nicht fürchterlich genug beschreiben. Aber wenn das Gute in uns, ohne

„die Unterlassung gewisser Pflichten nach sich „zieht."

„Und eben weil diese beyden Sachen so genau „mit einander verbunden sind, trägt ein kränk„licher Körper zuweilen dazu bey, den Menschen „moralisch besser zu machen. Er zieht die Acht„samkeit desselben von den äussern Gegenständen „ab, die sonst ihn entweder blos zerstreuen, oder „die ihn ganz fesselten, er giebt seinem Verstan„de die Richtung über ihn selbst nachzudenken; „die Ursachen seines jetzigen Zustandes zu erfor„schen, den künftigen vorauszusehen, und An„stalten darauf zu machen. Es ist unmöglich, „daß zwischen zwey so innigst mit einander ver„bundenen Gesellschaftern, als Leib und Seele, „der erste unsere ganze Aufmerksamkeit und Sor„ge haben könne, ohne daß auch der andere dar„an einigen Theil nehme."

ohne Convulsionen der Seele nicht bewirket werden kann, so wollen wir auch diese nicht fürchten. In Tagen der Frölichkeit und des Wegsehens von Gott und Ewigkeit haben wir nicht solche Convulsionen. Selbst die Religion mit ihrer Allmacht, bewirket sie nicht so gut wie physische Schwachheit, und fürchterlich uns im Bette umherwerfende Melankolie. Aber kommen wir auch dann nicht, auf der Heldenbahn der Tugend so weit wie Carl Boromäus, verlieret sich im Gewirre der Welt diese Schnellkraft des Gewissens, ach so gehe doch jeder, so oft als es ihm möglich ist, in die Einsamkeit, und versinke da vor Gott und seinem eigenen Herzen.

In den letzten Augenblicken unsers Lebens werden wir doch alle wünschen, mehr einsam gelebet zu haben, mehr mit uns selbst, mehr mit Gott. Umringet sind wir da,

von allen unsern Sünden; und Sünder wurden wir, weil wir die Fallstricke der Welt nicht genug flohen, nicht genug in der Einsamkeit uns vorbereiteten zur Behütung unsers Herzens unter den Menschen und in der Welt.

Wiegt man die Denkart eines Einsamen der mit Gott lebt, gegen die Denkart der geistlosen Schwindelgeister und der schalen Köpfchen, die nie an Gott denken, und ihr ganzes Daseyn zum Genusse des heutigen Tages verschwenden; wiegt man den Geist der mit Würde an die Ewigkeit denkt, gegen jenes Dämchen dort, das an nichts denkt, als an die nächste Redoute; wiegt man gegen alle Assembleen, Pikenike, und Bälle, die Worte des Engels in der Offenbarung, der auf der Erde und dem Meere stand, und seine Hand zum Himmel hub, und bey dem Lebendigen von Ewigkeit zu

Ewig-

Ewigkeit schwur, es soll hinfort keine Zeit mehr seyn: o so bringet doch wol Sehnsucht nach Einsamkeit und erhabener Ruhe, und das Verlangen an sich selbst einen Freund eine Gesellschaft zu haben, hier in dieser Zeit mehr wahres Vergnügen, und verspricht dann auch im Tode und für die Ewigkeit mehr Trost, als alle Assembleen und Bälle.

Ganz anders sieht man wenigstens den Menschen sterben, der oft mit Gott im Stillen gelebet hat, als den Weltling, der an nichts dachte als an die Befriedigung seiner Leidenschaften und Lüste. Wie ganz anders endigt sich ein geräuschvolles und gedankenloses Weltleben, wenn es auch nicht mit jedem Laster beflecket war, als das stille Leben der Unschuld und der Sanftheit.

Weil Exempel mehr rühren als Lehren und Grundsätze, weil Beyspiele aus unserer Zeit durch die Neugier eher aufgefasset wer-

den als Beyspiele der längst vergessenen Vorwelt, so will ich es wagen, hier die mir aus England mitgetheilte Geschichte eines vornehmen Weltlings zu erzählen, der sich vor einigen Jahren in London erschossen hat, und aus der man sehen wird, daß man auch bey guten Eigenschaften des Herzens höchst unglücklich werden kann, wenn man dabey ohne Kopf, und also so vornehm als möglich, in der Welt lebt.

Herr Damer, ältester Sohn des Lords Milton, war fünf und dreissig Jahre alt, als er sein Leben mit den Grundsätzen schloß, nach welchen er gelebet hatte. Er war mit der einzigen Tochter des Generals Conway, einer äusserst reichen Erbinn, verheurathet. An Talenten mangelte es ihm nicht, und wären diese besser benutzet worden, so hätte auch vielleicht sein Tod tiefern Eindruck gemacht; aber die unerhörteste Liebe zur Ver-

schwendung, vernichtete alle seine übrigens guten Eigenschaften und Kräfte. Sein Haus, seine Wagen und Pferde, seine Kleider, übertrafen alles was man in London sah, durch ihre Pracht und Eleganz. Seine sehr reichen Einkünfte waren bey weitem nicht hinreichend, diese Ausgaben zu bestreiten; er borgte hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling. Einen sehr grossen Theil dieses Geldes verwendete er auf Freunde, die er in Noth sah, denn er war ungemein mitleidig. Seine äusserst geübten Gefühle für anderer Noth, erweckten ihm endlich auch das Gefühl seiner eigenen. Seine Lage brachte ihn in Verzweifelung. Er gieng also in ein berühmtes Hurenhaus, ließ vier Damen von diesem Gelichter dahin kommen, brachte verschiedene Stunden mit ihnen zu, dem Scheine nach mit der größten Lustigkeit. Um Mitternacht bat er die vier Damen, sie

möch-

ten weggehen; und zwey Minuten nachher, zog er eine geladene Pistole, die er den ganzen Nachmittag bey sich getragen hatte, aus der Tasche, und schoß sich todt.

Er hatte seinen Abend mit diesen Damen hingebracht, wie er unzählliche Abende mit unzählichen Damen dieser Art hinzubringen pflegte, ohne von ihnen zu verlangen, was sie sehr gerne geben. Ihre Conversation, und höchstens ein Kuß, war alles was er, für sein Geld, von ihnen wünschte und bey ihnen suchte. Sein Dank für solchen Umgang gieng in wahre Freundschaft über. Eine berühmte Schauspielerinn, und in London allbeliebte Hure, die ihn, durch ihre Conversation, um vieles Geld gebracht hatte, bat ihn drey Tage vor seinem Tode, ihr fünf und zwanzig Pfund Sterling zu schicken. Er antwortete ihr, so viel Geld habe er nicht, denn sein Beutel enthalte itzt nicht

mehr, als acht oder zehn Guineen, die er ihr schickte; aber er gieng sogleich aus, um den Ueberrest des verlangten Geldes zu borgen, und sogleich wurden auch die fünf und zwanzig Pfund der Schauspielerinn entrichtet. Kurz vor seinem Tode hatte dieser Unglückliche an seinen Vater geschrieben, und ihm seine ganze Lage entdecket; in der Nacht da Er sich todtschoß kam der gute Lord Milton nach London, um alle Schulden seines Sohnes zu bezahlen.

So lebte und starb dieser Weltmann; und wie verschieden ist dagegen der Lebensgang und der Tod der Unschuld! Man verzeihe es mir daß ich dieß durch die Geschichte einer jungen Person zeige, deren Andenken ich gern erhalten möchte, weil ich mit Wahrheit von ihr sagen kann, was Petrarcha von seiner Laura sagte: die Welt kannte sie nicht, so lange sie sie hatte, und nur

denen ist sie bekannt, die hier blieben sie zu beweinen!

Einsamkeit war ihre Welt, und Eingezogenheit ihre Freude. Sie unterwarf sich mit heiliger Gelassenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die größte Leidensfähigkeit bey tiefer angebohrner Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer stille gepreßt, furchtsam und zurückhaltend, und selten anders als durch eine Art von kindlichem Enthusiasmus mittheilsam war die weibliche Seele, von der ich hier spreche, und die mir durch ihr stilles Leiden unter der größten Marter gezeiget hat, welche Kraft die Seele, oft bey der größten Schwäche des Körpers, in der Einsamkeit erwirbt. Alles Gute machte ihr Eindruck; aber sie war lässig in allen ihren Aeusserungen, und in allem ihrem Thun, bey wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht sie

nicht niederhielt. Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden. Auch so oft sie wollte, einen über die Welt weggehobenen Sinn, und, zu meinem größten Erstaunen, eine selbstständige Erhabenheit, und ein Wegsehen über allen Flitter den die Menschen schätzen und fürchten. Göttlich freudig sah ich sie immer, wenn sie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, sich selbst durch eigenen Antrieb, in nichts; und doch alles was ich wollte daß sie thue, das that sie. Sie war ein äusserst folgsames Kind, das mich unaussprechlich liebte, und es mir nie sagte. Ich hätte mein Leben für sie hingegeben, und sie das ihrige für mich. Es ward meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das höchste, was sie zu meiner Freude wagte, war, daß sie mir etwa eine Rose brachte; aus ih-

rer Hand, einen Schatz. Ganz unvermuthet, und schrecklich anhaltend, befiel sie ein ungewöhnlich grosser Blutsturz aus ihren Lungen, von dessen tödtlichem Ausgang ich bey ihrer Leibesbeschaffenheit, in der ersten Stunde gewiß war. Zwölfmal in diesem Tage stürzte ich nieder, von einem krampfhaften und wütenden Schmerz, der mich zu tödten schien. Das wußte sie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zustand für so gefährlich hielt; aber sie fühlte die Gefahr, und sagte es mir nie. Sie lächelte wenn ich kam, sie lächelte wenn ich gieng. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten erschrecklichen Leiden, klagte sie niemals. Auf alle meine Fragen gab sie mir eine kurze, sanfte, liebreiche Antwort; aber sie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern, unter Blicken der süssesten Milde, und der innigsten Liebe.

Sie, ach Sie, mein Kind, meine einzige Tochter, starb vor meinem zitternden Antlitz, in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand sich, ausser den gewöhnlichen Todesursachen der Schwindsucht in beyden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein, und in einen ganz unnatürlich kleinen Klump zusammengepreßt; und das Gekröse voll Verhärtungen. Also Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen, und zu pressen! Zufälle verstopfter Eingeweide hatten sich, von ihrer ersten Jugend an, bey ihr geäussert. Eine beynahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen, behielt sie bis in ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich, und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung, an meiner Hand, vor einigen Jahren die Schweitz verließ; und einige Wochen nachher,

her, ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling, sich dort eine Kugel durch den Kopf schoß.

Aus ihren heitersten Tagen, die sie seitdem in Hannover hatte, wo man ihr sehr viele Liebe erzeigte, fanden sich in ihren Papieren die feurigsten von ihrer Hand geschriebenen Gebete zu Gott, daß sie sterben könne, daß sie bald sterbe, bald hingenommen werde zu ihrer heiligen Mutter! Es fanden sich, in eben diesen Zeiten geschriebene, erhabene und äusserst rührende Briefe, voll Sehnsucht, nach einer schnellen, täglich gewünschten Vereinigung, an diese geliebte Todte! Meines Kindes, meiner geliebten Tochter, letzte, mit namenloser Agonie ausgesprochene Worte, waren: Himmelsfreude heute!

Solches Unterrichtes wäre der nicht werth, der solche Leiden tragen sah, in sol-

chen Jahren, bey solcher Schwäche, und dann mit stärkern Anlagen versinken wollte, wo Muth überwindet. Sie, die niemals ausgesprochene Leiden trug, und überwand; Sie, die sich hingab und schmiegte, unter jede Fügung Gottes, um Himmelsfreude; Sie, die hier so unvollkommen und doch so groß war, ist itzt durch Himmelsfreude vollkommen, ewig mittheilsam, ewig thätig. Und wir, die wir noch hier sind, uns erinnern an unsere geliebten Todten, an alles was sie uns gelehret haben, auf ihrem Krankenbette, und in den langen und bangen Stunden ihres Todes; wir, die so oft hinaufsahen nach diesen Wohnungen des Friedens; wir wollten nicht alles hingeben, alles wagen, alles versuchen, um Kraft zum Leiden zu finden, und geduldige Unterwürfigkeit, bey jeder stillen Einkehr in uns selbst, in jeder einsamen Unterredung mit Gott?

Geliebte Traurige, alles trübt itzt eure Seelen; und doch, ach glaubt es mir, es giebt auch süsse Schmerzen! Diese erheben über die Erde, und geben Kraft, die euch itzt unmöglich scheint. Heute seyd ihr in Abgründe des Leidens und der Schwermuth niedergeworfen; aber es kommt eine Zeit, in der sich der Traurige in einer seligen Mitte sieht, zwischen Erde und Himmel. Dann wird man ruhig. Dann geniesset man wahre, erhabene Freude, in der Entfernung vom Menschenhaufen, und bey dem süssen liebevollen Andenken der Gestorbenen.

Alleinesyn ist freylich nicht für jeden Traurigen gut. Herausarbeiten kann sich die Seele nicht immer, aus ihrem durch Krankheit niedergerissenen, und durch Schmerz, und Wehmuth zermalmten Körper. Aber dann segne Gott, unserer Freunde heilende Hand; und vergelte, auch in der Ewigkeit,

die Liebe, die uns beystand, und tragen half in solchen Leiden! Werden aber Trübsale, durch die beständige Richtung nach den geliebten Todten, nicht vergrössert, zerfliessen sie gar in süsse Melankolie; oder giebt es vollends Nerven, die unter solchem Drucke nicht erkranken: o ihr Glücklichen mit solchen Nerven, so suchet ländliche Stille, und abgelegene Gärten! Da werdet ihr Himmelsruhe finden, wenn auch die Schatten des Unmuths und der Betrübniß, über euch hängen; da werdet ihr kühner, muthiger, und freyer, über jedes kurze Leiden der Welt hinwegsehen, alleine seyn ohne Furcht, und Rosen pflanzen auf Gräber.

Zehn-

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für den Geist.

Nur freye Seelen wissen, wie lieblich es ist sich frey zu fühlen. Sklaven behagt ihre Knechtschaft. Wer lange in der Welt herumgeworfen ward, und da erfahren hat, was Welt und Menschen werth sind; nun alles unparteyisch überzählet, und sein Glück auf dem steilen Wege der Tugend, in sich selbst findet, der ist frey.

Wüste, dunkel, und rauh, ist freylich dieser Weg; aber er führet nach mühsamem Steigen, auf erhabene Ruheplätze, an friedsame Ufer, und in freye Himmelsluft. Einsamkeit gewähret die vollkommenste Unabhängigkeit, wenn man frühe genug alle ihre Vortheile kennet, und liebt. Jünglin-

gen, unbefangenen Menschen, ach diesen einzigen Menschen denen ich nützlich seyn kann, will ich darum hier die Bahn zu solcher Glückseligkeit auszeichnen. Klagen der Unzufriedenheit sollen sie nicht in die Einsamkeit führen, aber Gleichgültigkeit für Zerstreuungssucht, Ekel gegen Zeitverderb, Mistrauen gegen das leutselige Zuvorkommen im Hause der Freude, und Furcht vor dem seidenen Händedruck schmeichelnd lockender Versuchung.

Grosse Geisteskraft haben viele in der Einsamkeit geübt und erworben. Wie im Sturme eine Ceder steht, so stand mancher Held der Tugend, in seiner Höhle. Mancher Heiliger war zwar auch da noch Mensch, und dachte noch wohl an die schönen Töchter der Welt. Aber mancher hat auch da gezeiget, daß ein Weiser, in der rauhesten Einsamkeit, nicht vergeht. Auch noch da

hat er die Schatten der Gestorbenen um sich; er umfanget mit seinen Gedanken, was sein Auge nicht sieht, und in der Absonderung von allem was lebt, spricht er da mit Gott alleine.

Grosses Beginnen und grosse Kräfte, muß man in keinem Einsiedler verachten. Jeder gutgemeinte und herzhafte Versuch zu höherer Tugend, jedes Emporstreben des Geistes, jedes heroische Unternehmen, reisset hin, und rühret. Ein edler kraftvoller Mönch ist doch auch ein Held. Eine schöne Nonne, voll sanfter Erhabenheit, und süsser aber theuer erkaufter Ruhe der Seele, wirket noch tiefer auf unser Herz, als jeder andre weibliche Engel. Ach wie oft empfand ich, alle Achtung und alles Wohlwollen, das jeder redliche Mönch verdient, alle Innigkeit der Ehrfurcht, für die Helden in diesem Stande, für ihre ausserordentliche

Liebe zu Gott, für ihre Selbstüberwindung, ihr Ausharren, ihre Treu. Wie oft schien mir doch ein Kloster, in dem ich auch nur einige gute Menschen fand, eine trostvolle Zuflucht in grosser Unruhe des Herzens. Nie verkannte ich, auch in der schauerichsten Mönchswohnung, die Vortheile einer rauhen und heldenmässigen Lebensart zur Beförderung strenger Tugend. Nie vergaß ich, in den Wohnsitzen des Aberglaubens, die Pflicht das redliche Herz vom trüben Verstande zu sondern, diesen zu entschuldigen, jenes zu lieben. Freundlich und bieder, drückte ich manchem Mönch in seiner Celle die Hand; und aus keinem Nonnenkloster gieng ich weg, ohne eine stille Thräne.

Aber da doch Mönchsgeist nicht der ächte Geist des Christenthums ist, so schreibe ich auch nicht über die Vortheile der Einsamkeit für Mönche und Nonnen. Einsamkeit

kann

kann zwar auch ihren Geist erheben, kann zwar auch ihr Herz beruhigen, wenn man den Wust wegräumt der ihre Seelen drückt, und wenn man ihre Gelübde einschränkt, und ihre Sklaverey erleichtert. Meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit haben jedoch einen grössern, und ausgebreitetern Zweck. Das Gute was ich von der Einsamkeit denke, möchte ich der Welt anpassen, in der ich lebe, mit der ich in mancherley Verbindungen stehe, die am meisten auf mich wirket, auf die ich auch wol wirken kann, weil es gewiß junge Herzen giebt, in denen solche Betrachtungen gedeyen.

Zweymal in seinem Leben muß man durchaus einsam seyn können. In der Jugend, um unendlich viele wissenswürdige Dinge zu lernen, und um da auf einmal eine Denkart zu erwerben, die den Stich halte durchs

ganze Leben. Im Alter; um noch einmal den zurückgelegten Weg sich zu erinnern, und alles zu überdenken was uns begegnet ist, alle Blumen die wir pflückten, und alle Stürme unsers Schicksals.

Lord Bollingbroke sagt, es finde sich in des Kanzler Bacons Werken, keine tiefsinnigere und keine schönere Beobachtung als diese: wir müssen uns frühe, für unser Leben und unsere Handlungen, rechtschaffene, tugendhafte, und erreichbare Endzwecke wählen; und dann ganz unsern Sinn darauf heften, damit die Seele auf einmal, und mit einem Sprunge, zu allen Tugenden sich wende und ausbilde (*). Bey der Bildung eines moralischen Charakters müsse man nicht verfahren wie der Bildhauer bey einer Statue, der etwa an dem Gesichte meisselt, indeß

(*) Ut continuo vertat et efformet se animus, una opera, in virtutes omnes.

indeß da der übrige Körper ein roher und unbearbeiteter Klotz bleibt; sondern wie die Natur, die, indem sie eine Blume, ein Thier, oder irgend eines ihrer Werke hervorbringet, den Grund aller Theile mit einmal setzt, und darstellt (*).

Lieber Jüngling, den die listige, gleissende, maulspitzende Weiberwelt, noch nicht aus den Vorposten der Zucht getrieben hat, der durch ihren eitelen Müssiggang noch nicht angestecket, durch alle Verfeinerung und Verstellung verbuhlter List noch nicht aller Lust und Kraft beraubet ist etwas Grosses zu beginnen; der noch gerne bey manchem Frühstück, bey mancher Assemblee, bey manchem Tanze, und bey jedem Petitsouper ihr entwischt; Einsamkeit ist deine Welt. Auf deiner Studirstube möchte ich dich festhalten,

 da

(*) Elementa partium omnium simul parit et producit.

da dich zu grossen Absichten erwärmen und stärken, da dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem du, nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch in männlichem Alter, in Amt und Bedienung, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie werth sind.

Du hast recht, daß du dich herausreissest aus einer Welt, die zu klein ist, um dir grosse Beyspiele zu geben. Männer mußt du kennen, Griechen, Römer, Engländer, durch die man Alles um sich her übertreffen lernt. Oder wo haben wir berühmtere Beyspiele menschlicher Grösse? Wer hatte mehr kriegerischen Muth, mehr Kenntnisse, mehr Liebe für die Wissenschaften, mehr Menschenverstand? Glaube aber ja nicht, daß ein Deutscher deswegen gleich ein Engländer sey, wenn er sich die Haare abschneidet.

Schnei-

Schneide du dafür alles weg, was thöricht an dir ist, und ahme nichts nach, als das Grosse. Freyheitsliebe, Muth, Einsicht, Geistesgrösse, und Geisteskraft, sind das Eigenthümliche eines ächten Engländers, nicht der flache Hut und die halben Stiefeln. Tugend erhebet; eure deutschen Quartiere erheben niemand. Sechszehn Quartiere sind ein Vortheil, aber kein Verdienst. Deine Anlagen sind gewiß gut, weil dir alles das nicht schmeckt; denn du weißt schon zu wohl, daß der nie groß wird, der immer nur das Kleine ehret. Laß Weiber ihre Ahnen zählen, die vor siebenhundert Jahren sich durch nichts auszeichneten, als daß sie im Kriege ritten, indem der Bürgersmann gieng. Zähle du, die Ritter deines Geschlechts, die nicht davon geritten sind in der Schlacht, keinen Reisenden beraubt haben auf der Landstrasse. Zähle die Ritter

deines Geschlechts, die grosse Dinge gethan haben, deren Namen glänzen in der Geschichte Deutschlands, und genannt werden in den Jahrbüchern fremder Völker; aber denke immer, daß man durch nichts groß ist, als durch das was man selbst thut.

Zwey Wege hast du vor dir. Jenen dort, der zwischen düftenden Gärten und Lustwäldern hinleitet, der dir die schönsten Ruheplätze anbietet, von mannigfaltigem Grün, und mit Rosen bewachsen. Musik, Tanz, und Liebe, locken da überall; jenen Weg gehen die meisten. Wenige trifft man auf dem zweiten Wege an, der holperigt ist, und steil; man kommt nur langsam darauf fort, und fällt oft von den Felsen herab, wenn man glaubt, man sey schon weit. Wilde Ochsen begegnen dir da brüllend; das Geschrey der Waldesel hallet durch Berg und Thal; allenthalben umgiebt dich das Ge-

krächze der Raben, und das Gezische der Schlangen, und ein ganzes Fliegenvolk, Hornissen, Wespen, und Mücken; eine weite schwarze Einsamkeit macht dir jede Aussicht schauerlich. Der schöne Weg dort, zwischen den Gärten, ist der Weg der Welt; der rauhe Weg hier, ist der Weg der Ehre. Jener führet mitten in das gesellschaftliche Leben, in Aemter und Bedienung, bey Hofe und in der Stadt; dieser immer tiefer in die Einsamkeit. Auf jenem wirst du, ein süsser allbeliebter Mann, auch wol ein Schurke; auf diesem wirst du verhaßt, miskennt, und ein Mann nach meinem Herzen.

Mit Kraft und guten Anlagen wirst du ein grosser Mann, wenn du auch alle Jugendfreuden wegbrummst. Jugendfreuden sind Arzeney, nicht Speise. Allerdings mußt du deinen Körper durch Luft und Bewegung abhärten, alles wagen, und alles

 thun,

thun, damit er jede Geistesarbeit aushalte. Aber Geistesarbeit unternimmst du nie mit Eifer, diese Heldenarbeit hältst du nie aus, ohne eingewurzelten Haß gegen alle Zeitverschwendung. Viele grosse Deutsche die ich kenne, lebten in ihrer Jugend auf Universitäten einsam, und ungesellig. Sie flohen vor dem guten Ton der Universitäten, und erhielten ihre Sitten. Durch ihre stoische Lebensart, durch ihre Enthaltsamkeit, ihre Keuschheit, und ihren Fleiß, wurden sie Männer, die itzt Staaten regieren; Schriftsteller, die sich ihr Leben hindurch gegen alle Vorurtheile schlugen; und Philosophen, die schon als Knaben den allgemeinen Leisten wegwarfen.

Dank sey der edlen Seele, die gesagt hat: Seht ihr einen Jüngling von tiefem Verstande sich von der Welt abziehen, trübsinnig werden, schnöd und dürr reden, wenig

über schlechte Menschen klagen, aber diesen bittern Gram eingraben in seine Felsenstirn; seht ihr seinen grossen Geist hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und sich dann wieder verhüllen in langes Stillschweigen; lest ihr den nagenden Gram auf seinem Gesicht, das Schmachten nach Kraft die ihm genug sey, sich mit der seinigen vereine; seht ihr, daß er Leerheit findet überall, und darum alles anspeyt, wegwirft, zermalmt; o so seht ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Schonet sie; heilig sey sie euch; und ein Mörder, der sie zertritt.

Meine Freude und meine Lust wäre diese edle Pflanze. An meinem Herzen würde ich sie wärmen, sie mit Liebe pflegen, sie verbergen vor dem Amtsgesicht dort, das seine Zornschale ausgiesset über jeden Jüngling, der mehr Geist zeigt, als ein Amtsgesicht hat. Mit einem Hauch würde ich auch alle

das süsse, ungesalzne, lendenlahme Herrchengeschmeiß, von meiner schönen Pflanze verjagen. Aber den lieben Jüngling, wenn er nicht Offenheit, Schlankheit und Weltmanier zur rechten Zeit annähme, würde ich dann doch zuweilen mit dem Kopfe gegen Felsen anstossen lassen, und ihn da ruhig fallen sehen, wo ein Mann von Erfahrung nicht einen Augenblick schwanket, wenn er auch nicht alles kann was ein Jüngling will.

Einsamkeit erzeuget diese widerharige Sinnesart, aber am Ende wird dann doch durch Weltumgang alles gesichtet und geläutert. Der Menschenhaß solcher Jünglinge, ihre Verachtung, ihr Trotz, veredeln sich, wenn die Zeit der Reife kommt, in gänzliche Entfernung von aller Menschenfurcht. Ihre Satyren sind dann, nur milde gerügter Contrast, zwischen dem was seyn sollte, und dem was geschieht. Aus ihrer Schurken-

verach-

verachtung wird vis dicendi; und nach langem Kampfe endigt Alles in Welterfahrung, und Güte, die nur warnt, und niemals schadet.

Es giebt aber auch eine oft versäumte Wissenschaft des Herzens, mit der man in den Jünglingsjahren so frühe als möglich bekannt werden muß, und die dann auch frühe dem Geiste alle Rauheit benimmt. Diese Wissenschaft ist die Philosophie, welche Menschen bildet, sie mehr durch Liebe gewinnt als durch Lehrsätze, ihre Begriffe durch Gesinnungen erhellet, sie vor jedem Irthum warnt, zu jeder Tugend treibt, und erwärmet. Dion war in einer niedrigen und sklavischen Hofwelt erzogen, er war an weiche und furchtsame Sitten gewöhnt; und was noch schlimmer als alles übrige ist, an Pracht und Ueberfluß, Reichthum und alle Wollüste; aber kaum hörte er den Plato reden,

den, kaum hatte er die Philosophie geschmecket die zur Tugend führet, so entflammte sich auch für dieselbe sein ganzer Geist.

Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philosophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter, fliesset durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden, überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen (*).

Einer

(*) Mein verewigter Herzensfreund Iselin sagt dieß irgendwo so unübertreflich und so herzlich, daß auch jeder schale Kopf, der mit Verachtung von Muttersöhnchen spricht, die Worte dieses jedem Menschenfreunde unvergeßlichen Weisen mit Rührung lesen wird. „Wir halten es für un„streitig,

Einer solchen Frau wünsche ich einen Sohn, der sich gerne mit ihr in ihrer Kammer verschliesset, gerne mit einem Buche in der Tasche Felsen anklimmet um da alleine zu seyn, oft sich und seine Büchse unter eine Eiche hinwirft, um lieber da nach den grossen Männern in seinem Plutarch sich umzusehen, als nach den Vögeln im Gebüsche. Alles ist mit ihm gewonnen, wenn Ruhe im Wal-

„streitig, sagt Herr Iselin, wenn man die Ge„schichte aller Männer genau wüßte, die sich durch „Rechtschaffenheit und durch Tugend ausgezeich„net haben, daß man unter zehnen immer neune „finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müt„tern schuldig wären. Es ist noch nicht genug „anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und un„tadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze „Leben eines Menschen ist; wie fast alle, die die„sen Vortheil genossen haben, ihn niemand schul„dig gewesen sind, als ihren Müttern; und wie „sehr überhaupt die Vollkommenheit und das „Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand „und Weibertugend gründet.“

Walde, und Einsamkeit, seine Gedanken heben und schärfen (*); wenn er dann sieht, daß es auch schon grössere Männer in der Welt gegeben hat, und noch giebt, als Bürgermeister und Rath in seinem Städtchen, oder den stiftsmässigen Junker dort oben im Dorfe; daß diese Männer höhere Freuden kannten, als die Freuden der Spieltische und der Schmauserey; daß sie auch in ihren Ruhestunden gerne einsam waren; daß Einsamkeit und Liebe zur Litteratur und Philosophie, ihre erste Jugend ausbildete, und in reifern Jahren noch immer ihre Herzen erwärmte; und daß sie, in den größten Gefah-

(*) Mirum est, sagt der jüngere Plinius herrlich, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Iam undique silvae et solitudo, ipsumque illud silentium, quod venationi datur, magna cogitationis incitamenta sunt.

fahren, dieser Liebe nicht entsagten, durch die Trübsinn aus der dunkelsten Höhle verbannet wird, und Langeweile aus einer Wüste.

Aber wenn ein wohlerzogner Jüngling endlich in einer kleinen oder grossen Stadt sich häuslich niederläßt, so ekelt ihm dann doch vor vielem, und vieles macht ihn unglücklich. Es ist darum der Mühe werth, daß man sehe, wie jeder Mensch von feinem und scharfem Gefühle, welches Standes er seyn mag, in jedem Alter, in jedem Lande, sich in kleinen und grossen Städten vor schalen Gesellschaften, und elendem Zeitverderb, durch Einsamkeit rettet.

Kleine Städte haben einen unläugbaren Vorzug vor grossen Städten, in Absicht auf Umgang mit sich selbst. Welchen Gewinn macht man da von Zeit und Musse, Freyheit und Ruhe; und wie fliehet solches Glück von

grossen Städten, wo unter dem Unkraut das uns jeder zuwirft, jeder Gedanke erstickt. Man geniesset da seine Zeit, und wird nicht den ganzen Morgen im Haufen von Billetten und hundert Vorschlägen zur Abtödtung des Tages gequälet. Da klagt niemand, daß wenn einer geht der andere kommt. Da muß man nicht des frühen und späten Visitenwirbels wegen, jeder häuslicher Sorge entsagen, jeder Geistesarbeit, und selbst dem milden Beysammenseyn mit Freunden seiner Wahl. In kleinen Städten kann man seinen Empfindungen und Gedanken nachgehn, und den Gehalt von beyden untersuchen, eh etwas in That übergeht. In grossen Städten ist mehrentheils That der Anfang, und Denken das Ende. In kleinen Städten hebt und bewahret man jeden Eindruck besser auf. In grossen Städten ist man mit nichts beschäftiget, als nur

immer sich Vergnügungen zu erschaffen, die verschwinden, sobald man danach greift. Da geniesset man keine Ruhe, und stößt sie immer von sich, indem man danach seufzt; und ist immer herumgetrieben durch Anspruch, Hofnung, Verlangen, Ehrgeitz, Pflicht, Langeweile, Ekel, und ewige Reue über jeden weggeflogenen Augenblick.

Aber in der Todtenstille kleiner Städte, ists dann in den Köpfen zwar auch oft, eben so wüst und leer, als auf den Gassen. Nicht jeder benutzet da, zu seinem Vortheile, die herrliche Zeit, die unbezahlbare, und unglaubliche Musse. Wenige retten in diesen Einsamkeiten sich durch vernünftiges Einsamseyn. Erschreckliche Langeweile haben da zumal Vornehme, welche wähnen, ihre Gesellschaft sey allzuvornehm und allzuadelich für bürgerlichen Pöbel. Man müsse darum sich zurückziehen, sich zwingen, und

lieber mit hochadelicher Langerweile sich quälen, als mit vernünftigem Unadel sich seines Lebens freuen. Gerade das Gegentheil sollten diese Vornehmen thun, wenn sie des Umganges mit sich selbst ganz unfähig sind; sie sollten mit allen guten Menschen leben, und alle lieben, um von allen geliebet zu seyn. Wer doch auch nur einen einzigen guten Gedanken, ein einziges angenehmes Gefühl erwecket, ist immer gut genug für einen Edelmann, der itzt eben keine Gedanken hat, und gefoltert ist von Langerweile und übler Laune. Leute die allem aufbieten um die Zeit zu tödten, sollten vor keinem Menschen die Nase rümpfen. Edelmann und Bürger sollten Hand in Hand schlagen in jeder kleinen Stadt, und da allen großstädtischen Thorheiten von Standesunterschied entsagen. Klüger wäre wenigstens dieß, als wenn der Bürger den erbärmlichen Einfall hat, sich

adeln zu lassen, damit die Edelleute seiner kleinen Stadt ihm den Eingang in ihre Assembleen nicht versperren.

Mir deucht die wahre Kunst zu leben, für Personen vom ersten Range in kleinen Städten, sey friedlich und freundlich sich zu betragen mit jedermann; allgemeines Wohlwollen für alle zu fühlen, und zu zeigen; und dann übrigens so viel Freyheit und so viel Musse vor sich zu behalten, als erfordert wird, um allenfalls an einem geistlosen Orte den Geist nicht aufzugeben.

Es ist unglaublich wie viel der Geist in kleinen Städten durch Einsamkeit gewinnt, wenn uns Ekel gegen langweiligen Umgang in denselben ergreift. Nirgends wird man seines Lebens so froh; nirgends werden die schönen Tage der Jugend besser benutzet; nirgends sind die Versuchungen zum Zeitverderb, für verständige Köpfe so klein; nir-

gends lernt man besser die Gefahren der Einsamkeit kennen und vermeiden. Jede kleine Stadt muß man als ein Kloster betrachten, wo man, in einer kleinen Gesellschaft von der Welt entfernter und abgerissener Menschen, auf wenige Ideen eingeschränket ist; wo daher alle Leidenschaften kleiner oder böser Menschen fürchterlicher gähren und toben, und wo sich eine gute Seele nirgends rettet, als unter guten Seelen, oder in ihrer Celle.

Kleine Städte kommen in gewissen Hauptzügen alle mit einander überein; durch die Art wie sie regiert werden, sind sie von einander verschieden. Mehr Tyranney und Seelensklaverey sieht man nicht leicht, als in solchen kleinen republikanischen Städten, wo nicht nur ein Bürger sich zum Herrn über seine Mitbürger aufwirft, sondern wo dann auch der Verstandskreis dieses kleinen Volksführers

führers der Verstandskreis des ganzen Städtchens wird, wenn niemand dagegen sich empöret.

Kleine republikanische Städte sind sich selbst genug. Um alles Auswärtige bekümmern sie sich wenig. Der allmächtige und allgenügsame Volksführer hält sein Städtchen für das Universum. Wie eine immer sprudelnde und unerschöpfliche Wasserquelle, überfliesset sein lauter Mund in einem fort, von allem was auf dem Rathhause vorgeht. Uebrigens hängt seine Seele an nichts, als an Behauptung seiner Allgewalt über die ganze Denkart seiner Mitbürger, an Familiengeschichten, an abergläubischen Mährchen, am Kornpreise, an Zehnten Bodenzins, an Heuerndte und Weinlese, und am nächsten Markt. Nach dem lieben Gott ist ein solcher grosser Mann in einer kleinen Stadt, auch der größte Mann in der Welt.

Seine Worte sind Worte die das Herz erhöhen, und die Wangen bleichen. Mancher ehrlicher Bürger kommt nie anders als mit Furcht und Zittern vor eine solche Majestät, weil er immer denkt, sie könnte ihn doch bey dem ersten kleinen Rechtshandel gefährden. Rathsherrischer Zorn ist schrecklicher in einer kleinen Stadt als der Donner des Himmels; denn dieser geht bald vorüber, und jener nie. Spricht man mit einem Volksführer, oder eines Volksführers Sohn, in einer solchen kleinen nasenlangen Welt von dem Englischen Parlement, so sagt Er, der ehrsame kleine und grosse Rath seines Stadtwesens habe völlig eben so viel zu bedeuten. Vornehme Rathsherrenweiber, brüsten sich in solchen kleinen Städten, sehen über die Achseln, zäumen den Mund zurück, machen Fratzengesichter, regieren, befehlen, schelten, und schimpfen alles entzwey. Ihre

Gnade oder Ungnade vertheilet durch das ganze Städtchen, Ehre und Schande, Etwasseyn oder Nichtsseyn, Glück und Untergang. Wenn ein armer Teufel dort glaubt, die Herren im Rathe haben etwas versehen, so sagt er nur seinen besten Freunden ins Ohr, das haben die Grossen der Erde versehen. Für einen witzigen Kopf, hält man da eines Volksführers Sohn, der euch das Schnupftuch aus der Tasche nimmt ohne daß ihr es merkt, oder euch den Stuhl unter dem Leibe wegrückt wenn ihr sitzen wollt. Die größte Liebhaberey der Einwohner solcher Städte ist gewöhnlich die Proceßsucht; jeder Advocat ist für sie ein Genie. Die Beherrscher ihrer Denkart rufen den gesunden Menschenverstand ins Recht, und von allem was dieser behauptet, glauben sie nichts, als was sich vor Gerichte beweisen läßt. Sie achten keinen Menschen, der auf

ihrem Rathhause keine Achtung hat, und kennen keine andere Ehre und keinen andern Ruhm auf Erden. Etwas uneinig sind sie doch zuweilen; denn der Herr Nachbar und die Frau Nachbarinn leben zusammen bald eben so vertraut, und bald eben so laut, wie die Katzen im Februar. In der Theologie sind sie stark, denn sie halten die größten Heuchlerinnen für Pfeiler der Kirche Gottes, und ein langes ruchloses Leben wird in ihren Augen durch ein paar auf dem Todtbette ausgesprochene christliche Sprüchlein vergütet. Wenn einer unter ihnen sich von ihren Gelagen entfernet, und zu Hause mit einiger Ausbreitung denkt und handelt, so glauben sie, er sitze da und gähne. Sie können nicht begreifen, daß ein Mensch studirt, wenn er kein Geistlicher ist, und in ihrer Sprache hat man kein Wort, das ihre Verachtung für den Menschen ausdrücken könnte,

te, von dem man sagt, Er schreibe ein Buch. Sie wissen gar nicht, daß Aberglauben und gesunde Vernunft sich widersprechen. Sie halten es für unmöglich Religion zu haben, und doch darüber zu lachen, daß sie grosses Unglück in banger Furcht erwarten, wenn ein schwarzer Hahn sich seines kleinen Stuhlganges vor ihrer Hausthür entledigt, oder ein Rabe über ihr Dach fliegt, oder eine Maus durch ihre Stube laüft. Sie wissen nicht, daß man deswegen noch gar kein Freygeist ist, wenn man demüthig zweifelt, ob häufige Flecken in der Wäsche den Tod eines nahen Anverwandten verkündigen, oder wenn man wenig Hochachtung für einen hagern Saufpfaff hat, der allen aberglåubischen Mährchen der dummsten Jahrhunderte seinen ehrwürdigen Beyfall nickt, und daß man wirklich einige Funken von gesundem Menschenverstande haben, und doch glauben

kann, es gebe keine Hexen. Sie wissen nicht, daß man doch in der Welt vielleicht noch zu etwas gut ist, ob man gleich da, wo sie den Ton angeben, den Mund nie öfnet; und daß man allenfalls bey wahren Grossen der Erde, noch einst ganz gut fortkommen würde, ob man gleich den Grossen der Erde in ihrem Städtchen misfällt. Sie wissen nicht, daß es Menschen giebt, die nirgends kriechen; und daß nur sie dieser elenden Unterwürfigkeit gegen sauersehende Mitglieder ihrer höchsten Landesobrigkeit fähig sind, aber dann auch, wenn sie aus der Hauptstadt der Republik wieder nach Hause kommen, vor ihren armen Mitbürgern desto mehr dicke thun, und für jene tiefe Bücklinge dort, sich an ihnen hier pausbackigt rächen. Sie wissen nicht, daß ein rechtschaffener Mann sich nur vor Gott, vor den Gesetzen, vor Talenten, vor Verdienst und

Tugend beugt, und dann geruhig lächelt, wenn ihm ein hohes Mitglied seiner Landesobrigkeit ein grimmiges Gesicht macht, oder ihn beym Eintritt in sein Zimmer mit tief in die Stirne gedrücktem Hute bewillkommet, oder in seiner Gegenwart einem Prediger nur vom Fenster herab Audienz giebt, weil diese Männer doch gewohnt sind von ferne zu reden. Sie wissen nicht, daß die in kleinen Städten äusserst grausame Schmähsucht, doch am Ende nur ein Bedürfniß kleiner und leerer Köpfe ist, die dann freylich in ihres Nachbars Hause herum schnüffeln, und mit jedem unerheblichen, und nichtsbedeutenden Fehler in seiner Wirthschaft, seiner Küche, und seinem Hünerstall sich befassen. Und endlich wissen sie auch nicht, weil sie so vieles nicht wissen, daß man kein Vergnügen findet an kleinstädtischen Klatschereyen und Treibereyen, sich nicht verweilet bey seines

Nach-

Nachbars Hünern und Gänsen, wenn man die Vortheile der Einsamkeit kennt, mit erhitzter Brust in den Wissenschaften fortgeht, und weit über die Pfeile kleinstädtischer Scheelsucht und armseliger Verleumdung weggehoben, seinen eigenen Gang fest und unverdrossen behält (*).

Hart-

(*) Diesen Schattenriß kleiner republikanischer Städte, verzeihen mir gewiß alle verständigen, aufgeklärten, mit der Welt bekannten, und guten Menschen in solchen Städten. Sie werden begreifen, daß das, was ich von dem grössern Häuflein und einigen Volksführern aus alter Zeit sage, gewiß nicht von Allen gesagt ist, und ganz und gar nicht von der gegenwärtigen Zeit. Eigentlich rede ich hier nur von den übelerzogenen Bäuchen in kleinen Städten, die nichts gelesen haben, nichts verstehen, und nichts wissen, und dann doch Tyrannengewalt sich erwerben, und alles um sich her so klein machen wollen, als sie selbst sind. Auch in solchen kleinen Städten kommt endlich die Zeit der Aufklärung, da

Hartnäckige Einsamkeit ist das einzige Rettungsmittel in einer solchen kleinen Stadt. Das größte Wohlwollen für alle Menschen, wird da nicht verstanden, weil man immer glaubt, es habe politische Absichten. Also lebe man da lieber ganz unpolitisch, und kehre mit Ausnahme der Personen, die man ehret und liebet, allen übrigen den Rücken.

Nichts hilft in einer solchen kleinen Stadt einem Jüngling auf, der etwa in der Welt noch weiter strebet. Er wird in keiner angesehenen Gesellschaft belehret, ermuntert, erwärmt, gekannt, geliebt, gehört, verstanden. Er ist schon dadurch ein Thor in den Augen aller Abderiten, weil er glaubt, sein Geist wäre getödtet und vernichtet, wenn

sie

da Abderitheit zertreten wird durch Weltverstand und Menschenverstand, und da nur diejenigen auf Kopf und Herz ihrer Mitbürger am meisten wirken, die allgemeines Zutrauen verdienen, allgemeine Ehre, und allgemeine Liebe.

sie ihn zum Rathsherrn machten. Sie halten ihn für toll, weil er, anstatt den Grossen in seiner kleinen Stadt gefallen zu wollen, lieber zu Hause liest und schreibt. Er soll leben, sagen sie, wie jeder lebt, Theil an jedem Stadtgeschwätze nehmen, an jedem Proceß, und an jeder Hexen- und Gespenstergeschichte, damit er sich beliebt mache. Er soll den Geistesabgang der Demagogen in dieser kleinen Stadt, allenthalben wo sie sich für zehn Stunden an eine reichlich gedeckte Tafel hinpflanzen, mit eben so vieler Devotion geniessen helfen, als die Priester des Lama den leiblichen Abgang dieses Götzen. Ausserdem soll er, in der ganzen Welt, nichts ehren und schätzen, nichts für köstlich halten, und an nichts Geschmack finden, als an diesem Geistesabgang.

Niedergeworfen, und zerdrücket, ist darum in solchen kleinen Städten, jeder Jüngling,

ling, der an der Brust der redlichsten, aufgeklärtesten, und freyesten Menschen aufgewachsen ist, Unterricht und Bildung von den größten Männern seiner Zeit erhielt, und durch immer fortgesetzte Correspondenz mit aufgeklärten Menschen immer noch erhält. Was versteht und fühlet man hiervon in einer unaufgeklärten kleinen Stadt! Wie viele Menschen werden ihm da gewogen bleiben, wenn sein Verstand nicht auf beyden Seiten hinkt? Verstößt sich gesunder Wahrheitssinn, auch bey der größten Sorgsamkeit und dem demüthigsten Verhalten, nie gegen einen brüllenden Abderiten? Und hat Abderitheit da vollends Tyrannengewalt; theilt sie allein Brodt und Aemter aus; ist ihr Alles unterworfen, und regiert sie Alles; giebt, und vernichtet sie, alle Ehre, alle Achtung, und allen Ruf: o so muß der arme junge Mann, in zahmer Unterwürfigkeit, von zwey Din-

gen Eins glauben, entweder es gebe Hexen, oder Er sey ein Esel! Er darf nie von dem sprechen, was er sieht, fühlet, weiß, und versteht; aber immer muß er von dem sprechen hören, was er nicht wissen will. Er darf bey diesem elenden Geplapper nie gähnen, und er ist unwiederbringlich verlohren, sobald er, durch sein Stillschweigen, auch nur einen Schatten von Langerweile verräth. Man verachtet ihn immer, als wäre er ein Mann von Kopf, da er doch immer mit dem größten Anstand glauben läßt, er sey ein Idiot (*). Er darf nie die Stirne runzeln in einem solchen Fegfeuer. Er, und seine Freunde, müssen sich, unter so vielen Pucklichten, immer ihres graden Rückens schämen,

(*) L'homme eclairé, sagt Helvetius, avec quelque adresse qu'il se masque, ne ressemble jamais si exactement à un sot, qu'un sot se ressemble à lui-même.

men, auch wenn auf dem Rathhause über einen Schweinstall länger gesprochen wird, als in den größten Staatscabinettern über das Schicksal von Europa; auch wenn man von ihm fodert, daß er vor Gerichte auf einen Rechtshandel, der keine Wandlaus werth ist, eben so aufmerksam sey, als wenn er da, im Rathe der Götter säße.

Sieht er also, daß baurenstolze Unwissenheit und allgenügsame Dummheit, da unendlich mehr gelten, als Verstand; daß der engste und dickste Kopf, da immer der unverschämteste Waghals ist, und daß sein Gebrülle, allein die Gemüther lenket, und allein entscheidet; haftet da ein fürchterlicher Trumpf auf allem litterarischen Ruhme, auf jeder Spur von Aufklärung; hält man da, alle Philosophie für Unsinn, und alle Freyheit für Rebellion; gefällt nichts als immer Ja; besänftiget nichts als unterthänige Un-

terwürfigkeit; finden da nur Wurmseelen Achtung, erregen da nur wilde Ochsen und Poltergeister Furcht: o so flüchtet sich jeder zu einigem Guten vielleicht in der Welt noch brauchbare Jüngling vors Erste in die Einsamkeit.

Alles war dürr, kalt, todt, und öde, für den armen Dichter Martial, in seiner Vaterstadt Bilbilis in Spanien. Er hatte vier und dreissig Jahre in dem gelehrten und aufgeklärten Rom gelebet, und kam nun frölich und friedsam zurück in das dumme Bilbilis. Die erschrecklichste Langeweile drückte ihn da. Er fand wenig Umgang, der ihm Gnüge that, wenig Geschmack für die schönen Wissenschaften, bey seinen meisten Mitbürgern keine Cultur. Immer sehnte er sich nach Rom zurück, wo er den allgemeinsten Beyfall gefunden hatte, wo der jüngere Plinius ihn für sinnreich, scharfsichtig, und durchsehend

sehend hielt, und in seinen Schriften eben so viel Aufrichtigkeit fand als Salz und Galle, und von denselben schon ahndete, sie seyen für die Ewigkeit geschrieben; da hingegen in Bilbilis sein Ruhm nichts für ihn wirkte, als was man in jeder eingeschränkten Stadt erwarten muß, nemlich nichts als Neid und Verachtung (*).

Ueberhaupt gewinnt der Geist, in allen kleinen Städten von jeder Art, doch immer wieder durch Einsamkeit, was er etwa im Umgange verlieret. Wenn ihr auch dumm aus Höflichkeit seyn müßt, und blind mit Augen die sehen; wenn ihr da auch immer, im Umgange mit schnöden Gesichtern, Ideen

(*) Accedit his, sagt Martial in der Vorrede zum zwölften Buche seiner Epigrammen, municipalium rubigo dentium, et judicii loco livor — adversus quod difficile est habere quotidie bonum stomachum.

und Gefühle verhalten müßt; wenn man euch zwinget, immer zu hören, indem ihr immer wünschet, ihr wäret taub; wenn man euch da an einem Spieltische gefangen hält, da es euch viel angenehmer wäre, nackt auf einem Haufen heisser Asche zu sitzen; wenn Verstand, den Güte begleitet, sich immer schmiegen muß, vor jedem dummen Stiefel und unter jeden albernen Pantoffel; wenn ihr jeden glücklichen Einfall, jedes treffende Wort, jeden etwas weit hinaus sehenden Blick, jede vom hohen Himmel euch zum Beystand auf diese Unköpfe herabfallende Wahrheit, unterdrücken müßt, wie Hochverrath; wenn ihr die Kunst zu gefallen und euch Liebe zu erwerben verschwenden müßt, bey Leuten, die keinen Sinn für euch haben; wenn sie alle eure Gefühle erwürgen; wenn euch im Umgange nichts übrig bleibt als alle Kraft eurer Seele wegzuwerfen; wenn

Impo-

Impotenz des Verstandes sich immer an euch reiben will, und immer grosse Dinge zu verrichten glaubt, indem sie nichts verrichtet; wenn ihr überleget, daß aller Geist und alles Leben unter solcher Todeskälte sich verbirgt, wie Feuer im Kiesel auf den leider kein Stahl schlägt; wenn ihr da oft viele Jahre schmachtet, ohne einen Funken von euch zu geben, den nur Gelegenheit und ein glücklicher Augenblick hervorruft: ach so müßt ihr alle Feste und Gelage eurer kleinen Stadt fliehen, und Freyheit suchen, und mit euch selbst leben, hier auf eurer Stube, oder dort im Walde.

Da fällt die Decke von eurem Geiste weg. Jede Aussicht erheitert sich. Alles Schwere wird leicht. Da zanket ihr nicht mehr mit dem Unglück; ihr rufet alles hervor um es zu mildern. Da rechtet ihr nicht mit der Fürsehung. Da überleget ihr, mit heiterer,

nachdenkender, und prüfender Seele, den Gewinn den Einsamkeit giebt. Da erst wird das frohe Herz duldsam. Alles thut ihr dann um Liebe. Eure Galle lachet ihr weg. Alles wirket frölich auf euch, die Sonne die dort hinter den rosenfarbenen Gipfeln der Schneegebirge niedergeht, die Vögel die zur Ruhe eilen, der ruffende Hahn, und die stampfenden Pferde. Jedes leere Alltagsgesicht ist euch dann willkommen, und ihr versöhnet euch mit der ganzen kleinen Stadt, wenn sie euch nur jeden Tag lange genug alleine läßt.

Freyheitsliebe allein erhebet und rettet also, in kleinen wie in grossen Städten, den Geist. Geistesfreyheit findet man allenthalben in der Einsamkeit. Sie allein spannet den Verstand wieder an, wenn er auch sonst überall im Umgange erschlaffet und vergeht. Der Abderite setzt sich zur Tafel, oder pflanzt

sich an seinen Spieltisch, und ist glücklich; denn mit etwas stumpfen Sinnen hat man in kleinen Städten nie den Aerger, der in denselben jeden Menschen von feinem und scharfem Gefühle so gewaltig in die Einsamkeit zieht. Aber wer auch jene Gefühle hat, und nur die Freyheit benutzet und geniesset, die jede kleine Stadt giebt, der empfindet jeden Tag neuen Antrieb zur Tugend, und neuen Durst nach Wissenschaft, auf der Flucht vor trübseliger Zeitvernichtung, und ewigem Einerley. Edle Ruhmbegier erfüllet auf dieser Flucht den Jüngling, und den Mann; und Gefühl aller Kräfte ihrer Seele die Frau, wenn sie auch sieht und erfährt, daß man in kleinen Städten über tausend Dinge, von dummen Gesichtern misverstanden, verhöhnet, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erstaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl, nicht sprechen kann und mag.

Aus der grossen Welt hat man noch weit grössere Ursache sich in die Einsamkeit zu flüchten, als aus kleinen Städten. Die Irthümer und Fehler der grossen Welt, sind weit mehr ansteckend, als die Irthümer und Fehler des kleinen bürgerlichen Lebens. Wie leicht ersticket jeder grosse Gedanke und jede Tugend, da, wo man Licht und Wahrheit hasset, wo man grosse Seelen fürchtet, und die Tugend als ein unbequemes Joch vom Halse wirft. Wie viel Flachheit entstehet bey allen Menschen die sich absondern von allen Menschen die sie aufklären könnten. Wie verlieret sich alles Emporstreben der Seele zu irgend einem grossen Zwecke, alle Kraft des Geistes und des Herzens, wenn der Edelmann an nichts Geschmack und Vergnügen findet, als an Assembleen sans oeuvre melée (*).

In

(*) Eine Assemblee sans oeuvre melée heisset in der

In jedem Lande hält man die sogenannte grosse Welt für die einzige gute Gesellschaft. Aber leider ist die vornehme Welt nicht immer die beste Welt, so schlecht und elend es auch in den niedrigern Classen aussehen mag. Hast du sechszehn Quartiere, so ist dein Werth ausgemacht und entschieden in Deutschland, wenn du auch sonst übrigens ein sehr armer Tropf bist. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürsten stehen dir offen, und beynahe allenthalben, wo es auf Verdienst nicht ankommt, verdrängst du jeden Mann von Verdienst. Aber was du dann als Mensch werth bist, mein gnädiger Herr, das erfährst du in Gesellschaften, wo Verstand

der deutschen Adelssprache eine Assemblee von uraltem, ächtem, fleckenlosem, und stiftsmässigem Adel, mit der sich nichts Unächtes vermischet, und die kein Adel von zweifelhafter Reinheit, und am allerwenigsten gestern gekaufter Adel beflecket.

und Vernunft den Menschen adeln. Prüfe aber auch, wenn du etwa einen Augenblick in der Antichamber alleine bist, und nun eben niemand wegzujagen hast, der dem Fürsten und der Fürstinn besser gefallen könnte als du, die Vorzüge, von denen du glaubst, daß sie so himmelhoch und seit der Erschaffung der Welt (*) dich über andere Menschen erhe-

(*) Hochadeliche Personen irren sich zuweilen in der Zeitrechnung. Eine junge, sehr muntere, und sehr lebhafte Dame, vom uraltesten und reinsten deutschen Blute, die sich gut zu kleiden verstand, gerne tändelte, viel lachte, viel sprach, sich immer die Cour machen ließ, und die man darum an dem Hofe wo sie lebte, für eine Frau vom guten Tone, vieler Lebensart, Weltkenntniß, und Verstand hielt, erzählte einst in Gesellschaft eine kleine Anecdote. In welchem Jahre trug sich das zu, fragte ein Hofjunker aus der Gesellschaft? Das weiß ich, eben so wenig, als ich weiß in welchem Jahre wir itzt leben, sagte die Dame vom guten

erheben? Du wirst finden, Ahnentafeln ohne Verdienst, wirken wie Luftbälle; sie heben

guten Tone! Man glaubte sie scherze, und lachte über ihre angebliche Unwissenheit. Aber sie versicherte und betheurte aufrichtig und ehrlich, daß sie von allen dergleichen Dingen, die nichts zum Vergnügen und zur Annehmlichkeit ihres Lebens beytragen können, nichts wisse, und nichts zu wissen verlange. Man sagte ihr also, wir zählen itzt das tausend siebenhundert und ein und achtzigste Jahr. Was, das ist ja eine erschreckliche Zahl; also steht die Welt wirklich schon tausend siebenhundert und ein und achtzig Jahre? Nun wollte der Hofjunker die Dame noch weiter unterrichten, und bedeutete ihr, daß wir unsere Jahre nicht von Erschaffung der Welt an rechnen. Aber Sie fiel ein, und bat: „Er möchte sich keine Mühe geben. „Sie würde das alles doch in der nächsten Vier„telstunde wieder vergessen; sie habe oft in ihrem „Leben Gelegenheit gehabt Allerley zu lernen, „aber, wenn Sie nicht gesehen wie Vergnügen „oder Zeitvertreib daraus für Sie entstehen kön„ne, habe sie sich um nichts und am allerwenig„sten

heben blos durch ihren Mangel von Gewicht (*).

Ahnen-

„sten um Zeitrechnung bekümmert, und werde „ihre Töchter auch nie Zeitrechnung lernen „lassen.“

(*) Unzählige adeliche Personen beyderley Geschlechts in Deutschland, hebt aber auch jede Art von Verdienst. Nicht ihr Stand hebt sie, sondern sie heben ihren Stand. Sie machen den Adel ehrwürdig. Sie machen ihn zum Gegengewichte eines weit gefährlichern Despotismus, als Adelsdespotismus in Deutschland jemals war, und werden kann; zu einem gewiß nicht überall unkräftigen, und immer äusserst schätzbaren Mittelstande zwischen den Fürsten und dem Volke. Aus diesem Stande kommen so viele kecke und kühne Minister und Landräthe, die besten Rathgeber der Fürsten, und die eigentlichsten Väter des Volkes. Und wenn auch noch hie und da hochadeliche Thürhüter vor den Zimmern der Fürsten, aus guten Gründen, jedem unadelichen Verdienst den Eingang versperren, so giebt es dann doch an sehr vielen deutschen Höfen immer auch

Edel-

Ahnenprobe sondert indessen in Deutsch-land noch fast überall den Adel, von allen übri-

Edelleute, die sich bey allen Gelegenheiten eine wahre Ehre daraus machen, jede Art von Verdienst bey ihren Fürsten hervorzuziehen. Narren und Närrinnen giebt es übrigens, leider, in allen Ständen. Aber wenn ein Edelmann seine Quartiere gegen die Quartiere des andern abwiegt, wie einen Dukaten gegen den andern; oder wenn eine Dame von altem Adel in einer Gesellschaft gut erzogener, vernünftiger, aufgeklärter, und artiger Personen vom Bürgerstande, nur darum vor Langerweile zerberstet, nur darum an keinen Spieltisch sich setzen will, weil niemand da von Familie ist, als sie: so deucht mir dieß nicht in einem höhern Grade thöricht, als wenn eine halbadeliche oder bürgerliche Frau den erbärmlichsten Umgang mit altem Adel jedem bürgerlichen guten Umgange vorzieht. Wenn ich darum überhaupt, als ein unparteyischer Ausländer, die Dinge rund und frey heraus sagen soll wie sie in Deutschland sind, so gestehe ich: daß die allgemeinste Krankheit des deutschen Adels und des

übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen, und edlen Menschen ab, wie den Kern von dem Spreu. Menschen, denen nichts in der Welt, Ansehn, Rang und Gewicht giebt, als ihre oft so elenden Ahnen; die kein Verdienst sich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienst ist, das sie haben und bedürfen; solche Menschen stehen überall vorne an. Es ist wahr, daß sie dann oft auch wissen, was Geschmack in Kleidern, Mode aus der ersten Hand, sogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutschland Etikette ist; daß sie alle Hülfsmittel der Wollust, und alle Bedürfnisse der Sinnlichkeit besitzen; und oft sich einbilden, sie seyen dazu mit bessern Nerven, Organen, und Gefühlen begabt.

Lange-

deutschen Unadels nur dem Namen nach verschieden ist; denn bey dem Adel heisset sie Rangstolz, und bey dem Unadel heisset sie Rangsucht.

Langeweile hat man indessen auch mitten unter Menschen die alle von Familie sind, wo ächtes, altes, deutsches Blut, keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauses, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verlohren gienge, keine Karte bietet. Unerklärlich scheint zwar solche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortrefliche deutsche Dame erklärte mir das Räthsel so. Auf unsern Assembleen, sagte sie, versammeln sich doch nicht immer Menschen von einerley Geschmack und einerley Gefühl, und hauptsächlich nicht immer Damen die sich lieben. Es sey so ziemlich allgemein das Los der Vornehmen, sagte sie, gebohren zu seyn um viel zu besitzen, mehr zu verlangen, und nichts zu geniessen. Sie suchen sich darum in Assembleen auf, ohne sich im Grunde gut zu seyn; sehen sich, ohne sich zu gefallen; und verlieren sich unter der

Men-

Menge, ohne sich zu vermissen. Was vereinigt sie dann, fragte ich? Der Rang, und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewig gefühlte Bedürfniß beständig sich zu betäuben, das immer unserm Range anhängt, sagte die Dame.

Wäre es also im Ernste möglich, auf Assembleen und bey den übrigen Adelsvergnügungen wahrhafte Langeweile zu haben, so möchte es dann doch auch einer Untersuchung werth seyn, ob Einsamkeit nicht zuweilen, sogar für Personen aus dieser Classe, nützlich wäre?

Personen aus dieser Classe haben behauptet, alle Freuden der Einsamkeit führen zu Menschenhaß, oder was noch weit schlimmer ist, Menschenhaß verschaffe sie. Aber mir deucht, man bringe noch viel häufiger, Menschenhaß von der Assemblee nach Hause, als aus seinem Hause in die Welt. Niemand

hadert mit dem der alleine lebt. Wie viele gehen hingegen auf Assembleen, in der Absicht da nichts als Vergnügen einzuerndten, und nichts umgiebt sie da, als Täuschung. Alle ihre Wünsche werden ihnen versagt. Wie selten wird da eine vernünftige Seele ganz verstanden. Wie oft redet man da in den Wind. Wie oft äussert man da Gedanken und Empfindungen, die niemand mitdenket, und niemand mitempfindet. Wie oft erreget man durch seine Zufriedenheit Neid, und durch seine Heiterkeit finstere Mienen. Insgemein beseelet das verschiedenste und nicht selten das entgegengesetzteste Interesse alle einzelen Glieder der Gesellschaft. Oder man frage doch jedes junge, maulspitzende, und verbuhlte Dämchen, ob sie auf der Assemblee immer finde was sie sucht; ob sie sich nicht ärgere, wenn ein Herrchen ihr entschlüpft, und eine andere verehrt; ob

 diese

diese nicht mault, wenn Er an eine dritte sich hält; und ob diese nicht brummt, wenn Er mit ihrer Busenfreundinn liebelt? Man frage sogar jede ehrbare Matrone, die weiland auch in der maulspitzenden Classe stand, ob ihr nicht wahrer Grimm, jedesmal, durch die Seele fahre, wenn man alter Weisheit weniger Weihrauch streut, als junger Schönheit? Ein Engländer, den ich in Deutschland sah, sagt mahlerisch, und fürchterlich treffend: es gebe Weiber, die ewig darauf neidisch seyen, daß man ihnen nicht genug Respekt erzeige, und die sich deswegen einen Stolz anmassen, der an einer Kaiserinn unausstehlich wäre. Indeß da manche Dame mit einem Lächeln des Wohlwollens alles um sich her glücklich mache, und Würde ihr so gut sitze als ein wohlgemachtes Kleid, sträube sich die Würde jener Weiber, wie die Kiele eines Stachelschweins,

oder

oder wie die Federn eines erzürnten Trut-hahns!

Solche Gesichter, sieht wahrlich auch der feinste Weltmann nicht ohne Ekel, und Menschenhaß. Bedenket Er sodann noch: für wie viele tonangebende Herren und Damen, Wahrheit und Irthum, Schein und Wirklichkeit, gleichgültige Dinge sind; wie oft sich die sogenannte bonne Societé, nach dem Urtheile und der Aussage ihrer billigsten und gutmüthigsten Beobachter, mit wenigern oder mit schlechtern Kenntnissen und Einsichten befriedigt, als sie nach ihren Fähigkeiten, nach ihrem Stande, nach denen ihr eigenen Mitteln und Gelegenheiten, dazu haben könnte und sollte; wie sie das Nachdenken, und die demselben so günstige und oft so unentbehrliche Stille und Einsamkeit scheut, und lieber dafür in einer immerwährenden den Geist betäubenden Zerstreuung

lebt; wie sie so selten zu einem klaren innern Bewußtseyn ihrer selbst, und ihres innern Zustandes gelanget; wie sie ihre Besonnenheit und ihre Ueberlegungskraft so selten anwendet, und immer weit mehr ausser sich als in sich, weit mehr in der Meinung und dem Urtheil anderer, als in dem mit Selbstgefühl verbundenen Gebrauche ihrer innern Kräfte lebt und webt; wie sie bey den besten Mitteln und Gelegenheiten zur Menschenbeobachtung und Menschenkenntniß, blos andern nachdenkt, und nachspricht; wie sie sich regieren läßt von lauter Vorurtheilen der Erziehung, des Adels, der Mode; wie sie jede herrschende Meinung blindlings ergreift, und vertheidigt; wie sie sich immer herumdreht in dem gleichen Kreise von falschen, dunkeln, höchst mangelhaften Vorstellungen und Begriffen; wie sie ihre natürliche Wißbegierde ersticket, und bessern Unter-

richt weder suchet noch annimmt. Wenn der feinste Weltmann dieß alles betrachtet, so muß er mit einem der besten und weisesten Männer Deutschlands ausrufen: zu dem Umgange dieser bonne Societé genöthiget zu seyn, das ist für ein ordentlich denkendes Gemüth, eine von den größten Plagen des Lebens; und wenn der besser gesinnte Mensch, eine solche Last darum über sich nehmen muß, weil er ihr wegen anderer Gründe nicht entgehen kann, so lernet er eben dann aus der Vergleichung den hohen Werth einer weisen Einsamkeit so viel höher schätzen.

Verachtung des rauschenden und glänzenden Getümmels, Lust zu Einsamseyn, Geschäftigkeit, grösserer Ausbreitung und besserer Richtung des Geistes, wird also gewiß auch jeden Weltmann ankommen, der dieß alles sich sagt, und mit redlicher Aufrichtigkeit die bonne Societé prüfet, und wiegt.

In diesem unstätigen Tumulte des Lebens, in diesem unaufhörlichen Wirbel äusserlicher Verwicklungen, unter dieser beständigen Zerstreuung, und bey dieser ununterbrochenen Flucht vor sich selbst verdämpft doch alle Kraft des Geistes. Mit der genauesten Beobachtung der Wohlanständigkeit in allen Dingen, mit dem endlosen Erkundigen nach dem Befinden, mit dem ewigen Vorfahren von Thür zu Thür, macht man zwar Vornehmen und Geringen die Cour, man schmeichelt dem grossen Haufen, aber man verschlendert auch schändlich das Leben. Die Spielsucht verschlinget die Zeit, und zerdrücket den Geist. Die Galanterie, wenn man nicht Herr und Meister darüber bleibt, leget in ewige Ketten. Ein Denker entmannet sich durch den beständigen Umgang mit schnackseligen Weibern (*).

Alle

(*) Schnacksucht und Schnackseligkeit setzet, wie

mir

Alle übrigen Vergnügungen der grossen Welt sind wenig mehr werth, als solcher Schnack (*). Eiteles Spielwerk sind die

mir deucht, immer eine gewisse Wenigkeit von Begriffen zum Voraus; denn wer viel zu sagen hat, schwatzt gewöhnlich wenig. Warum verlöhre man auch, im Umgange schnackseliger Damen, alle Gedanken, wenn nicht Etwas in der Conversation dieser Damen wäre, das nicht nur bey einem andern keine Gedanken erzeuget, sondern wirklich bey ihm alle Gedanken tödtet? Dieses Etwas ist zuverlässig nichts anders, als die Wenigkeit der Begriffe. Die Californier haben äusserst wenige Begriffe, und eine sehr arme Sprache. Sie können nur bis sechs zählen, und aus Mangel an Worten nennen sie Eisen *schwer*, die Thür *Maul*, den Ochsen *Hirsch*, die Woche *Wohnung*; und dessen ungeachtet schnacken diese guten Leute den ganzen Tag, bis in die sinkende Nacht!

(*) Schnack, Schnickschnack, Schnackseligkeit, schnacken, Schnacksucht u. s. f. sind Hannöverische Wörter, deren ich mich in diesem Buche

oft

meisten, und elende, immer in derselben Gestalt wieder erscheinende Befriedigung für den Ekel

oft bediene, und die man vielleicht in Oberdeutschland und in der Schweitz nicht verstehen wird. Ein paar Anmerkungen, die ich längst hierüber im Hannöverischen Magazin mitgetheilet habe, werde ich hier wiederholen, weil sie erklären, in welchem Sinn ich bisweilen diese Wörter gebrauche.

Christian Ludewig sagt in seinem deutschenglischen Lexicon, schnacken (oder wie es die Hannöverischen Damen aussprechen, snakken) heisse Plattdeutsch oder Niedersächsisch sprechen.

Ich läugne dieß. Schnacken ist ursprünglich ein plattdeutscher, aber in Hannover hochdeutsch gewordener herrlicher Ausdruck, der zwar reden überhaupt bedeutet, aber reden ohne Komma und Punctum. Schnacken ist ein vollströmendes herzliches reden, ein obstructionsfreyer Guß, eine unaufhaltsame Ejakulation weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redselige Frauenzimmer zerfliessen auch darum, in süssester und innigster Vereinigung, durch einen ächten und wahren Herzensschnack, über alles

Ekel gegen alle nützliche Geschäftigkeit. Ein Mensch, dem der Himmel nichts verliehen hat, als die Gabe gut zu tanzen, ist ein erbärmlicher Gesellschafter. Auch ein ziemlich

alles was in der ganzen Welt, auf eine Viertelmeile Weges, vorgeht. Daher reicht an einen, auch allenfalls unter Damen beyderley Geschlechts, gut verschnackten Abend, keine andere Menschenfreude.

Nach der wahren Bedeutung des Wortes wird aber auch bey uns sehr gut gesprochen, wenn man von einer nichtsbedeutenden Sache, von einer unzuverlässigen Nachricht, von einer unrichtigen Bemerkung, von einer grundlosen Rede, allenfalls auch von einer kleinen médisance sagt: das ist ein Schnack!

Das Werkzeug des Schnackens, dieser äusserst regsame, und äusserst reitzbare Centralpunkt aller weiblichen Elasticität, ist freylich die Zunge. Aber eben deswegen hätte Christian Ludewig, der Verfasser des deutschenglischen Lexicons, begreifen sollen, daß unsere Damen auf Französisch eben so gut schnacken, als unsere Weiber auf Plattdeutsch.

trübseliges Geschöpf ist der Höfling der auf der lieben Welt nichts weiß, als dieß ist gegen die Etikette, oder dieß ist itzt die neueste Mode, so sind nun alle Stickereyen in Sammet, Tuch, und Seide beschaffen, und dieß ist in jedem Monat, Galla und nicht Galla. Beliebt macht man sich freylich bey der grossen Welt durch solche Kenntnisse, und dann durch das Hineingehen in tausend kleine Angelegenheiten und Interesse, und die Billigung von jeder Leidenschaft, jedem Vorurtheile, und jeder Thorheit. Aber dieß alles schrumpft den Geist zusammen, und benimmt ihm alle Fähigkeit irgend etwas Grosses zu überschauen und zu schätzen. Alle Vergnügungen der grossen Welt werden immer von vielen zugleich genossen, und also machen sie auch immer von andern abhängig, da man hingegen Jahrelang mit dem größten Vergnügen lesen und meditiren kann, ohne dabey

bey irgend eines andern Menschen zu bedürfen. Als ein Misanthrop würde zwar ein Weltmann deswegen verachtet, und er müßte oft hören, daß man sich nirgends von der Misanthrophie curire, als in der grossen Welt. Aber eben da wird man ein Misanthrop. Geselligkeit feilt nur etwas von unserer Grobheit ab, sie besänftiget nur Wildheit, aber sie macht Misanthropen giftiger, denn sie giebt ihnen Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Am Ende ist die Summe des Menschenhasses bey dem Misanthrop nicht grösser als bey dem Weltmann, denn der heftigste Misanthrop hasset doch nur Laster und Thorheit. Jeder seichte, und müssige, und von einer Schwatzgesellschaft zur andern, und von einem Spieltische zum andern schlendernde Weltmann, hasset hingegen jeden Menschen, der sich durch Thaten oder Schriften Ruhm erwirbt; und indem Er über alles

spot-

spottet was Ruhm verdient, giebt er doch eigentlich dadurch nur zu verstehen, daß Er selbst weder Ruhm noch Achtung hoffet.

Bey der aufrichtigen Beherzigung dieser und vieler anderer Wahrheiten, könnte man also wol auf den Gedanken kommen die grosse Welt bisweilen zu verlassen. Wenigstens könnte man dabey anfangen, sich in einen Cirkel guter Freunde einzuschliessen, die etwa durch ihren Geist in Vergleichung mit andern Menschen wären, was eine Secundenuhr in Vergleichung mit der Uhr am Thurme. Diese ist freylich gut genug die Stunden anzuzeigen; aber jene, die mit grösserer Kunst und Sorgfalt ausgearbeitet ist, zeigt Minuten und Secunden. Wer also Menschen und Bücher studirt, oder studiren will, findet wahrlich nur im Umgange scharfsichtiger Menschen Vergnügen; und wenn er diese auf seinen Wegen

nicht findet, ist ihm Einsamkeit Ersatz für Alles.

Ein sehr vornehmer Mann, der jüngere Plinius, fand keine Befriedigung bey keinen öffentlichen Vergnügungen, keiner Feyerlichkeit, und keinem Feste, da er sich aller Vergnügungen eines denkenden Kopfes fähig fühlte. Er schrieb an einen seiner Freunde: alle diese letzten Tage hindurch, schrieb und las ich in der angenehmsten Ruhe. Du fragst mich, wie ist das mitten in Rom möglich? Es war die Zeit unserer Schauspiele im Cirkus, die mir auch nicht den allergeringsten Eindruck machen. Ich finde nichts Neues mehr darinn, nichts Abwechselndes, nichts das man mehr als einmal sehen muß. Desto mehr bin ich erstaunt, daß so viele tausend Männer so kindisch sind, und da sehen wollen, wie Pferde rennen, und wie Kerle auf Wagen sitzen. Wenn ich

beden-

bedenke, daß Männer, mit so vielem Theil-nehmen, mit so vieler Emsigkeit, für so ei-tele, so frostige, und so oft wiederkommen-de Dinge dort so unersättlich sich hinsetzen, so fühle ich doch eine gewisse Freude darüber, daß mich das nicht freut; und daß ich, in diesen Tagen, meine Zeit hier eben so herz-lich auf die schönen Wissenschaften verwen-de, als jene die ihrige dort elendiglich ver-schleudern.

Aber wenn ein Weltmann aus solchen Gründen, sich den Vergnügungen der gros-sen Welt entzöge, würde er sich dadurch nicht entadeln, würde er in der Einsamkeit nicht ganz den guten Ton verlieren, und folg-lich Alles ablegen, was den eigentlichen äus-serlichen Unterschied zwischen Adel und Un-adel ausmacht?

Unser guter Ton in Gesellschaft kommt ei-gentlich von den Franzosen, und diese sagen,

der

der gute Ton sey diejenige Art von Conversation die durch Gedanken und Ausdruck am meisten gefällt. Gewiß haben die Franzosen hierinn recht; aber mir fallen doch gleich ein paar Damen von hohem Adel ein, die allgemein dadurch gefallen, weil sie alles, was sie in Kopf und Herz haben, auf Plattdeutsch sagen! Plattdeutscher bon ton würde jedoch nicht allenthalben gefallen. Wahrer bon ton hingegen gefällt überall, und findet sich überhaupt bey allen Menschen von Verstand, welches Standes sie auch sind (*).

Adel

(*) Dinge, die so schön, so frey, so wahr, und kühn, noch sonst aus keiner deutschen Feder geflossen sind, über guten Ton und schlechten Ton, Weltton und Provinzialton, auch Universitätston in halb plattdeutschen und halb studentischen Städten, sodann über das gesellschaftliche Leben überhaupt, und zumal auch über das ganze deutsche Adelswesen, findet man, wo man gewiß solche Dinge nicht vermuthet, in einem eben herausgekom-

Adel und Unadel können also auch wol in Deutschland, einer so gut wie der andere, den guten Ton haben. Was sich davon in der Einsamkeit abschleift, ist blos etwa Sitte des Augenblickes, oder gewisse Eigenheiten die ein muthiger Denker behält, ob er gleich zuverlässig weiß, daß sie der Welt misfallen. Ein einsam Lebender kommt vielleicht in Gesellschaft mit einem Kleide, dessen veraltete Farbe nur im vergangenen Jahre die höchste Mode war; oder man findet sonst in seinen Sitten und in seinem Benehmen etwas Beleidigendes für den Weltmann, der freylich in allen Dingen von solcher Erheblichkeit, immer mit seinem Jahrhundert fortgeht. Aber wer sich auch in solchen Din-

gekommenen, für alle Menschen interessanten, und viel umfassenden medicinischen Werke vom ersten Range, im ersten Theile der Beschreibung von Pyrmont, von Herrn Hofmedicus Marcard in Hannover.

Dingen an sein Jahrhundert nicht kehret, wird doch durch die Unverlegenheit, durch die redliche Offenheit, durch die ungezwungene Höflichkeit die aus einer freundlichen liebreichen Seele entspringet, keinem vernünftigen und gesitteten Weltmann misfallen, wenn er mit Verstand, Anständigkeit, und einem genugsamen Vorrath durch die ganze Welt gangbarer Ideen auch allenfalls bey Hofe erscheint. Freylich wird er sehen, daß es auch da auf einen grossen Vorrath von Ideen eben nicht ankommt, weil oft der vollkommenste Hofmann, bey allen seinen studirten und feinen Manieren, nur allzugeschwinde verräth, daß er nur wenige Ideen hat, und sich nur mit kleinen Gegenständen beschäftigt. Am allerwenigsten zeiget sich ein Einsamer zu seinem Vortheil, unter Weltleuten die grobe und unverschämte Lustigkeit für das sicherste Merkmal eines

treflichen Gesellschafters und grossen Kopfes halten. Solche Lustigkeit lernt man nicht in der Einsamkeit, denn derjenige der Weltleute am meisten lachen macht, ist doch mehrentheils ein Mann der Verachtung auf alles Wahre, Schöne und Grosse wirft, ein Schwätzer ohne Wahrheitssinn, ohne Grundsätze, und ohne Sitten.

Alles was ich bis hieher in diesem Capitel betrachtet habe, gehöret größtentheils noch nicht zu den innern und unmittelbaren Vortheilen der Einsamkeit für den Geist. Es ist freylich schon ein grosses gewonnen, wenn man sich in früher Jugend an Einsamkeit und emsige Benutzung der Zeit gewöhnet; es ist gar nicht gleichgültig, daß man in einer kleinen Stadt von dem höchsten Ekel für alles durchdrungen sey, was kleinstädtisch ist; und es ist gut, daß man bey der billigen Verehrung für jede Geisteskraft und jede Tu-

gend bey Edelmann und Edelfrau, dann doch auch die schwache und schlimme Seite des Tones sich merke, den der Adel angiebt, damit man dadurch Geschmack gewinne an der Flucht aus der Welt, am Umgange mit sich selbst, an grösserer Ausbreitung seines Geistes, und am Erwerbe von Ideen, die wahrlich nicht bey jedem Edelmann und jeder Edelfrau und jedem gnädigen Fräulein im Umlaufe sind.

Es ist wol der erste inwendige und unläugbarste Nutzen der Einsamkeit für den Geist, daß sie uns zum Nachdenken gewöhnet. Die Imagination wird äusserst lebhaft, und das Gedächtniß ist äusserst glücklich, wenn nichts unsere Sinne zerstreuet, und kein äusserer Gegenstand die Seele beunruhigt. Entfernt von dem betäubenden Getöse der Welt, wo tausend fremde Bilder und Vorstellungen vor den Augen und dem

Gemüthe flattern, sucht man in der Einsamkeit nur Eins. Man entreisset sich allen äusserlichen Dingen, die nicht das sind was man suchet und liebt. Ein Schriftsteller den ich jeden Tag lesen möchte (*), sagt: es ist die Kraft der Aufmerksamkeit, die mehrentheils den Weisen und den Grossen von dem gemeinen und unbedeutenden Haufen der Menschen unterscheidet; diese haben in ihren unzusammenhängenden Wanderungen weder Leitfaden noch Zweck; jede Sache schwimmt abgesondert und ohne Haltung auf der Oberfläche ihrer Seelen, gleich Blättern die der

Wind

(*) Herr Blair, Verfasser der bekannten schönen Predigten, und eines unübertreflichen, und jedem, der die Kunst zu reden und zu schreiben studiren will, ganz unentbehrlichen Werkes, der in London im Jahre 1783 in zwey grossen Quartbänden gedruckten Lectures on Rhetoric and Belles Lettres.

Wind auf die Fläche des Wassers hie und da hinwehet und zerstreut.

Man gewöhnet sich zum Nachdenken, wenn man seine Gedanken oft aus der Zerstreuung sammelt, sie oft von äusserlichen Dingen abzieht, und dabey sich in einer Lage befindet, die der Alltagslauf der Dinge nicht immer verändert. Wären wir in der Einsamkeit müssig, so verschwünden auch gleich alle Vortheile der Einsamkeit; denn Müssiggang bringet gerade alle unsere niedrigsten Leidenschaften in Gährung, und erzeuget bey Einsamen jede ausschweifende Vorstellung, und jede unordentliche Begierde. Wollen wir uns also im Nachdenken üben, so müssen wir allerdings aus dem lermenden Haufen zurücktreten, und über sinnliche Dinge uns erheben. So erinnert man sich auch leicht, alles was man gelesen, gesehen, gehört, gethan, erfahren, und ge-

dacht hat. Jeder Blick ins Stille, erzeuget dann neue Gedanken, und gewähret dem Geiste die reinsten Vergnügungen. Man schaut zurück auf das Vergangene, schaut vor sich hin auf die Zukunft, und vergißt auch wol Vergangenheit und Zukunft bey dem Genusse seines gegenwärtigen Glückes. Aber damit die Vernunft auch in der Einsamkeit ihre eigenthümliche Stärke behalte, müssen wir immer unsern Thätigkeitstrieb auf irgend eine edle Beschäftigung leiten.

Man wird mich auslachen wenn ich sage, Einsamkeit sey eine Schule der Menschenkenntniß. Es ist indessen anerkannt, daß wir in dem gesellschaftlichen Leben mehr Stoff zum Nachdenken sammeln, als unsere Denkkraft da in ihrer ganzen Stärke üben. Wir gehen in der Welt eigentlich blos auf Beobachtungen aus, und diese werden dann in der Einsamkeit geordnet und benutzet. Ich

sehe also nicht, wie in dieser Rücksicht, der ein Neidischer und ein Menschenfeind genannt werden könnte, der jede verborgene Schwachheit der Menschen ausspähet, und alle ihre Unvollkommenheiten und Fehler ins Licht setzet. — Kennen muß man einmal die Menschen, und wenn man sie kennen will, so muß man sie beobachten. Also habe ich wahrlich, das ganz im Stillen genossene, oder auch zur allgemeinen Aufklärung angewandte Studium eines solchen Menschen, nicht für ein höchst betrügliches, ein verabscheuungswürdiges, teuflisches Studium, ein Studium das den Menschen zerrütte, erniedrige, beschimpfe, das ihm früher oder später mit Reue oder Schmerz vergelte, das ihn tausend edlerer Arten von Vergnügungen beraube, und zuletzt ganz unfähig mache. Alle angebliche Teufeley in einem solchen Charakter deucht

mir doch weiter nichts, als Beobachtungsgeist.

Bin ich ein Neidischer und ein Menschenfeind, wenn ich Krankheiten studire; wenn ich den Spuren der verborgensten Schwachheiten des menschlichen Körpers nachgehe; wenn ich bey guter Gelegenheit alles Unvollkommene und Fehlerhafte in dem Gesundheitszustande der Menschen ausspähe und mit ins Licht setze; und dann mich ergötze, wenn mir klar wird, was manchem andern und mir selbst dunkel war? Deswegen sage ich aber doch keinem Menschen, der und die haben diese Krankheit; aber was kann mich hindern, da wo es Nutzen schaffet, zu sagen was ich von ihr weiß, also die Krankheit selbst mit allen ihren Verwicklungen und Schlichen in ihr Licht zu setzen?

Ziehet mir nun, meine Lieben, die Grenzlinie zwischen dem, was ihr dem Beobachte

eures Körpers erlaubt, und dem was ihr dem Beobachter eurer Seele verbietet. Ihr werdet sagen: der Arzt studirt die Krankheiten des Körpers, um denselben abzuhelfen, wenn er kann; aber das will der Seelenbeobachter nicht. Woher wißt ihr das? Eine gefühlvolle Seele ist bey dem Anblicke der moralischen Gebrechen ihrer Mitmenschen, eben so gepeinigt, wie bey dem Anblicke ihrer körperlichen Gebrechen. Warum gienge man ihnen sonst aus dem Wege; und warum begiebt man sich in die Einsamkeit, als aus Furcht vor der Ansteckung? Aber da es einmal tausenderley moralische Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Fehler giebt, die man da wo sie doch beständig und täglich ausgeübet werden, gar nicht für Schwachheiten, gar nicht für Unvollkommenheiten, gar nicht für Fehler hält, so ist es allerdings ein unläugbares Vergnügen, diese

Fehler zu kennen, auch da, wo es nützlich seyn kann und wo keinem Menschen der geringste Schaden daraus entstehet, in ihr wahres Licht zu setzen, ihnen ihren rechten Namen zu geben, sie, in den Augen aller Welt, mit Feuer zu taufen. So wenig scheint mir dieses Vergnügen teuflisch, daß ich vielmehr glaube, und noch in meiner Todesstunde glauben werde, grade so entdecke man die Schliche, und grade so zerstöre man die Werke des Teufels.

Einsamkeit ist also eine Schule der Menschenkenntniß, weil sie den Beobachtungsgeist schärft; weil wir, nach stiller Ueberlegung, immer desto besser wissen, worauf wir in der Welt zu sehen haben; und zumal, weil wir in der Einsamkeit alle unsere Beobachtungen und Bemerkungen verdauen; da hingegen so mancher Weltmann und so mancher Höfling alles verkehrt einnimmt, und

dann auch sehr unverdaut wieder von sich giebt.

Bonnet erzählet in einer rührenden Stelle der Vorrede zu seinem Werke von der Seele, wie ihm seine Augenschwäche durch Einsamkeit vortheilhaft ward. Einsamkeit, sagt er, führet natürlicher Weise zum Nachdenken; die Einsamkeit in der ich gewisser massen bisher lebte, nebst den traurigen Umständen, in denen ich mich zugleich seit einigen Jahren befand und noch befinde, bewogen mich in meinem Geiste eine Zuflucht zu suchen, und eine Zerstreuung; der Zustand meines Gemüthes machte sie nothwendig; mein Hirn ward mir ein stiller Aufenthalt, wo ich Vergnügungen genoß die meine Trübsale wegzauberten. Der grosse und gute Bonnet war beynahe blind.

Ein vortreflicher Mann in einem andern Fache, der Jugenderzieher Pfeffel in Colmar,

war, trägt seine völlige Blindheit, eben so rührend und groß, in einem weniger einsamen Leben; aber doch auch oft in einer Musse, die er der Philosophie, der Dichtkunst, und der Menschheit heiligt.

In Japan war vormals sogar eine Academie von Blinden, die vielleicht mehr sah, als manche andere Academie. Ihre Mitglieder widmeten sich der Geschichte des Landes, der Dichtkunst, und der Musik. Sie brachten die schönsten Züge aus den Japanischen Jahrbüchern in Verse, und setzten diese in Musik zu hohem und erweckendem Gesang. Giebt es auch im Ganzen, unter allen Einsamen deren Geschichte ich im ersten und zweiten Theile dieses Buches erzähle, mehr verwirrte Köpfe und Thoren, als Menschen die eine weise Einsamkeit kannten, so steht man hingegen mit Vergnügen und Hochachtung bey diesen Japanischen Blinden

den stille; das innere Auge der Seele war desto mehr bey ihnen offen, je mehr sie ihr trauriges Schicksal vom Genusse des körperlichen Lichtes ausschloß; Licht, und Leben, und Genuß, quoll ihnen aus dem Schosse der Finsterniß, durch stilles Nachdenken, und einsame Geschäftigkeit.

Einsam und frey sey also unsere Lage, wie dort in dem Englischen Garten eines guten Mannes, meines verewigten Freundes von Hinüber zu Marienwerder, wo alles zu stillen und frommen Gefühlen, und erhabenem Nachdenken einladet; oder wie dort unter deinen Tannen, geliebter Hapsburg (*), wenn wir wollen edlen Gegenständen nachforschen, damit uns nicht die Leerheit

(*) Beynahe an dem Fusse dieses berühmten Berges, auf dem die Ueberbleibsel des Stammhauses der Oesterreichischen Kaiser stehen, bin ich gebohren; und der Wald mit dem dieser Berg bewachsen ist, war mein liebster Spaziergang.

heit des gesellschaftlichen Lebens aushüngere, niederwerfe, und vernichte.

So wie Einsamkeit unsere Gedanken schärft, so giebt auch Denken dem ganzen Triebwerk unserer Handlungen den ersten Stoß. Man hat gesagt, Handlungen seyen nichts als zu Festigkeit und Selbstständigkeit gereifte Gedanken; darum könne ein jeder von uns, durch unparteyische Erforschung der Gedanken, denen er am liebsten nachhängt, das ganze Geheimniß seines wahren Charakters erforschen; denn wer gewohnt sey sich zu entfernen, und mit sich selbst zu reden, werde zuweilen Wahrheiten hören, die ihm die Welt nicht sagt.

Freyheit und Musse ist alles was ein Kopf bedarf, der in der Einsamkeit nach Thätigkeit strebet. Laßt ihn alleine, so werden alle seine Kräfte rege; gebt ihm Freyheit und Musse, so wird ungleich mehr aus ihm, als

wenn

wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumschlendert. Gelehrte die nie denken, die sich immer nur erinnern, und nichts aus sich selbst hervorbringen, compiliren da, und sind glücklich. Aber es ist noch ein weit höheres Vergnügen für den Geist, in der Einsamkeit immer etwas zu thun das Gutes hervorbringen kann, wenn es auch nebenher Thoren wild macht, und böse Menschen beschämet. Allgemeine Finsterniß und Stille setzen einen lebhaften Kopf in Ruhe; drängen die Gedanken auf einen Punkt, und schärfen die Seelenkräfte mit einem Muthe, den nichts zurückhält, wenn er nur trifft. Ganze Scharen von Widersachern kümmern ihn nicht. Er weiß, daß er treffen kann, wenn er will; und daß jedem früher oder später sein Recht widerfahre, ist alles was er wünscht. Schmerzen muß es ihn freylich, daß manches so verkehrt geht in der

Welt,

Welt, daß Schurkheit durch Volksgeschrey oft so allgemein erhoben und geehret wird, daß Vorurtheil so allmächtig herrschet, und daß so mancher Tropf befielt. Also sagt er auch wol zuweilen, so sollte es seyn, und so ists nicht; und haut dann mit einem Federstrich dem Schurken ein Zeichen in die Nase, und wirft mit dem andern das Vorurtheil von seiner Höhe.

Weit grössere Wahrheit entfaltet sich in der Einsamkeit dem grossen Denker, dem vielumfassenden Kopfe, dem Manne von Genie. Ein grosser und weiser Mann, Herr Blair in Edinburg, hat gesagt: sich gänzlich mit den alltäglichen Dingen des Lebens beschäftigen, sey das Kennzeichen kleiner und eitler Seelen. Diese streben mit allen ihren Begierden nach sinnlichen Gegenständen, suchen darinn allein die Unterhaltung, die ihnen nach ihrer groben Empfindungsart behagt.

Aber eine mehr verfeinerte, mehr umfassende Seele, lasse die Welt hinter sich zurück, fühle in sich einen Beruf zu höhern Vergnügungen, und suche sie in der Einsamkeit. Zu ihr nehme der Patriot seine Zuflucht, um Entwürfe zum allgemeinen Besten zu machen; der Mann von Genie, um sich mit seinen Lieblingsbeschäftigungen abzugeben; der Philosoph, um seinen Entdeckungen nachzuspüren; der Heilige, um in der Gnade zu wachsen.

Eh Numa, Roms Gesetzgeber, zur Regierung kam, begab er sich nach dem Tode seiner Frau aufs Land, und gieng da immer alleine. Seine Tage verlebte er in den Hainen der Götter, auf den geheiligten Wiesen, und in den einsamsten Oertern. Daher ward gesagt, nicht aus Melankolie, und nicht aus Verzweifelung, fliehe Numa den Umgang der Menschen. Er habe eine ehr-

würdigere und heiligere Gesellschaft in seiner Einsamkeit; die Göttinn Egeria habe sich in ihn verliebt, und sich mit ihm vermählt, und sie überhäufe ihn nun mit Glückseligkeit, indem sie seinen Geist aufkläre, und mit hoher Weisheit erfülle. Eben so hieß es von den Druiden: sie lehren auf Felsen und in abgelegenen Hainen die Edlen ihres Volkes Weisheit und Beredsamkeit, die Natur der Dinge, den Lauf der Sterne, die Geheimnisse der Götter, und das Wesen der Ewigkeit. Wäre auch dieser hohe Begrif von der Weisheit der Druiden nur eine angenehme Fabel, wie die Geschichte des Numa, so sieht man doch, wie man zu jeder Zeit, von einsamer Weisheit und stiller Würde erhaben dachte und schrieb.

Einsamkeit erwecket oft alleine das Genie, durch seine innere Kraft, ohne alle Hülfe der Grossen, ohne alle Ermunterung, und selbst

bey der armseligsten Belohnung. Mitten unter allen Schrecknissen der bürgerlichen Kriege, steckte ganz Flandern voll grosser und armer Mahler. Corregio ward in seinem ganzen Leben so jämmerlich belohnt, daß ihm eine Bezahlung von zehn Pistolen nach deutschem Gelde, die Er in Parma hohlen mußte, vor Freude das Leben kostete. (*). Inneres Bewußtseyn ihres Werths, mußte diese Künstler lohnen; sie mahlten für die Ewigkeit (**)

(*) Die Zahlung ward ihm in Kupferthalern (Quadrins) gemacht. Die Freude, die Corregio hatte, eine solche Geldlast seiner lieben Frau zu bringen, machte ihn weder auf die Last aufmerksam die er trug, noch auf die ausserordentliche Hitze des Tages. Er hatte zwölf Meilen zu wandern, kam zu Hause, mit einem Seitenstich, und starb.

(**) Es ist ein fast allgemein angenommener und doch unrichtiger Gedanke, daß man die langsamen

Tiefes Nachdenken erreget zuweilen an einsamen Oertern die höchsten Kräfte des Verstandes und der Imagination, und we-

cket

men Fortschritte der deutschen Litteratur allein den deutschen Fürsten zur Last legt, und immer klagt, alles Elend komme daher, daß die Fürsten den Dienern der Wissenschaften nicht grosse Gehalte angedeihen lassen. Freylich könnten deutsche Fürsten manchem vortreflichen jungen Kopfe aufhelfen, der blos wegen Armuth und Nahrungssorgen nicht so fortschreitet wie er sollte. Aber die Erfahrung hat auch genug gezeiget, daß deutsche Geisteskraft von Fürsten oft nichts bedarf als Duldung. Der Geist der deutschen Nation wird immer höher schreiten, wenn deutsche Kaiser, Könige, und Fürsten, durch grosse Thaten Phantasie und Herz beschäftigen; und übrigens nur jeden rechtschaffenen Deutschen sagen lassen was er denkt. Wenn also auch der grosse König in Preussen, wie ich glaube, fast kein deutsches Buch liest, so deucht es mir doch unläugbar, daß Er auch schon dadurch einer der allergrößten Beförderer

der

ckel zu den größten Empfindungen und Gesinnungen. Solche Befriedigung der Seele wird da besser genossen, ist ungestöret und rein, und dauerhafter und fruchtbarer zu neuen Versuchen, und neuer Kraft. Leben ist da nichts, als denken. Bey jedem Fußtritt geht die Seele durchs Unermeßliche (*), und glühet in diesem freyen Genusse ihrer selbst von Enthusiasmus, und schreitet immer höher im Durchdenken grosser Dinge,

der deutschen Litteratur war, weil er wenigstens jedem rechtschaffenen Manne von Kopf und Geist in seinen Ländern erlaubet hat zu denken, zu schreiben, und drucken zu lassen was er wollte.

(*) Unser grosse Theologe, Superintendent, Consistorialrath, und Schriftsteller, Herr Jacobi, der oft und langsam durch Sand und Heide reisen muß, und also Musse genug zu einsamen Spekulationen hat, sagte mir neulich: „Der „Sirius wirket in mich, und ich wirke in den „Sirius."

und im Festhalten heroischer Entschlüsse. Zu einer der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts, ward, wie die Sage geht, an einem sehr einsamen Orte, auf einem schönen Berge bey Pyrmont, der Grund gelegt. Der König in Preussen trank da den Brunnen, entwich der Gesellschaft, und gieng immer auf diesem damals noch sehr wilden Berge, der itzt Königsberg heißt, alleine; und da, wo itzt so Mancher weiter nichts denkt, als wie er etwa dieser oder jener schönen Dame auf den Leib kommen wolle, machte, wie man sagt, der junge Monarch den Project zu seinem ersten Schlesischen Kriege.

Einsamkeit lehret natürlicher Weise mehr als das unstätige Weltleben, den hohen Werth der Zeit, den der Geschäftlose nicht kennt, und den man ohne die dazu gehörige Wirksamkeit der Seele nie genug schätzet.

Wer

Wer sich mit Eifer beschäftiget, um nicht ganz umsonst gelebt zu haben, betrachtet nie ohne Schauer und Schrecken, den Flug einer Terzenuhr, das wahrhafteste Bild unsers Lebens, den größten Erinnerer des erschrecklich schnellen Laufs der Zeit.

Ein einziger Tag ist ein Ocean von Langerweile für die alte Dame, die den ganzen Morgen winselt, bis sie durch alle ihre Schickereyen, Fragereyen, und Bittereyen erfährt, was jede Dame heute sich vornimmt, und wo alle Damen heute den Tag ausathmen. Aber wie schnell glitten dieser alten Dame ihre Stunden vorbey, wenn sie dächte, jeder Augenblick unsers Lebens habe Folgen in der Ewigkeit!

Guter Umgang ist freylich niemals Zeitverlust, wenn er Geist und Herz in einer gewissen Höhe erhält, unsere Ideen erweitert, und unsere Sorgen verscheucht. Aber wird

er das einzige Bedürfniß der Seele, verwandelt er sich in Liebe, macht er Stunden zu Augenblicken, verdrängt er alle Ideen für Eine, und wirft man dann alles weg um Liebe, o so verschlinget auch Liebe die Zeit, und Jahre verschwinden thatlos wie Minuten.

Wer die Zeit nach dem Zwecke seines Daseyns, nach Beruf, Pflicht, Fähigkeit, Möglichkeit, immer zu einem guten Zwecke verwendet, dem ist die Zeit niemals zu lang, sondern zu kurz. Er schlendert nicht, er eilt. Ich kenne einen Fürsten, den sechs Bediente in zwey Minuten frisiren, und ankleiden. Er fährt nie, denn sein Wagen fleugt. An seiner vortreflichen Tafel hat man augenblicklich abgespeiset. Man wird mir sagen, dieß sey so ziemlich die Art aller Fürsten: sie wollen immer daß Alles geschwind gehe! Aber ich habe gesehen, daß

dieser geistvolle, erhabengesinnte Fürst, alle Suppliken selbst annimmt, und ich weiß, daß er sie alle beantwortet. Ich weiß, daß er an jedem Tage, mit der größten Gewissenhaftigkeit, alle seine Regierungsgeschäfte selbst besorgt; und durch das ganze Jahr, alle Tage ohne Ausnahme sieben Stunden auf das Lesen der besten Englischen, Italienischen, Französischen und Deutschen Schriftsteller verwendet. Dieser Fürst kennet den Werth der Zeit.

Alle Zeit die der Weltling verlieret, ist für den Einsamen gewonnen; und für den, der die Zeit recht geniesset, dauert kein Genuß auf Erden so lange. Aber das Tagwerk des Menschen ist groß. Was also Gutes geschehen kann, muß gleich geschehen, wenn der gegenwärtige Tag nicht als ein leeres Blatt aus dem Buche des Lebens herausgerissen seyn soll. Wir hemmen den Lauf der

Zeit durch Arbeit, wir verlängern die Dauer unsers Lebens durch Gedanken und Thaten die wirken und gedeyen. Leben ist, für den der nicht umsonst gelebt haben will, denken und wirken. Man denkt nie so schnell, so viel, und so frölich, wie in den Stunden, die man gegen irgend eine zwecklose und langweilige Visite erobert hat.

Haushälterischer verführen wir immer mit unserer Zeit, wenn wir nur immer bedächten, wie manche schöne Stunde uns gegen unsern Willen entschlüpfet. Ein grosser Engländischer Schriftsteller sagt: wenn wir alle Zeit abrechnen, die uns der Schlaf verschlinget; alle Zeit der unvermeidlichen Foderungen der Natur, oder die uns die Tyranney des Wohlstands unwiderstehlich abzwackt; alle Zeit, die unter blosser Ziererey vergeht, oder die man hingiebt für andere, um ihnen flache und läppische Höflichkeit zu

erstatten; alle Zeit, die uns durch Krankheit mit Gewalt weggerissen ist, oder durch Ermüdung und Schwachheit unvermerkt weggestohlen: so finde sich der Theil unsers Daseyns sehr klein, von welchem wir uns selbst wahrhaftig Meister nennen, oder den wir ganz anwenden können, wie es uns beliebt. Eine Menge unserer Stunden gehen in einem Umlaufe kleinlicher Sorgen verlohren, in einer beständigen Wiederkunft von einerley Verrichtungen. Ein grosser Theil unsers Vorraths für Ruhe oder Glückseligkeit, verschwindet immer mit dem gegenwärtigen Tage, und ein grosser Theil unsers Daseyns dient weiter zu nichts, als daß er uns den Genuß des übrigen vernichtet.

Nie verlieret man mehr Zeit, als wenn man darüber tobt, daß man keine hat. Alles verrichtet man alsdann mit Unlust. Mit seinem Joche kommt gewiß jeder am besten

fort,

fort, wenn er es mit Sanftmuth trägt. Aber in Höflichkeitsfällen muß man bey aller Sanftmuth dann doch Keckheit genug besitzen, um alle Ketten abzuwerfen; also allerdings auch zuweilen nur funfzig Respektsbesuche, in einer Woche, weniger machen. Dieß, und ein gutes Schloß vor der Thür, für jeden der uns nichts zu sagen hat; und dann jeden Morgen der genaueste Plan, und jeden Abend die strengste Rechnung mit sich selbst, fristet und verlängert schon die Hälfte des Lebens. Wenn sich jemand bey Melanchton melden ließ, so fragte er nicht nur nach der Stunde, sondern nach der Minute wenn man kommen wolle, damit der Tag nicht in müssiger Ungewißheit verstreiche.

Traurigkeit über versäumte Zeit und Arbeit verschwindet, wenn man nur einmal gewohnt ist haushälterisch mit seiner Zeit zu verfahren, und frey und abgesondert auf

dem

dem Lande lebt. Dann muß man gar keine Visiten machen; dann wird man nicht, aller tausendfach bezeigten Widerspenstigkeit und alles öffentlichen Protestirens ungeachtet, immer und immer zum Essen gebeten; dann hat man keinen Ueberlauf von Fremden, die nichts von uns wissen wollen, als wie uns die Nase im Gesichte sitzt. Dann hat man keine von allen hunderttausend Gesellschaftspflichten, die alle miteinander nicht eine einzige Tugend werth sind. Kein ungebetener und lästiger Gesellschafter, raubt uns dann, die schönen Stunden, die wir auf die nützlichste Weise zuzubringen hoffen. Hier foltert uns kein schwatzseliger Besucher, halbe Tage hindurch, mit der größten Höflichkeit, durch tausend Stadtgeschichten, die wir durchaus nicht wissen wollen. Hier ersäuft uns kein Pedant in seinem Schnack, indeß da wir vor Begierde

ver-

vergehen, daß er doch endlich Abschied nehme, und daß wir wieder hineilen können zu unsern Büchern und zu unserm Arbeitstische.

Aber man hat auch mit grossem Rechte gesagt: wie wenige von unzählichen Stunden der Einsamkeit werden mit irgend einer bleibenden und nützlichen Wirkung bezeichnet! Wie viele werden entweder mit leeren Träumen weggetändelt, oder einem ängstlichen misvergnügten Nachsinnen, ungeselligen bösartigen Leidenschaften, oder unordentlichen sträflichen Begierden Preis gegeben!

Einsamkeit ist nicht immer ein Beweis, daß man denkt, und nicht tändelt. Man kann vollends in derselben auf einem Wege seyn, der gefährlicher ist als alle Wege der Welt. Wie oft macht uns dann auch, in wahrer Musse, Kränklichkeit unfähig irgend etwas nützliches zu denken und zu thun.

Die traurigste Art in der Einsamkeit zu leben, ist doch die, wenn ein Kranker in derselben an nichts denkt, als an seine Krankheit. Der größte Weltling verlieret im Taumel seines Lebens gewiß nicht mehr Zeit, als ein melankolischer Mensch in der vollkommensten Entfernung, und tiefsten Abgeschiedenheit von allen Menschen. Eben so zeitverderblich als Melankolie, und gewiß eines der größten Hindernisse unsers inwendigen Glückes, ist üble Laune. Melankolie ist doch ein Feind den wir fürchten, und dem wir widerstehen; üble Laune überrumpelt uns, und wir sind gefangen, eh wir an Widerstand denken. Anstatt dieser Pest des Lebens wäre es unaussprechlich viel besser, gar keine Laune (*) zu haben.

Uebler

(*) Niemand hat so gut und treffend erkläret und gesagt, was Laune ist, wie unser scharfsinnige Garve.

Uebler Laune entgeht man, oder man widerstehet wenigstens ihren Ausbrüchen, wenn man überleget, wie wir durch dieselbe nicht nur

Garve. Die Stelle ist zu schön, um sie nicht ganz hieher zu setzen. „Das Wort Laune, sagt „Herr Garve, soll theils diejenige Anlage des „Kopfs anzeigen, durch die ein Mensch alle „Sachen von einer etwas sonderbaren Seite an„sieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche „Art gerührt wird; theils diejenige Gemüths„art, in der er das, was er denkt, oder wozu „er Lust hat, und was andere weder sagen noch „thun werden, weil sie sich von der Meinung „der übrigen, oder von der Gewohnheit ein„schränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und „thut. — Andere Charaktere verschliessen ihre „Betrachtungen in sich, oder richten sie blos „nach den Absichten ein, die sie bey ihrer Rede „haben, oder nach den Gesinnungen der Perso„nen, mit denen sie reden. Der launichte Cha„rakter öfnet so zu sagen die Seele; er treibt je„den Keim von Gedanken gleich so weit heraus, „daß er gesagt werden muß; und läßt uns also „mehr

nur auf Tage, sondern auf viele Wochen, und Monate, unsere Zeit verlieren. Ein einziger unangenehmer Gedanke, mit dem wir

„mehr von der geheimen Philosophie des Men„schen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn „diese Laune bey Leuten von gemeiner Seele vor„kömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, „Niedriges, Abgeschmacktes bey den Sachen „denken, so ist sie unerträglich. Für solche Men„schen ist die Politesse und der Zwang der Ge„wohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn „wir sie nicht verachten oder hassen sollen, so „wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn „müssen. — Aber ist es ein fähiger Kopf und „ein edles empfindendes Herz, das sich ganz „seinen eigenen Eingebungen überläßt: so ist „uns in der That sein Umgang lehrreicher und „interessanter, als wenn ein eben solcher Kopf „und ein solches Herz die Maske des gemei„nen Wohlstandes trägt, und, um andern „Menschen ähnlicher zu scheinen, den freyen „Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen „hindert.“

wir uns unnöthiger Weise ängstigen und quälen, bringt uns oft auf eine lange Zeit, um alle Fähigkeit irgend etwas ausser unserm Alltagswege zu thun. Darum muß man sich immer bestreben keiner Unannehmlichkeit des Lebens mehr Einfluß auf unsern Thätigkeitstrieb zu erlauben, als ihr gebührt. So lange wir arbeiten, trauren wir weniger. Ueble Laune verdränget man augenblicklich, wenn man ein Buch schreibt, und sie dann, mit Erlaubniß, nur gleich in sein Buch ausgiesset. So ergreift man oft sauersehend und brummisch die Feder, und lachet schon wieder, indem man sie weglegt.

Zeit und Leben sind verlohren, wenn man allen Bedenklichkeiten, allen si und mais, allen Quergründen, Besorgnissen, und Schwierigkeiten ein gefälliges Ohr leiht. Nichts Kühnes und nichts Grosses gelinget, wenn man in allen Dingen ängstlich am Kleinen

hängt,

hängt, und nie keck genug denkt, um eine Sache eben ihrer Schwierigkeiten, oder ihrer Gefahr wegen zu unternehmen. Es würde sich gar nicht der Mühe verlohnen zu leben, wenn man sich nur mit edler Verachtung darüber wegsetzen könnte, daß der größte Theil des Lebens, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, aus kleinen Zufällen und geringen Begebenheiten besteht; aus Wünschen für nahe Gegenstände, und Gram über fehlgeschlagene Absichten, von keiner Bedeutung; aus Insektenqualen, die uns beissen, und verfliegen; aus Thorheiten, die eine Weile summen, und dann nie wieder gehöret werden; aus Vergnügungen, die wie Luftzeichen vor uns her tanzen, und verschwinden; aus Complimenten, die über die Seele wegschleichen wie andern Musik, und vergessen werden von dem der sie giebt, und von dem der sie erhält.

Man hätte zu allem Zeit, wenn man nicht nur keine Zeit verlieren müßte, sondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre. Wer in seiner Jugend nichts lernte, als blos die Kunst jede Viertelstunde zu irgend einem Zwecke zu benutzen, erwürbe sich gewiß schon dadurch die Anlage zu einem grossen Geschäftsmanne, denn dieser findet in jeder Viertelstunde etwas zu thun. Aber aus übler Laune oder Mangel von Energie, verlangen wir, eh wir eine Sache thun, immer Bequemlichkeiten, machen immer Bedinge, glauben immer es sey itzt dazu nicht die rechte Zeit. Unsere Trägheit will immer in alles hineingeschmeichelt seyn, eh sie sich in Regsamkeit verwandelt.

Unser Hauptwerk sey also zuerst, ein fester Lebenszweck; dann die Entschlossenheit, so oft als möglich die Umstände zu regieren, und nicht immer von Umständen sich regie-

ren zu lassen. Bey aller äusserlicher Sanftheit und Schlankheit, muß darum im inwendigen Charakter eines Mannes in Geschäften immer etwas Eisernes liegen. Gewiß weiß kein Mensch auf Erden, besser wie man jeden Augenblick benutzen soll, als der Monarch von dem man gesagt hat: il est poli et dur, comme le marbre. (*).

(*) Voltaire hatte unrecht, als er das sagte. Dieser Monarch ist fest in seinen Grundsätzen, aber nicht hart. Meine Ohren haben keine angenehmere und freundlichere Stimme gehöret, als seine Stimme. Ich weiß zwar wohl, aber nicht aus eigener Erfahrung, daß dieser Monarch auch da, wo es nöthig ist, eine Stimme hat, die, wenn sie auch nicht donnert, doch wie der Donner zermalmt. Aber gewiß würde man vor den Monumenten der Güte dieses Monarchen eben so ehrfurchtsvoll stille stehen, als vor den Monumenten seiner Grösse, wenn man nicht alle grossen Monarchen, bey ihrem Leben, noch unaussprechlich viel

Lebenszweck ist immer das Gegengift des Verlustes von Zeit und Leben. Vom König bis zum Taglöhner, muß darum jeder Mensch wissen, was Er heute zu thun hat; und was Er heute thun kann, muß er thun. Also soll jeder Gedanke, jede Handlung des Menschen, immer dahin zielen, wo geschrieben steht, dafür bist du hier. Jener Monarch, der seinem Jahrhundert den Ton angab, der ein Muster für alle Monarchen der Folgezeit seyn und bleiben wird, stehet im Sommer um vier Uhr, und im Winter um fünf Uhr auf. Alle Briefe, die jeder seiner Unterthanen an ihn schreiben darf, alle den vorigen Abend und die vorige Nacht angekommene Memoriale und Papiere, liegen vor Ihm auf einem Tische. Der Monarch öfnet alles, sieht alles durch. Aus allen diesen

viel toller und schiefer beurtheilte, als jeden gemeinen Menschen den man schief beurtheilt.

diesen Papieren macht er drey Haufen. Ein Haufen wird, nach seiner Vorschrift, auf der Stelle beantwortet; ein Haufen kommt, mit seinen eigenhändig beygeschriebenen Randglossen, an die dazu bestimmten Minister, Befehlshaber, und Tribunale; und den dritten Haufen, 'qui n'a ni rime ni raison, wirft der Monarch ins Feuer. Dann kommen die Cabinetssecretaire, und alles wird ihnen von dem Monarchen zur augenblicklichen Expedition abgeliefert. Dann steigt Er zu Pferde, besieht seine Legionen, und etwa die Fremden, die Ihn besehen wollen. Dann kommt er an die Tafel, hat einen witzigen Einfall nach dem andern, und sagt Dinge die durch ihre Wahrheit und ihre Weisheit in allen Jahrhunderten frappiren würden. Dann kommen die Cabinetssecretaire wieder, und bringen alle ihnen des Morgens durch ein paar Federstriche dictir-

te und nun im Schweise ihres Angesichts ins Reine geschriebene Briefe zur Unterschrift. Zwischen vier und fünf Uhr des Nachmittags ist alle Arbeit des Tages gethan. Dann ruhet der Monarch; und darinn bestehet seine Ruhe, daß Er sich bis zur Abendmahlzeit die besten Schriften aus alter und neuer Zeit vorlesen läßt, oder sie seinem Vorleser selbst vorliest. Ein Monarch, der so seine Zeit benutzet, kann wohl von allen seinen Ministern, Generalen, Civilbedienten, und Officieren verlangen, daß kein Einziger seine Zeit verschlendere.

Viele Menschen möchten freylich immer nur wichtige Dinge thun, sich nur mit grossen Gegenständen beschäftigen, und weil sie dazu die Zeit sich nicht nehmen wollen, so thun sie nichts. Also erreichen sie auch die Vortreflichkeit nie, wovon sie das Ideal immer im Kopfe behalten, niemals zur Wirk-

lichkeit bringen, und nach demselben doch beynahe Alles verschmähen was in der Welt geschieht. Ich habe in der Schweitz, und nirgends so häufig wie in Bern, eine Menge fähiger Köpfe dieser Art gekannt. Sie hätten Schriftsteller von der ersten Grösse werden können, und liessen nie keine Zeile drucken; blos aus Liebe zur Behaglichkeit, oder aus Furcht daß man sie alsdann weniger groß finde als sie wirklich sind. Müssiggang, Zeitverschwendung, und das köstliche Nichtsthun, ist disseits der Alpen vielleicht in keiner Stadt so auffallend, so sehr auf den Gassen, Marktplätzen, und Promenaden sichtbar, wie in der Stadt Bern.

Aeusserst unthätig sind viele Menschen, blos wegen schlechter Haushaltung mit ihrer Zeit. Sie brächten wol etwas wichtiges und selbst etwas grosses zu Stande, wenn sie nur jede abgerissene Viertelstunde ergrif-

fen, und gleich zu ihrem Zwecke verwendeten; denn wie viele grosse Dinge geschehen nur Schritt für Schritt. Aber wird man immer unterbrochen; ergreift man jede Unterbrechung mit Zufriedenheit; wartet man immer auf Lust und gute Laune die nur bey der Arbeit kommt; hat man die grosse Musse nicht, die man fodert, und die so mancher niemals findet; so glaubt man vollends man habe gar keine Laune, und gar keine Musse, und so spaziert und reitet man, den Morgen, den Mittag, und den Abend, über Zeit und Leben hinweg.

Einer der grösten und rechtschaffensten Männer die jemals in der Schweitz lebten, mein seliger Herzensfreund Iselin, schrieb seine Ephemeriden der Menschheit, ein Buch das alle grossen Herren in Deutschland hätten lesen sollen, und das viele auch gelesen haben, im Senat zu

Basel (*). Unser Möser in Osnabrück, der als Geschäftsmann und Patriot, von unserm Könige, von seinem Fürsten, von allen unsern Herren Ministern, und in Osnabrück von dem Adel, von der Geistlichkeit, von Bürger und Bauer geliebet und verehret ist, schwang sich zu einer von wenigen deutschen Schriftstellern erreichten Höhe, beym Spiele (**).

Carpe

(*) Herr Iselin war Rathschreiber. Also indem Er seine Ephemeriden schrieb, glaubten die Rathsherren in Basel, Er protokollire was sie sagen; so wie vormals die Rathsherren zu Zürich in ihren Rathsversammlungen glaubten, der unsterbliche Geßner fange alle ihre Worte in seine Schreibtafel auf, wenn Er die drollichsten Gesichter einiger von diesen Rathsherren en Carricature zeichnete.

(**) Herr Möser hat fast alle seine fliegenden Blätter, die wahren Bürgen seiner Unsterblichkeit, seiner geistvollen Tochter beym Spiele dictirt.

Carpe diem sagte Horaz, und das gilt von jeder Stunde. Völlig nach der Lehre der lustigen Weltlinge, der Anacreontischen Sänger und Trinker, sollte man alle Sorgen wegwerfen, immer frölich seyn, und jede Minute haschen; aber, nicht zum Trinken, sondern um fortzuschreiten zu irgend einem grossen Zweck. Einsam kann man ja seyn, mitten unter allem Lerm des Lebens, und der Welt. Bey den Toiletten kann man des Mittags einen guten Morgen wünschen, dann Visitenkarten abgeben lassen, dann auf Assembleen sich zeigen, und doch seinen Morgen und seinen Abend fristen. Man muß nur einen festen Lebenszweck haben, und zu Hause eben so gerne mit Beharrlichkeit und frischem Muthe seine Arbeit fortsetzen, und zu irgend einer freudigen Aussicht treiben, als jeden Mittag den Puder jeder Dame beriechen. Nur der Fleissige

und

und Geschäftige, nur derjenige der den ganzen Tag dem Staate oder seinen Mitmenschen gedient hat, kann sich auf den Abend mit gutem Gewissen an einen Spieltisch anklammern, ohne dabey ein Wort von einigem Werthe gesagt oder gehört zu haben, und ohne einen andern Gedanken mit sich nach Hause zu nehmen, als so viel habe ich im Spiele gewonnen oder verlohren.

Den höchsten Vortheil der Zeit, und den einzigen Zweck zu dem ich alle diese Betrachtungen leiten möchte, giebt Petrarcha an. Wenn wir Gott dienen wollen, sagt er, worinn die höchste Freyheit und die höchste Glückseligkeit liegt; wenn wir unsern Geist durch die schönen Wissenschaften erhöhen wollen, die uns zunächst der Religion, das größte Vergnügen gewähren; wenn wir durch Nachdenken und Schreiben etwas hinterlassen wollen, das unser Andenken erhalte, den

schnel-

schnellen Lauf unserer Tage hemme, und dieses kurze Leben verlängere; wenn wir dieß alles wollen: ach, ich bitte, so laßt uns fliehen, und den kleinen Ueberrest unserer Tage hinbringen in der Einsamkeit.

Das können wir nun nicht alle. Aber mancher ist doch mehr und weniger Herr über seine Zeit, und kann doch nach eigener Wahl mit andern Menschen sich einlassen, oder ihnen sich entziehen. Für diese werde ich also immer weiter die Vortheile der Einsamkeit betrachten.

Einsamkeit erhebet den Geist zu feinerm Geschmacke, ausgebreitetern Gedanken, grösserer Thätigkeit, und gewähret ihm Vergnügungen, die über alles wegsetzen, und die ihm niemand raubt.

Man verfeinert in der Einsamkeit seinen Geschmack, durch die sorgfältigere Wahl des Schönen, womit man seinen Geist be-

schäf-

schäftigt. Von uns hängt es da doch ab, nichts zu sehen als was uns Freude macht, nichts zu lesen und nichts zu denken als was unsern Geschmack verbessert, und ihn über mehrere Gegenstände verbreitet. Da entgeht man den falschen Begriffen, die man so leicht im Umgange annimmt, wenn man auf anderer Empfindung sich mehr verläßt, als auf sich selbst. Es ist unausstehlich, daß man sich so oft muß vorsagen lassen, dieß sollst du fühlen. Warum sollte man nicht viel lieber sich bestreben seine eigene Gefühle selbst richtig zu prüfen, und nicht nach willkührlichen Begriffen anderer, sondern nach eigener freyer Wahl, und nach der Natur der Sache. Was kümmerts mich, ob der alte oder junge Geck hier, oder jenes Weib und jenes Dämchen dort, ein Buch schön finden, das mir gefällt. Was lehren mich eure elenden frostigen Critiken, worinn

kein Sinn ist für das wahre Schöne, Grosse, und Gute. Wie kann ich mich beugen vor eurer elenden Kunstrichterey, die den Werth jeder Sache nach willkührlichen Verabredungen bestimmet, und das Ganze immer schief und falsch sieht. Was kann ich von dem ganzen grossen Haufen eurer Nachsprecher denken, die immer nur eure Meinung haben, immer erst die Ohren spitzen nach dem was allgemein gesagt wird. Was beweisen alle eure Meinungen, da ihr doch alle insgesamt an dem schlechtesten Buche alles vortreflich findet, wenn ein angesehener, lauter, schwatzhafter, schlechter und schiefer Kopf das Buch anpreiset; und da ihr alle insgesamt, auf dessen Wort, nichts als dummes Zeug in einem guten Buche seht.

Ohne eine gänzliche Flucht aus einer solchen Lesewelt, ist es unmöglich Wahrheit zu fühlen und Wahrheit zu sehen, denn man

wird

wird angesteckt, eh man sichs versieht. Aber mit dem Geschmacke der das Schöne und das Heßliche, das Gute und das Schlechte allenthalben sieht, von jenem gerühret und entzücket ist, von diesem mit Ekel die Abgeschmacktheit fühlet; der wahre Glückseligkeit bey jenem empfindet, und bey Flachheit, Ungereimtheit, Unverstand, Verzerrung, und Plumpheit, nichts als Marter; mit diesem Geschmacke, zieht man sich auch gerne zurück, und geniesset mit wenigen Freunden, oder alleine im stillen Umgang mit der ganzen vernünftigen Welt des Alterthums und der neuern Zeit, seine Früchte.

So entstehet dann ein angenehmes Gefühl unsers Daseyns, wenn wir erfahren, wie viel wir selbst vermögend sind zu unserer Vollkommenheit und zu unserer Glückseligkeit beyzutragen. Dann freuen wir uns, daß wir diese Kräfte haben, daß wir sie ge-

brauchen, daß wir alles damit ausrichten können zu unserm eigenen Unterricht und Vergnügen, zum Vergnügen unserer Freunde, und vielleicht auch einst zum Vergnügen gleichgestimmter Seelen in der Ferne, die uns noch nicht kennen, und denen vielleicht Wahrheit aus unserer Feder nicht misfällt.

Einsamkeit giebt uns ausgebreitetere Kenntnisse und Gedanken, und dem Geiste grössere Thätigkeit, durch die lebhaftere Neugier, den ununterbrochenen Fleiß, das eiserne Ausharren, das sie so natürlich veranlasset. Ein grosser Kenner ihrer Vortheile hat gesagt: alle unsere Geisteskräfte werden da geübt und gestärkt; manche Dunkelheiten, die uns unsern Pfad beschwerlich machen, werden zerstreut; und wir kehren mit weit mehr Heiterkeit und Ruhe zu dem geschäftigen und gesellschaftlichen Leben zurück. Unser Gesichtskreis hat sich durch Nachden-

ken erweitert; wir haben mehr Dinge zu übersehen, und mit einander verbinden gelernt; wir bringen einen hellern Blick, richtigere Urtheile, festere Grundsätze in die Welt, in welcher wir leben und wirken; und können dann, auch unter mancherley Zerstreuungen unsere Aufmerksamkeit um so viel länger festhalten, und über alles um so viel richtiger denken und urtheilen, da wir dazu geübt und vorbereitet sind durch unser Nachdenken in der Stille.

Ach wie ist im gewöhnlichen Umgange die Neugier eines vernünftigen Mannes bald gesättigt; in der Einsamkeit wächst sie jeden Tag. Der menschliche Geist sieht bey seinen Untersuchungen nie gleich das Ende. Man kettet Versuche an Beobachtungen, Experimente an Schlüsse, und immer entwickelt sich eine Wahrheit aus der andern. Diejenigen, die sonst auf den Lauf der Sterne

ne aufmerksam waren, hatten freylich nicht vorhergesehen, welchen Einfluß einst ihre Entdeckungen auf die Geschäfte und die Wohlfart der Menschen haben würden; sie ergötzten sich an dem Glanze des nächtlichen Himmels, sahen daß jene Lichter aus ihrer Stelle rückten, waren begierig zu verstehen was sie bewunderten, und fanden ihren Lauf. So vermehret sich jede Kraft der Seele in stiller Geschäftigkeit, und der betrachtende Geist erhält immer eine grössere Ausbreitung je mehr er allen Beziehungen, Wirkungen, und Folgen einer erkannten Wahrheit nachdenkt.

Hängt der Verstand an die Imagination sein Bley, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt den man vorwerts gethan hat, macht man nie zurück. Imaginationsmänner bauen Welten, die wie Seifenblasen zerplatzen, Verstandsmänner sichten al-

les, und behalten nur was taugt. Locke sagt, die grosse Kunst des Fortschreitens zum Erkennen sey, daß man nur wenig auf einmal unternehme. Also scheiden sich die noch unbetretenen Pfade nicht gleich vor dem Blicke des rohen Jünglings, der sich einbildet, er überflügle sein Zeitalter, wenn er höchstens nur etwa seinen Freunden die Zähne lang macht, und dann wild, staar, toll, und rasend, blickt, spricht, und schreibt.

Labirinthe entwickeln sich der Aufmerksamkeit, jede Höhe wird erreicht durch Ausdauren, alle Fesseln werden abgeworfen durch Entschlossenheit, aber man muß nicht gleich Morgen zu Markte bringen was man heute in der Einsamkeit ausheckt. Es ist immer gut, daß man seine Begriffe an der Hand der Weisen aus jedem Zeitalter erweitert, seine Seele in der Einsamkeit über eure engen Vorurtheile wegsetzt, seinen Nacken

nie beugt unter die allgemeine Meinung, und ohne Rücksicht auf Formel, System, und Concordanz, immer vor sich in der Stille den Weg geht, den man für den besten hält. Aber will man noch höher hinauf, dann zeigt sichs, daß man nur langsam in der Einsamkeit zur Reife bringt, was in der Welt gedeyen soll.

Der grosse Engländische Schriftsteller Johnson sagt herrlich: alle Werke menschlicher Kunst, die wir mit Lob und Erstaunung ansehen, seyen Beyspiele der unwiderstehlichen Kraft des Ausharrens. Dadurch ward der Steinbruch eine Pyramide; dadurch vereinigte man entfernte Provinzen durch Canäle. Wollte man die augenblickliche Wirkung einer Haue oder einer Schaufel mit der allgemeinen Absicht und letzten Folge vergleichen, so versünke man unter dem Gefühle ihres Unverhältnisses; und

doch überwinden diese kleinen Wirkungen, wenn man sie in einem fortsetzt, die größten Schwierigkeiten, und Berge werden eben gemacht, und Oceane beschränket, durch die geringen Kräfte von Menschen. Deswegen ist es von der äussersten Wichtigkeit, für diejenigen die sich vornehmen von den gebahnten Wegen des Lebens abzuweichen, und Ruhm zu erwerben der grösser sey, als diese Alltagsnamen, die stündlich in Vergessenheit sinken, und durch die Zeit weggewischet werden mit ihrem unverdienten Lob: daß sie sich bestreben bey ihrem Verstande und ihrem Muthe auch auszuharren, daß sie die Kunst erwerben zu untergraben was sich nicht zermalmen läßt, und die Fertigkeit erlangen hartnäckigen Widerstand zu überwinden durch hartnäckige Angriffe.

Thätigkeit belebet eine Wüste, macht eine Celle zu einer Welt, gewähret unsterblichen

Ruhm dem stillen Denker in seiner Kammer, und dem emsigen Künstler in seiner Werkstatt. Der Geist findet Lust an der Anwendung seiner Kräfte, alles freuet ihn was in die Ferne wirket, und er ist immer da am meisten zur Anstrengung gereitzet, wo er Schwierigkeiten und Widerstand sieht. Als man dem Apelles die Wenigkeit seiner Gemählde vorwarf, und die unaufhörliche Aufmerksamkeit mit welcher er seine Stücke verbesserte, antwortete Er nichts, als, ich mahle für die Nachwelt.

Fragt jenen Mann dort, der mit so vieler Würde lebt, so sanft und nachsichtig alle eure Fehler rügt, so liebevoll euch auf bessere Wege leitet, euren Gesellschaften sich nicht entzieht, sondern Geselligkeit anpreiset und mit entzückenden Farben mahlt: ob durch Einsamkeit vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirksamkeit, nicht allen Trieb

zu hirnlosem Zeitverlust, und kaltherzigem Umgange verdränge; und ob Er das Gefühl von dem was wir im Stillen selbst sind und vermögen, nicht für edler halte, als das Vergnügen das uns etwa ein gnädiges Kopfnicken giebt?

Er wird euch antworten: Wenn in der feyerlichen Stunde der Einsamkeit das Selbstgefühl in euch rege wird; wenn das Blendwerk dessen, was euch doch immer fremde bleibt, was nur auf eine kurze Zeit mit euch verbunden ist, vor euren Augen verschwindet; wenn euer Geist gleichsam in die Tiefen seines Wesens hinabblicket; welche Fähigkeiten, welche Kräfte, welche Anlagen zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit, wird er nicht in sich selbst entdecken! Wie lebhaft empfindet er es dann, sein gegenwärtiger Zustand sey nicht die vollkommenste Art, nicht das letzte Ziel seines Daseyns;

er sey und werde hier nicht alles, was er seyn und werden kann; in ihm wohne eine stets rege, immer mehr umfassende und immer weiter wirkende Kraft, die ihre engen Schranken zu durchbrechen strebe; und diese werde in andern Umständen, in andern Verbindungen, mit der sichtbaren und mit der Geisterwelt auch ganz andere Wirkungen hervorbringen, und ihm den Genuß ganz anderer Freuden und Seligkeiten gewähren.

Der Wolluststeufel und der Müssiggangsteufel wären nie in jene heiligen Faullenzer in Egypten und im Orient gefahren, hätten sie, anstatt ihre Tage in frommer Trägheit durchzugähnen, in ihren Wildnissen ihren Geist durch nützliche Thätigkeit gehoben. Das Grosse, das sie sich vornahmen, unterblieb, weil nichts ihre Seelen bey dürrer Arbeit angenehm bewegte. Hätten die Mönche den Menschen studirt, anstatt ihn in läs-

ſiger und wollüſtiger Einſamkeit für unbedeutende Meinungen zu haſſen und zu verdammen, ſo wäre die Verfolgungswuth nie in ihr Hirn aus der Hölle gefahren, und die Dummheit hätte nie ihren Thron gehabt auf ihren Altären.

Mönchiſche Begriffe von Einſamkeit und Kloſterruhe wären Unſinn für Menſchen, die nach ernſthafter Vorbereitung in der Stille, und emſigem Umgange mit ſich ſelbſt, vermögend ſind etwas Gutes und Groſſes in der Welt zu wirken. Fürſten können nicht wie Mönche leben; man macht nicht mehr Miniſter aus Kloſterleuten und Generale aus Pfaffen. Petrarcha ſagte darum vortreflich: ich will nicht daß die Einſamkeit müſſig ſey, oder die Muſſe träge und nutzenlos. Einſamkeit muß Nutzen bringen für viele. Traurig und unglücklich wird unfehlbar ein müſſiger, träger, und von der Welt abgeriſſener

rissener Mensch. Er kann nichts Gutes ausüben, keiner edlen Wissenschaft sich ergeben, keinen Blick auf einen grossen Mann aushalten.

Aber geistige Vergnügungen könnte er sich verschaffen, und das kann jeder wenn er will. Nur auf Vergnügungen die man sich durch Geld erwirbt und an denen der Verstand keinen Antheil hat, die blos auf die Vertreibung der Langenweile oder auf die Betäubung der Sinne abzielen, auf alle Vergnügungen ohne Geist und Tugend, hat die vornehme Welt ein ausschliessendes Recht. Aber dieses Recht hat sie nicht auf Vergnügungen die sich unser Geist selbst schaffet, die mehr Früchte seiner eigenen Wirksamkeit, Früchte seines Nachdenkens, seiner Ueberlegung und Untersuchungen sind, und die sich also mehr auf unsichtbare als auf sichtbare Dinge beziehen, auf Erkenntniß und An-

schau-

schauung der Wahrheit, und Gefühl unserer eigenen, innern, immer zunehmenden Vollkommenheit.

Ein Geistlicher aus der Schweitz hat auf einer Kanzel in Deutschland gesagt: ein geistiges Vergnügen, also ein Vergnügen das jedem Menschen von jedem Stande zukommt, quille immer aus dem andern, und selbst dasjenige welches wir am öftersten genossen haben, verliere dadurch nichts von seinem Werth, werde nie unschmackhaft, gewinne immer neuen Reitz und neue Süssigkeit, zeige sich immer von neuen Seiten und in neuen Verbindungen. Der Stof dieser Vergnügungen sey so unermeßlich als das Reich der Wahrheit, so unbegrenzt als die Welt, so unendlich als die göttliche Vollkommenheit. Geistige Vergnügungen seyen auch deswegen weit dauerhafter als alle andere. Sie verschwinden nicht mit dem Lichte des

Tages,

Tages, vergehen nicht mit der äussern Gestalt der Dinge, verwesen nicht mit unserm Körper im Grabe. Sie bleiben uns, so lange wir selbst bleiben. Sie begleiten uns durch alle noch so grosse Abwechslungen und Umkehrungen unsers gegenwärtigen und unsers zukünftigen Zustandes. Sie ersetzen uns in der Finsterniß der Nacht und unserer Schicksale den Mangel der ganzen sichtbaren Welt, und den Mangel aller Gesellschaft.

Erhabene Männer behielten darum mitten in der grossen Welt, und auf hoher Heldenbahn, Geschmack an geistigen Vergnügungen. Sie blieben in den größten Geschäften, aller Unterbrechungen ungeachtet, den Musen getreu, und lasen die Schriften grosser Geister. Es schien ihnen nicht, daß ein vornehmer Herr nichts zu lesen und nichts zu wissen nöthig habe. Sie schämten sich sogar nicht, zuweilen selbst Schrift-

steller

steller zu werden. Als König Philipp von Macedonien zu Corinth den jüngern Dionysius zum Essen hatte, verlachte zwar jener den Vater von diesem, weil er zugleich Fürst und Schriftsteller, und vollends Verfasser von Oden und Trauerspielen war. Wo mag wol dein Vater, sagte König Philipp, Musse gefunden haben solches Zeug zu schreiben? In den Stunden, erwiederte der jüngere Dionysius dem König, da du und ich saufen, und uns lustig machen.

Alexander las überaus gerne. Als er die Welt mit Siegen, Blut, und Tod erfüllte, Könige gefangen nahm wie Vieh, über rauchende Städte, verheerte Provinzen, und zertrümmerte Throne, immer fortgetrieben ward, nach neuen Thaten mit neuer Kraftswuth, hatte Er, in dem innern von Asien, Langeweile, und keine Bücher. Also schrieb er an den Harpalus, daß er ihm die Schrif-

ten des Philistus schicke, viele Trauerspiele des Euripides, Sophocles und Eschylus, und die Dythiramben des Talestes.

Brutus, der Rächer der Freyheit Roms, lebte bey der Armee des Pompejus jeden Augenblick, wenn er seinen Dienst nicht that, mit seinen Büchern. Nicht nur las und schrieb er immer, wenn die Armee müssig war, sondern vollends noch am Tage vor der für die Herrschaft der Welt gelieferten Schlacht bey Pharsalus. Es war eben im höchsten Sommer, und entsetzlich heiß, und die Armee hatte sich in morastigen Gründen gelagert. Die Bedienten des Brutus, die sein Zelt trugen, kamen spät an. Aeusserst ermüdet, indem er sie erwartete, badete er sich, und ließ sich gegen Mittag mit Oehl reiben. Sodann als er etwas gegessen hatte, und andere schliefen, oder sich mit dem beschäftigten was den Tag darauf geschah,

schrieb Brutus, an der Sonnenhitze, und ohne Zelt, bis an den Abend, an einem Auszug aus der Geschichte des Polybius.

Niemand kannte geistige Vergnügungen besser als Cicero, der deswegen in seiner Rede für den Archias sagt: wie sollte ich mich dieser Vergnügungen schämen, da sie mich seit vielen Jahren nie gehindert, oder träge und verdrossen gemacht, andern in ihrer Noth oder zu ihrem Besten zu dienen? Wer kann mich daher tadeln, oder wer hat Recht es mir zu verargen, daß ich eben so viele Zeit auf Lesen und Schreiben verwende, als andere auf kleinliche Geschäfte, Feste, und Schauspiele; oder grade die Zeit, die sie in Wollüsten verschleudern, oder zu Hause faullenzen, oder schmausen und spielen?

Eben dieses Geistes voll benutzte Plinius der ältere, jeden Augenblick. Beym Essen ließ er sich vorlesen, auf seinen Reisen hatte

er immer ein Buch und seine Schreibtafel an der Seite. Aus allem was er las, machte er Auszüge. Er wollte durch diesen Fleiß sein Leben verdoppeln, und glaubte nicht daß er lebe indem er schlafe.

Der jüngere Plinius las wo er konnte, auf der Jagd, beym Essen, auf den Spaziergängen, in der ganzen Zeit die ihm seine Geschäfte übrig liessen. Er hatte es sich zwar zum Gesetze gemacht, jeder Pflichtsarbeit den Vorzug über die Arbeit zu geben, die ihm nur Vergnügen machte. Darum empfand er aber auch ein so dringendes Verlangen nach Einsamkeit und Ruhe. Werde ich dann niemals, sagte er in traurigen Stunden, die Bande zerreissen können, die mich festhalten, weil sie unauflöslich sind? Nein, ich darf es nicht hoffen. Jeder Tag bringt mir neue Plagen zu den alten. Kaum ist ein Geschäft beendigt, so kommt ein neues.

Die Kette meiner Arbeit wird immer länger und schwerer.

Petrarcha war immer hypochondrisch, wenn er nicht las oder schrieb, oder wenigstens in seiner Einsamkeit, an klaren Quellen, auf Bergen, Felsen, und in blumichten Thälern, auf die poetische Bilderjagd gieng. Damit er keine Zeit verliere, schrieb er auf seinen vielen Reisen, in allen Wirthshäusern. Einer von seinen Freunden, der Bischof von Cavaillon, befürchtete, die Hitze mit welcher er zu Vauclüse las und schrieb, möchte seine schon geschwächte Gesundheit gänzlich zerstören; und bat ihn darum eines Tages um den Schlüssel zu seinem Schranke. Petrarcha gab ihm denselben sogleich, weil er nicht wußte, was er damit machen wollte. Der freundschaftliche Bischof schloß darauf seine Bücher und sein Schreibzeug ein, und sagte: Ich befehle dir daß du zehn Tage weder

lesen noch schreiben sollst. Petrarcha gehorchte, indem er sich die größte Gewalt anthat. Der erste Tag schien ihm länger als ein Jahr, den zweiten hatte er Kopfweh vom Morgen bis in den Abend, den dritten empfand er am frühen Morgen einige Fieberregungen. Der Bischof, den sein Zustand rührte, gab ihm seinen Schlüssel, und mit demselben seine Gesundheit wieder.

Pitt der Vater, ich weiß es aus dem Munde seines Nefen meines Freundes, war in seiner Jugend Cornett bey einem Dragoner Regimente, und lag in einer kleinen Stadt von England in Garnison. Seinen Dienst that er mit der größten Genauigkeit. Aber die ganze übrige Zeit war er alleine, gieng zu keinem Menschen, und sah keinen Menschen, und las beständig die größten Schriftsteller der Griechen und Römer. Auch sogar sein diätetisches Verhalten war ganz

ausserordentlich mässig, weil er dadurch ein anererbtes Podagra bezwingen wollte, das ihn sehr früh befiel. Seine Kränklichkeit machte ihn vielleicht einsam, und gewiß legte seine jugendliche Einsamkeit den Grund zu seiner nachherigen Grösse.

Solche Männer giebts nicht mehr, wird man sagen. Mir deucht, das solle man nicht sagen, und nicht denken. Alles Grosse und Gute gedeyet zu seiner Zeit. War Pitt der Vater, kleiner als irgend ein Römer? Wird sein Sohn, der als ein Knabe im Englischen Parlamente zuerst wie Demosthenes donnerte, dann wie Pericles die Herzen lenkte, und nun, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, als Englands erster Minister sich ehrwürdig und furchtbar macht, in irgend einer Lage jemals kleiner denken und handeln als sein Vater? Was die Menschen einmal waren, das können sie immer

seyn. Wer eben in der Zeit lebt, da in der Welt die größten Dinge Schlag auf Schlag geschehen, muß nie glauben, Er könne nichts, sobald man das größte Recht hat die größten Dinge von ihm zu erwarten. Griechenland und Rom hatten auf dem Throne, und im Felde, keinen grossen Kopf, der nicht eben itzt seines gleichen auch in Deutschland hat. Kraft zu allem ist da. Weisheit und Tugend gedeyen, sobald man das will und mag, bey Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, im Pallaste wie auf der Dachstube. Weise Einsamkeit ist nirgends so ehrwürdig wie in einem Pallaste. Von da läßt sich bey dem Adel wie bey dem Volke, Geist und Ungeist, Licht und Finsterniß scheiden, wenn alles dazu vorbereitet ist. Da werden im Stillen die größten Dinge gewogen. Da kann man immer ruhig, zufrieden, und glückselig leben, wenn

man leise alles thut was man soll, Köpfe um sich her hat, und keine schlaffen Seelen. Aufklärung dämmert überall. An wenig Orten ist man noch um funfzig oder hundert Jahre zurück. Aber alles läßt sich nicht umschaffen. Es ist wenigstens klug, wenn mancher, der an einem Hofe die Fackel der Philosophie doch wol bisweilen auf einen Augenblick könnte leuchten lassen, da lieber nur leuchtet wie ein Johanniswürmlein.

Einsamkeit setzet am Ende über alles hinweg, alles gehe übrigens in der Welt wie es kann und mag. Wer durch Reichthum und Wollüste, und hohen Stand nicht glücklich ist, kann im Schatten von jedem Baume, mit einem guten Buche in der Hand jede Lebensplage vergessen. Er geniesset in der Einsamkeit unaussprechlich mehr und mannigfaltigeres, immer reines, immer lebhaftes, immer von neuem aufloderndes Ver-

gnügen. Nicht an der Hoftafel, sondern bey seinem Arbeitstische wird er voll Geistes. Da giebt ihm jede Aeusserung seiner Kräfte die angenehme Empfindung seines Daseyns, und dessen was er einst werden kann, wenn es ihm beliebt. Sind seine Absichten groß, und seine Neigungen gereinigt, so werden seine Vergnügungen in der Einsamkeit eben dadurch immer grösser; und er lernt allen Gift, den Schmeichler ihm anbieten, immer mehr fürchten, und alle leeren Lustbarkeiten immer mehr verachten.

Wer die Menschen fliehet, um sich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufsteht, um mit den Todten zu leben, der ist freylich nicht schon bey Tages Anbruch gestiefelt. Seine Pferde ruhen im Stall, und seine Thür ist für den Müssiggänger geschlossen. Aber weil er den Menschen und die Menschheit studirt, so behält

er auch da, wo er die Sonne durch seine Fenstervorhänge abhält, und die schöne ländliche Aussicht gar nicht geniesset, die Welt doch immer im Auge. Alles was er jemals gesehen und erfahren hat, wird dann durchgesichtet. Jede in der Welt gemachte Beobachtung bestätiget ihm eine Wahrheit, oder widerleget ein Vorurtheil. Alles wird da entschleyert, seines falschen Glanzes beraubt, nach seiner Natur dargestellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet, hier zeigt sie sich nackt. Ach wie himmlisch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage sind, wo wir nicht lügen müssen.

Solche Vergnügungen der Einsamkeit vertragen sich mit jeder Pflicht für das Publicum, denn sie sind die höchste Ausübung von dem, was jeder für das Publicum vermag. Oder ist es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit ehret, liebt, und gerne

sagt? Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt; und daß einem doch, ab und zu, ein wenig Freyheit besser behaget, als immer gebeugter Sinn, und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreyheit nicht die Ursache von jedem Fortschritt der Vernunft? Eben darum wirft man gerne in der Einsamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum sagt der einsame Denker, ganz ohne alles Federlesen, was er etwa im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim giebt. Feigheit dringet in die Einsamkeit nicht. Wer Lust und Liebe dazu hat, gewöhnet sich nirgends so gut wie da, vornehmem Uebermuth in die Augen zu sehen, und dem schalen De-

spotis-

spotismus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide, und die Haube vom Kopfe zu reissen.

Einsamkeit gewähret Freuden von der erhabensten Art, die nie vergehen, wenigstens so lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umständen des Lebens, Trost in jedem Unglück, versiegen nie, werden zu einem eben so dringenden Bedürfnisse, als dem abgenutzten Weltling seine Unthätigkeit, und sein elendes Jappen nach Vergnügen das er von einer Hausthür zur andern sucht, und nirgends mehr findet. Von solchen Freuden sagt Cicero: sie nähren die Jugend, sie vergnügen das Alter, sie erhöhen das Glück, sie sind in Widerwärtigkeiten unser Trost, und unsere Zuflucht, sie ergötzen uns zu Hause, sie belästigen uns nicht im Felde, sie verkürzen uns die Nächte,

te, sie begleiten uns auf Reisen, und aufs Land. Die schönen Wissenschaften, sagte der jüngere Plinius, sind meine Liebe, und mein Trost; ich kenne nichts das angenehmer sey, keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüssen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten, und den Tod von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien; ob ich gleich die ganze Grösse des Uebels dabey begreife, so wird mir doch alles dadurch erträglicher.

Einsamkeit allein erhält diese Liebe für die schönen Wissenschaften, und diesen Geschmack für Philosophie, und alles was den Geist im Stillen angenehm beschäftigt. Es ist unmöglich daß sich Geschmack bey allen Herren im Amte erhalte, da viele sich dagegen oft so schnöde in die Brust werfen, und immer laut lachend sagen, da weiß ich nichts

von!

von! Geübte Denkkraft, ein beständiges Streben nach neuen Beobachtungen und Ideen, ist eine beständige Zuflucht für den, der sich durch jede Beobachtung bereichert glaubt, und dem Denken immer Früchte bringet. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte, und nun alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philosophen Stilpon zu sich rufen, und fragte ihn: ob er bey dieser Verwirrung nicht das Seinige verlohren habe? Nein, sagte Stilpon, denn alles was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlanget, so muß man ihm die Hypochondrie wünschen; oder man muß, nach der Manier gewisser kleiner Schweitzerischer Republiken, die nur einen Kopf haben, diesen Kopf weghauen.

Einsamkeit allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geist und erhabenem Charakter, könnte Licht und Wärme um sich her verbreiten, und lebt verachtet, miskennt, und verworfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man schätzet diese alle höher als ihn. Noch hat er nichts geschrieben, noch ist kein öffentlicher Beweis seiner Fähigkeiten, seines Werthes, und seiner ganzen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf was er schrieb, dessen Buch keine Lügen enthält, dessen ganze Seele man eben so natürlich in seinem Buche sieht, wie in einem Spiegel (*). Rousseau schrieb und verbarg

(*) In einem schönen Buche, Nessir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) ist dieß alles unendlich schöner und besser

verbarg sich; hätte man nur mich gesehen, sagt er, so hätte man nie gewußt, nie sogar geargwohnt, was mit mir ist (*).

Man-

besser ausgedrücket, als ich es sagen könnte. „Wohl dem Manne, heißt es da, den nicht „gereuen darf, was er, mit der Feder oder „mit dem Pinsel öffentlich hinschrieb! Er geht „davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie „redet Er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu „sehen ist, mit unzählichen Menschen. Die we„nigsten kennt Er, die meisten sind noch unge„bohren. Er sagt mehr als er selber zu sagen „glaubt; einem jeglichen etwas anderes, nach„dem einer, zu der Schrift oder zum Gemählde, „Sinn, Herz und Geist mitbringt. Jeder macht „daraus was er machen kann, und was er eben „zu dieser Zeit nöthig hat."

(*) Le parti que j'ay pris d'écrire et de me cacher, est précisement celui qui me convenoit. Moi présent on n'auroit jamais sçû ce que je valois, on ne l'auroit pas soupçonné même.

Mancher Schriftsteller, der weit unter Rousseau steht, kann dieß ohne alle Eitelkeit denken. Wer möchte alles sagen was er fühlt. Misverstehen würde man alles. Aber man kann schreiben und drucken lassen was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Ansehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken lassen; oder vielleicht gar einen grossen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt ist von allem was er denkt und empfindet; so rächet hingegen mancher seine Ehre eben durch das was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer schweigt.

Einsamkeit ist also der Canal aus dem alles hervorgeht, was man im Umgange verheelet. Da macht man, wenn man schreiben kann und mag, seinem Herzen Luft. Wir schreiben zwar nicht immer darum, weil wir einsam sind, aber wir müssen doch einsam

seyn

seyn wenn wir schreiben wollen. Das Vergnügen seine Gedanken und Gesinnungen vor ein grösseres Publicum zu bringen, als das Publicum worinn man lebt, ist der größte und beynahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht sagen kann und mag was er denkt.

Schreiben und Schwatzen sind freye Künste. Schreiben muß man in der Einsamkeit; schwatzen und schnacken kann man überall in Gesellschaft. Aber es ist viel besser daß ein Schwätzer schreibt, weil alsdann niemand gegen seinen Willen nöthig hat ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in seiner Kammer. Aber wer philosophiren oder dichten will, der muß seine volle Freyheit haben, der muß nicht jeden Augenblick seine Thür knattern, oder seine Kinder schreyen hören. Ihm muß nicht gleich, vom frühen Morgen an,

das Schöpsgesicht seines Bedienten jeden Augenblick vor das Anschauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn alleine lassen. Er muß dem Triebe seines Kopfes folgen, sich hinsetzen können wo er will, wenn es ihm beliebt, und wohin ihn der Geist treibt, unter freyem Himmel oder zu Hause, dort in dem Schatten eines schönen Baumes, oder hier in seinem Lehnstuhl. Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dieß alles nicht beysammen, wird man immer unterbrochen (*), so muß man freylich seine Seele

(*) Eine der größten Kräfte der Seele, ist die bewunderungswürdige Kraft so vieler Minister und Staatsmänner, die immer tausend Dinge zusammen verrichten, immer sich unterbrechen lassen,

Seele Brach liegen lassen, bis die gute Stunde kommt, da man selbst durch alle Hindernisse herdurchbricht, und alle seine Fesseln

lassen, und dann noch immer ihren Faden da wieder aufnehmen, wo sie ihn haben fallen lassen. Alles kommt bey allen Menschen hierbey auf Gewohnheit an. Es ist äusserst wichtig, schon bey der ersten Erziehung darauf zu sehen, daß man nicht bey jeder Unterbrechung den Faden seiner Gedanken verliere. Aber auch im männlichen Alter müssen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten lassen, gleich aufzufahren wenn uns etwas in die Quere kommt, und den Gang unserer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeuget freylich sehr leicht diese üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entstellet Geist, Herz, und Charakter, auch bey Menschen die im Grunde äusserst gutmüthig sind. Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, und ein fester und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, sind darum an allen Menschen ehrwürdig. Nicht wenige Damen von

malmt. Gut schreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zum schreiben, wenn man nicht die glückli-

chen

meiner Bekanntschaft schreiben die schönsten Briefe, auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friseur unter beständigem Schnack, sein grosses Werk an ihnen verrichtet; oder indem sie, noch obendrein, ihr Zimmer voll Menschen haben. Cäsar, Haller, Möser, Iselin, und Lavater sind grosse Beyspiele dieser Geisteskraft. Lavater sitzt bey seinem Mittagsessen, unterhält seine Gesellschaft von allem was man will, steht auf, und schreibt, indem er in seiner Stube auf und nieder geht, ein Dutzend Briefe an seine Lieben und Getreuen. Dann kommt Er wieder zu Tische, wo er der angenehmste, sanfteste, offenste, und liebenswürdigste Gesellschafter ist. Dann steht er wieder auf, und schreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch, unterhält er sich mit vornehmen Damen, Fürstinnen sogar, und schreibt an ihrer Seite, unzähliche Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt, und dictirt zugleich

chen Minuten ablauert, in welchen der Kopf helle ist, und das Herz warm. Man muß erwecket seyn durch lebhafteres Anschauen,

gleich ein Buch, seine Messiade zum Exempel. Menschen hingegen, die solche Geisteskraft nicht haben, unterbricht und zerstreuet Alles; dieß ist Schwäche, und diese Schwäche habe ich. Immerwährender grausamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte, und bey dem ich alle meine Geschäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend ist als aller Schmerz, und den Geist noch weit mehr zerrüttet, stürzten mich in diesen Zustand. Den äusserst seltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verstimmet mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue sie entweder gar nicht, oder äusserst unvollkommen. Seitdem ich anfieng dieses Buch zu schreiben, ward ich, durch die beständigen Unterbrechungen, oft auf viele Monate so verstimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu schreiben, daß ich an mein Buch gar

erhöhet durch edlere Gesinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man alles gewaltig anfassen, aber auch

sorg-

nicht mehr denken mochte. Zu anderer Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, sträubte ich mich wenigstens gegen die zu häufigen Unterbrechungen, so viel ich es mit Ehre und gutem Gewissen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich mußte. Aber daher kommt auch mein zerstückelter Vortrag, und vielleicht das meiste was in diesem Buche schlecht ist. Soll ich so gut schreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften schreiben kann, so muß ich glauben, ich sey nun auf vier, fünf, bis sieben Stunden frey; und dann werfe ich auf einmal alles aus, was in mir ist. Weit bessere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung, und waren doch wahrscheinlich weit gesunder und stärker als ich. Nachdem Kaiser Antoninus die morgenländischen Unruhen gestillet hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna; und als ihm daselbst jedermann aufwartete, fiel ihm ein, Er habe den Redner Ari-

stides

sorgsam seine Gedanken auslesen, und seine Worte ausbilden. Dann frägt man sich selbst nicht mehr: soll ich schreiben oder nicht? Man muß schreiben; und fiele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunst der Grossen, Alles, darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte diesen innern Ruf, als er sich aus der lasterhaftesten und schmutzigsten (*) aller damaligen Städte in der Welt,

stides noch nicht gesehen. Wo bleibt Aristides, fragte der Kaiser seine Hofleute? Die Hofleute versicherten, Aristides sey noch nicht da, sonst würde man ihn leicht erblicken, und vor den Kaiser bringen können. Endlich kam Aristides. Der Kaiser fragte ihn: warum hast du so lange aufgeschoben mich zu sehen? Aristides antwortete: ich arbeite; und du weißt, daß das menschliche Gemüth die Unterbrechung seiner Gedanken ungerne erträgt.

(*) Petrarcha macht in seinem zweiten Dialog mit dem heiligen Augustinus, von der Stadt Avignon folgendes Gemählde, bey dem vielleicht für

der Stadt Avignon, in welche die Päbste den heiligen Stuhl, und die Schlüssel zum Himmelreiche verleget hatten, von dem Papste der ihm gewogen war, und von allen Cardinälen und Fürsten losriß. Als ein sehr junger Feuerkopf sonderte er sich ab von einer solchen Welt, und gieng, sechs Stunden

deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind. „Ich wohne, sagt Er, in „einer schmutzigen und geräuschvollen Stadt, „in der Abzucht und dem Pfuhle alles Schlam„mes von der Welt. Alles verursachet mir hier „Widerwillen und Ekel. Allenthalben und bey „jedem Schritte, stosse ich, in diesen engen und „abscheulichen Gassen, auf stinkende Schweine, „auf wütende Hunde, auf rasselnde Wagen, auf „Gespanne von vier Pferden die den Durchgang „versperren, auf Bettler von schauerichtem An„blick, auf Fratzengesichter aus allen Ländern, „auf unverschämte und übermüthige Vornehme „und Reiche die ersoffen sind in Vergnügungen „und Unzucht, und überall auf einen unbändi„gen Pöbel, der sich immer in den Haaren liegt.“

den von Avignon, in seine berühmte Einsamkeit nach Vauclüse, wo er einen einzigen Menschen zur Bedienung um sich hatte, und nichts besaß, als ein kleines Haus, und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieses Ortes eingenommen, ließ er alle seine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle seine Schriften sind da verfertigt, oder angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vauclüse geschrieben, als sonst in allen übrigen Oertern seines Aufenthaltes. Aber er feilte da auch immer an seinen Schriften, und konnte sich sehr lange fast gar nicht entschliessen irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Musse, die er in Neapel genoß, unedel und dunkel. Aber er schrieb in dieser Musse seine Georgica, das vollkommenste aller seiner Werke, das in jeder Zeile verräth, Virgil habe gewußt, daß er für die Unsterblichkeit schreibe.

Jeder grosse Schriftsteller wirft diesen enthusiastischen Blick auf die Nachwelt, hat diese Ahndung der Unsterblichkeit. Der gute Schriftsteller verlanget für weniger Aufwand, auch einen geringern Lohn, und findet zuweilen was er verlanget. Beyde müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen. Also ist alles was sie thun, und alles was sie gewinnen, immer eine Wirkung der Einsamkeit. Liebe für die Einsamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und festhalten, wenn sie etwas hervorbringen sollen das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblickes weiser Zeitgenossen werth sey. Alles was tiefes Gefühl auf einen Schriftsteller vermag, erhält durch Einsamkeit das Daseyn. Da überschaut und sammelt er alles, was in der Welt seine Seele drückte. Da schärft er seine Pfeile gegen verjährtes Vor-

urtheil, und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menschen begeistern den moralischen Schriftsteller, und heben ihm die Seele durch die Begierde die Menschen zu bessern, so sehr als manchen andern durch die Begierde ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unsterblichkeit ist das Aeusserste, das sich ein grosser Schriftsteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacons Geist nicht hat, und der in seiner Art nicht eben so gut schreibt wie Rousseau, oder Voltaire; keiner, als solche, die für das Publicum schreiben um ihm Gesetze zu geben, und nicht um Gesetze von ihm anzunehmen. So entstehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen sagen: wir fühlten uns belebet durch diesen sanften und tröstenden Gedanken, man werde auch noch von uns sprechen, wenn wir nicht mehr sind; durch dieses so wollüstige Gemurmel, das uns aus dem Munde eini-

ger unserer Zeitgenossen hören ließ, was einst Menschen von uns sagen werden, für deren Unterricht und Glückseligkeit wir uns aufopferten, die wir hochschätzten, die wir liebten, ob sie gleich noch nicht gebohren sind. Wir fühlten wie dieser Keim des Wetteifers sich in uns entwickelte, der dem Tode unsern besten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein schmeichelnden Augenblicke unsers Daseyns entreisset.

Ruhmbegier leitet aus dem kleinen Lichtkreise einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfeld, zu Thaten deren Andenken nicht stirbt, und nicht sich endigt bey Tode und Grab. Der Mittag des Lebens ist dann noch eben so schön als sein Morgen. Lob, das starke und erhabene Seelen schon besitzen, sagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr schärfen und erwecken; durch die Kraft des

schon erworbenen Ruhmes werden sie getrieben, wie durch einen Sturm, zu allem Schönen und Grossen. Sie betrachten sich nicht als schon belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für die ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; sie würden sich schämen ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch grössere Thaten.

Wer mit der Faust ins Gesicht alle falsche Ehre, allen dummen Beyfall, jedes schale Compliment, demjenigen erwiedern möchte der ihm das Compliment macht, fühlet doch eine gewisse Wärme im Herzen bey der Schwärmerey, mit welcher Cicero sagt: warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten

Seelen fühlen diesen Zug am stärksten? Sogar die Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da wo sie die Geringschätzung eines grossen Namens predigen, sie wünschen, daß man sie nenne und lobe. Keinen andern Lohn verlanget die Tugend für alle Mühseligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in diesem armseligen und kurzen Leben diesen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahndungen der Zukunft, steckte sie ihren Gedanken keine weitere Grenzen als die engen Schranken dieses Lebens, so würde sie weder durch so schwere Arbeiten sich ermüden, noch mit so vielen Sorgen und Nachtwachen sich quälen, noch so oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit

Ruhm-

Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in so vielen Gefahren schweben, unser ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen, und dann kleinmüthig glauben, alles sey auf einmal mit dem letzten Hauche verlohren? Viele grosse Leute waren darauf bedacht, ihre Gesichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlassen, und warum sollten wir nicht vielmehr wünschen unsern Geist und unser Herz für sie abzubilden? Ich wenigstens dachte immer bey allem was ich that, ich säe für die Zukunft, und zum ewigen Andenken bey der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieses nach meinem Tode erinnern, oder nicht erinnern, so labe ich

mich doch itzt an dem Gedanken und mit der Hofnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerey sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. Ach wer so glücklich wäre diese Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleisse; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeern? Der Geist grosser Herren wird groß, wenn sie sich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor allem ekelt, was Körper und Seele entnervt; wenn sie die Prediger geiler Lüste von sich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bey ihnen nur dadurch suchet, daß er sie zum Laster hinlocket, alles Grosse für ihre

re Augen verkleinert, und alles Gute ihnen verdächtig macht. Aber Ringen und Verlangen seinen Ruhm durch Thaten auszubreiten, und sein Ansehn durch innere Würde und Geistesgrösse zu vermehren, bringt Vortheile die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Throne erwirbt, ohne Tugend, und beständige Hinsicht auf die Zukunft.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Zügen mahlt. Er schreibt nicht für sie; aber was er schreibt, kann bey ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht diese klug. Heller Unterricht, grosses Beyspiel, und verdienter Ruhm, bringen dann doch Früchte, wenn

der Mann im Grabe liegt, an dessen Verdienst itzt der Zahn des Neides nagt. O Lavater, tausend und noch tausend Gecken und Schurken wird man vergessen; dich, und nicht sie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen übersehn, weil du wirklich ohne die nicht so groß geworden wärest, und nur auf das hinblicken was du vor andern voraus hast. Dann werden deine physiognomischen Fragmente, wie der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten dir prophezeyt, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit mit der du Worte schaffest und umbildest, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks, und die treffende Charakteristik menschlicher Sitten und Schwachheiten, als eines der wenigen deutschen Originalwerke noch stehen bey jeder Nachwelt, unserm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wissen,

daß Lavater, der Schöpfer so mancher neuen Wahrheit und seiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaßners Gauckelkünste glaubte.

Solcher Ruhm erwartet grosse Schriftsteller. Was Cicero so schwärmerisch zu hoffen schien, geschah. Den Beyfall, den Lavater ahndete bey allem Unflat mit dem man in der Schweitz und in Deutschland nach ihm warf (*), wird seine Physiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur Consul gewesen, und Lavater nur Thaumaturg, so bliebe von beyden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verschlinget, und nur für die Ewigkeit aufbewahret was der Ewigkeit werth ist.

(*) Lavatern, und seine nunmehr übersetzte Physiognomik, hat man in England weit schärfer beurtheilt, und ungleich besser, gutmüthiger, und freundlicher aufgenommen, als in Deutschland.

So gewiß ein guter Schriftsteller Menschen von gemeinem verschliffenem Gepräge übertrift, so gewiß übertrift auch das Schicksal seiner Gedanken das Schicksal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieser verschliffene Haufen giebt zwar an jedem Orte den Ton an, und bey ihm erkundigt sich jeder schlechte Kopf was er denken und sagen soll. Aber jeder gute Gedanke ist unsterblich, und die Gedanken solcher Kerle verschwinden mit dem Tage der sie hervorbrachte.

Geschrey ohne Geist, und grosse Worte ohne Werke, erlauben daß man den elenden Halbkopf, den frostigen Spötter, und schalen Witzling frägt: warum willst du Alles deuten und auslegen was ich schreibe, da doch meine besten Züge nichts bey dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer bist du? Was macht dich hier zum Archivarius der

Dumm-

Dummheit und zu unserm Geschmacksführer? Wo sind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren ersten Männern hast du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man daß du bist? Warum predigst du dein nil admirari immer nur im Weinhause? Warum unternimmst du nur dort Schande auszugiessen über alles Edle, Grosse, und Gute, als eben darum weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlst, und von allem dem nichts hast? Suchst du etwa hier bey der schwachen und lauten Menge Beyfall, weil ausserhalb kein Mensch dich schätzt? Verachtest du dauerhaftes Lob, weil du nichts lobenswürdiges thun kannst: o so wird der Name bleiben den du anspeyst, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier ist natürlich und erlaubt unter solchen Unköpfen. Aber nicht als Apel-

lation an sie, sondern als Apellation an gesunden unparteyischen Menschenverstand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbemerkten Menge sich heraushebt, und deren Herz gewiß einem Schriftsteller sich öfnet, wenn sie sehen wie zutraulich er wünschet in dasselbe sich zu ergiessen. Für solchen Beyfall schließt man sich ein. Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauren und in Fensterscheiben schreiben, die demüthigsten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, so deucht mir doch derjenige beynahe ein eben so demüthiger Candidat, der irgend etwas für die Stadt schreibt in der er lebt. Wer keines Clubs und keines Ordens Mitglied ist, und Ruhm suchet unter den Menschen um sich her, ist ein Narr der Samen aussät auf Steinen. Etwas gutes verzeihen sie vielleicht; aber nichts kühnes, grosses, und freyes. Also muß man

fein artig und bescheiden die Ohren hängen lassen vor jedermann; denn öffentlich etwas ruhmwürdiges oder in der Ferne gerühmtes thun, ist, wenn ich die Sache rund und frey heraus sagen soll, an manchem Orte eben so viel, als dem lauten Haufen um sich her stückweise die Ohren abhauen.

Hat aber ein Schriftsteller Herz und Seele, so sagt er sich, daß unparteyische und vernünftige Menschen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben als seine Mitbürger. Jene fragen: bezieht sich das Buch auf den Menschen? Hat es eine gute moralische Absicht? Wirkt es auf Geist und Empfindung? Ist es keck und frey geschrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Grosses oder Gutes lächerlich? Herrscht ernsthafte Absicht, bey Witz, und Scherz, und Laune?

Erhellet es unsere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlasset es edle Gesinnungen und gute Entschlüsse: o so bedürfen wir keines andern Maasstabs für unsere Empfindung, und unser Urtheil; das Buch ist gut; und sein Verfasser ein Meister.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in diesem Umgange der Schmeicheley und Falschheit, bey welchem man betrügt und betrogen wird, bey welchem ein jeder unter einer angenommenen Gestalt erscheint, Hochachtung zu erkennen giebt die er nicht empfindet, und Lob ertheilt um Lob zu empfangen, bückt man sich vor jedem Schurken, und nennt jede Närrinn Ihr Gnaden! Aber wer sich absondert von diesem Kreise des Betruges, verlanget keine Complimente, und giebt dem keine, der sie nicht verdient. Tausend höfliche Grimassen, womit man uns in Gesellschaft beehret, wären nichts gegen den stil-

len Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Ungerechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt, und selbst mitgeht.

Auch alles Gezwitscher einer Assemblee, und aller gesellschaftliche Schnack, ist nichts gegen häusliche Glückseligkeit und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele, die alle schlafenden Kräfte unsers Geistes aufwecket; die uns mehr Feuer und Stärke giebt als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unserer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beyfall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit ihrer Gesinnungen begeistert; die alles was wir denken, thun, und sind, mit critischem Scharfsinn wiegt und prüfet; die alle unsere Fehltritte sieht; die uns immer mit Ernst

warnt, und uns immer liebreich bestrafet; die immer durch ihre Gefühle unsern Geschmack erhöhet; die durch die liebreiche Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufkläret, und durch die Ergiessung ihres Herzens in unser Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unsern Charakter die letzte Hand legt durch den sanften Zug ihrer Liebe, und die süsseste Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Gesinnungen.

In solchem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unsere Mitbürger sehen uns wie wir im öffentlichen Umgange seyn müssen, und nicht wie wir in der Einsamkeit sind. Im Weltumgange kehret man immer die flache Seite auswerts, und verbirgt die eckigte Schärfe, und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menschen finden Geschmack und Vergnü-

gen an uns (*). Wenn wir keine Bücher geschrieben hätten, so würde beynahe die ganze Stadt bey unserm Tode sagen: ach sie begraben einen guten Mann! Denn ihr seht wie in einem flachen Lande (**) alle Menschen einem flachen Menschen gut sind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unsern Zeitgenossen als unsern Mitbürgern. Da

stechen,

(*) Le materiel fait le prémier mérite de l'homme, schrieb mir einst ein grosser Mann, und einer meiner geliebtesten und verehrtesten Freunde in Deutschland, et pour vivre en paix, on doit se garder de faire apperçevoir l'autre partie de soi-même.

(**) Flacher ist in dieser Absicht wol kein Land in der Welt als die Schweitz. Herz und Seele hält man, zumal in aristocratischen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man sich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menschen nur deswegen, weil sie Verstand haben; und Tugenden sogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe.

stechen, unter dem Guten, auch unsere Fehler hervor; denn unsere Schriften zeugen oft wider uns, wenn wir ehrlich darinn sind! Und wie tröstend ist das für unsere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unser Lob hinhallet, und die doch zuweilen den abscheulichen Gedanken, wie einen scharfen Knochen, hinunter würgen müssen, daß es Leute in der Welt giebt die etwas aus uns machen. Wahr ists, wir sind oft ein wunderliches Gemische von Tugend und Leidenschaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum sollten wir das verheelen? Aber unsere Schwachheiten gehen mit allem was menschlich an uns ist, ins Grab; sie fallen hin, mit unserm Körper, der sie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirket hat; unsere Schriften sind unser Nachlaß.

Dann nagt der Neid nicht mehr an unserm Namen. Unsere Verläumder schweigen,

gen, und die Schnacksucht hat dann wieder ander Futter. Dann sprechen Menschen die uns liebten, und sich itzt wohl hüten so was sich merken zu lassen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unsern Namen erheben wollten über solche vollbürtige Namen, die stündlich alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergessenheit sich zu versenken, und die ihren Zweck erhalten. Vielleicht verzeiht man uns den eitelen Wunsch etwas zu hinterlassen, das nicht gleich mit uns sterbe, oder das doch wenigstens bey unserm Leben eine Apellation sey, von dem Urtheile unserer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblasen wollten, und dann immer dabey ausriefen: bey uns ist

Alles gut, und nirgends ists so gut wie bey uns; und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beständigen Mislaut zwischen uns, und jenen witzigen Köpfen, die alle Käferleidenschaften haben, und keine grosse; die eben so gefühllos für wahren Ruhm sind, als unfähig denselben zu verdienen. Und wäre auch unser Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geschieht, so verdenkt uns dann doch niemand mehr, daß wir etwas Edleres bey unserm Leben können wollten, als das Geschmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermannten wir uns noch in der späten Zeit, da die Rose ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlem Stolze suchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit

mit wenigstens unser Andenken so lange nicht welke, so lange das Haupt nicht neige, als in uns die Glut noch lodert, die unsere Jugend erwärmte, und die unser Alter belebet.

Unabhängig von aller dieser Schwärmerey um Ehre, bleibt in der Einsamkeit dem Schriftsteller ein Vergnügen, das niemand fähig ist ihm zu rauben, und das mehr werth ist, als alle Ehre der Welt. Er beschäftigt sich doch nicht allein mit dem was seine Arbeit wirken wird, denn er muß auch seine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabey seine Tage. Welches Vergnügen quillt schon beym Schreiben, aus anhaltender Aufmerksamkeit, und dem zuweilen damit verknüpften stillen Enthusiasmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabey vergessen. Ach eine einzige Stunde der Ruhe, gäbe ich nicht um alle Aussichten in die Ewigkeit des Cicero.

ro. Ruhe mitten unter beständigem Schmerz, ist ein Genuß der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der sie dann auch zu allem Guten fähig macht, und erhebet. Das innige Vergnügen doch wenigstens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man fest glaubte, man könne gar nichts mehr hervorbringen, kennet zwar der Gesunde nicht, denn Er hat Zuversicht in seine Kräfte. Aber für jeden kranken Schriftsteller ist jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede gelungene Wendung, jede wohlgestellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meisten das trostreiche Zurücksehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geistes, ein Gegengift der Melankolie, und ein wahrer Vortheil der Einsamkeit. Unendlich grösser und wesentlicher sind diese Vortheile, als alle Träume, Ahndungen, Visionen,

nen, von Ehre und Nachruhm. Und wer entsagt, bey solchem Genusse, nicht gerne jener Schwärmerey, gegen die unsere Vernunft doch so viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur für so lange befriedigend deucht, als man nicht recht bey sich selbst ist.

Sich selbst alles seyn, ohne alle äussere und fremde Hülfe von Menschen; Stunden, die sonst Traurigkeit, Unmuth, und Schmerz, aus unserm Leben wegrissen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dieß ist der größte Vortheil den Schriftstellerey hat und giebt, und mich befriedigt dieser allein und ganz. Wer freuet sich nicht im Stillen, wenn er sieht was er in einem einzigen Abend thun kann, indeß da zweyhundert Kutschen durch seine Gasse rollen, und alle Wände seines Hauses von der allgemeinen Visitenwuth zittern.

Träume nun jeder von Aussichten in dichterische Zukunft und idealische Unsterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Diese Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einsamkeit. Ich läugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn grosse, gute, und schlechte Schriftsteller machen dabey ihr Glück: die grossen, weil ihr Name bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blühet; und die schlechten, weil man sie vergißt. Aber alle diese Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftschlüsse, leiten indessen zu einem Zwecke; sie erweisen, durch welche Kräfte alles Grosse in der Einsamkeit vorbereitet wird, und wie leicht man sich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheiten einiger Schriftsteller sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit. In langer Entfer-

nung von dem gesellschaftlichen Umgange wird man immer weniger biegsam, und weniger geschmeidig. Aber wer auch diese Welteigenschaften behält, ärgert sich doch, daß er immer in Gesellschaft sich ganz anders zeigen muß, als er ist; und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal sein Herz auszuleeren (*).

(*) Dieses Bedürfniß ist zumal in Italien besonders groß, wo es, auch ausserhalb der Klöster, viele Einsame giebt, die ihr Leben in philosophischer Ruhe zubringen, und dann ziemlich unbefangen über alles ihre Meinung eröfnen, was sie etwa in der Welt frappirt. Herr Jagemann sagt in seinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es giebt Edelleute in Florenz, die „seit der Erlöschung des Mediceischen Geschlechts „nie aus dem Hause gekommen sind, daher dann „auch wenige Menschen die besten Köpfe Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den „Musen, und sammeln sich durch ein lang fort„gesetz-

Das soll der Schriftsteller nicht, sagt unsere Welt, weil die ganz allein in der Einsamkeit entstandene moderne deutsche Manier dem Leser Gesellschaft zu machen, bey manchem Schriftsteller doch weit mehr üble Lebensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterricht beyträgt. Indeß liegt auch in dieser Manier etwas Gutes. Unsere Litteratur erwirbt dadurch immer mehr Freyheit,

„gesetztes Lesen und Nachdenken so grosse Kenntnisse, daß es ein wahres Glück ist, wenn die „Fürsten von ungefehr solche Männer kennen „lernen, und sie aus ihrem einsamen Hinterhalt in ihre Dienste ziehen können. Daher entstehet auch der fast allgemeine Hang der Italiäner zur Satyre. Menschen, die mit ihres „gleichen unzufrieden sind, und in stiller Einsamkeit sich mit Meditiren beschäftigen, werden „durch ihre hypochondrische Laune angetrieben, „anderer Leute Thun und Lassen durch die Hechel zu ziehen. Daher sind auch fast alle Satyren der Italiäner mit bitterm Salze gewürzet.“

heit, sie entfernet sich immer mehr von ihrer sklavischen kriechenden Denkart, sie nähert sich immer mehr den Bedürfnissen der Zeit. Ist die deutsche Nation in Allem noch nicht, was die größten Deutschen wünschen daß sie sey, so kann sie es werden, wenn man doch wenigstens ausserhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt; wenn also Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt; und wenn in jeder deutschen Provinz auch nur einige philosophische Schriftsteller ihre Beobachtungen freymüthig niederschreiben.

Seinem Leser Gesellschaft machen, ist, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frey heraus, wie unter vier Augen sagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anstand und Glück so nicht sagen kann. Deutsche Freyheit nenne ich dieß; Freyheit, die kein Republikaner besser hat,

und manchez Schweitzer wahrlich nicht so gut. Diese Freyheit hat jeder Deutsche, der vor sich im Stillen unter einer weisen und milden Regierung lebt. Aber daß sie einen Theil unsers alten Adels in einigen Provinzen, und alle nicht aufgeklärten Weltleute, etwas unsanft in den Augen schrinnt, das ist begreiflich.

Ein Edelmann wie es scheint, ist in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl, sehr gegen diese neudeutsche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einsamkeit und der Freyheit, die diese Manier erzeuget hat, wol einiges mit Bescheidenheit dabey zu erinnern, so sehr ich auch über verschiedenes mit ihm einstimme. Er, möchte eine allgemein geltende Regel des Styls; und ich, Freyheit des Styls, in Büchern für Menschen von allerley Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, jeder

der sey sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Styl, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern, und Beobachtungen über sich selbst andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, andern zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will, keinen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten; und ich sage: so hohle der Teufel das ganze Handwerk! Er will, einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gerne von einem andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also, immer fremden Gang; und ich, immer so viel möglich,

eigenen Gang. Er sagt, wenn jeder seinen eigenen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige deutsche Männer von grosser Kraft, haben bestimmte Sprache, Tritt, und Schritt gehabt, und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich fasernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respect für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit. Er räth, die grosse Alongeparucke unserer Vorfahren, allen und jeden denen die Borsten nicht so stark gewachsen sind, die ihrem Vortrage nicht solche Farben und solches Leben geben können, ihrem Geiste nicht Fleisch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene deutschen Männer; und ich rathe, anstatt der deutschen Alongeparucke, nur eine ganz bescheidene und bequeme Schweitzermütze.

müße. Er sagt, die besondere Stimmung der Seele grade anzugeben worinn damals der Schriftsteller war als er schrieb, sey itzt eine Lustseuche; ich halte zwar vor dieser Lustseuche, und der andern, immer die Nase zu, und kanns indessen doch auch nie ganz verbergen, wie mir ist, indem ich mich mit meinen Lesern unterhalte. Er scheint zu wollen, man müsse nie thun als wenn man alleine wäre, indem man ein Buch schreibt; und ich schreibe aus keiner andern Ursache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutschen Adel, der sich bekanntlich mit den feinsten Ideen aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande sey manch deutsches Buch nach der modernsten Art und Kunst zu verstehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerley Kost, aber besagte deutsche Schöngeisterey

verstehe ich freylich auch eben so wenig, als warum es im Eismond fast immer regnet, und warum im Wonnemond so oft beynahe die Pest regiert. Zu meinem grossen Vergnügen begreift dieser gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle giebt, in welchen ein Buch buntscheckigt (*) seyn darf; und für

(*) Mich wundert, zum Exempel, ob Rousseaus Confessions wol so allgemein wären gelesen worden, wenn sie den deutschen Tritt hätten? — Diesen Tritt haben sie nun freylich nicht; daher heißt es auch in einer vortreflichen deutschen Recension dieses Buches: „Rousseau überlasse sich „hier zwangloser, vertraulicher, als in irgend „einer seiner andern Schriften, den Begeisterun„gen, Sprüngen, Abfällen, und allen Launen „seiner Imagination und seines Charakters. „Immer ganz, bis zur äussersten Empfindung, „bis zur äussersten Vergessenheit alles des Vor„hergegangenen und Nachfolgenden, von der „gegenwärtigen Vorstellung ergriffen, zeige er „sich abwechselnd so gutmüthig, so muthwillig,

dieses Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben so freundlich die Hand, als wenn wir beyde von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält diese körnichte Abhandlung über den Styl, viel wahre und ganz vortreflich in die Zeit passende Critik; und am Ende derselben zumal, ist viel tiefer Sinn, und äusserst richtiges Gefühl. Das einzige was mich dabey wurmte, war eigentlich weiter nichts als das: Ob mir zwar alle oft so erschrecklich am unrechten Orte angebrachten Launen, Ausschweifungen, und Bocksprünge unserer schönen Geister, völlig eben so unangenehm sind als diesem Edelmann, so deucht mir doch, durch diese freye und allerdings blos in der Einsamkeit recht zur Reife kommende Art zu schreiben, sey schon itzt mehr

„so klein, so groß, so glücklich, so unglücklich in „der Art, wie die Dinge auf ihn wirken, daß man „kaum glaube denselben Mann vor sich zu haben.“

mehr Freyheit in die deutsche Welt gekommen, als lange nicht mehr darinn war; und durch diese mit Geschmack und Sittlichkeit gebrauchte Freyheit, die man in mancher deutschen Provinz am meisten von der Welt abgesonderten Schriftstellern zu danken haben wird, müsse eben so viel gemeinützige Wahrheit in Umlauf kommen, als itzt noch alter Schnack in der Provinz ist.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in so mancher Gegend von Deutschland, weil da auch der Styl der Gesellschaften, auch die Stimme des Volkes, auch die allgemeine Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer sieht und höret einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit, einen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten. Weltleute, die sich mit den feinsten Ideen fremder Völker nähren, müssen da eben so gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten,

eben so gut ihre Ohren hängen lassen, als jeder andere, dem dieser Schafsgang die Galle reitzt. Wenn also unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen keck vor ihrem Publicum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal muthig und dreist alles bey seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von allem sprechen worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kommt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens, und dann endlich wirft jeder zum Modell seiner Denkart, den Leisten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müssen unsere Schriftsteller eine ganz andere Welt kennen als ihre Universitätswelt, oder ihr Vaterstädtchen, oder nur das Haus worinn sie gehofmeistert haben.

ben. Sie müssen gebildet seyn durch Umgang mit Menschen von allen Nationen und Ständen. Sie müssen den Umgang mit Vornehmen nicht scheuen, und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange sich oft zurück ziehen, oft und lange einsam leben, allen gesellschaftlichen Freuden und Verbindungen, und vorzüglich allem Anspruche auf Beyfall an dem Orte ihres Aufenthalts entsagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu schreiben was nicht ist, oder das was ist zu verheelen.

Unzähliche gute Sachen, die meisten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freylich scheitern, wenn sie sollten durch Gelehrte und Schriftsteller zum Gedeyen kommen. Aber Schriftsteller müssen immer zuerst die Bahn brechen, und es nie übel nehmen, wenn man sie misversteht, und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen,

oder

oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweitzerische Derbheit des Geschmackes und des Styls, fanden Deutsche in allem was ich vormals geschrieben habe, und diese Derbheit war freylich eine Folge meines abgesonderten Lebens. Daß ich sogar noch itzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch itzt gegen meine Landsleute und Zeitgenossen meinen Pinsel in Galle tauche; und vollends deutsch sage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gerne vor ihr Anschauen bringen läßt: dieß erinnert in seiner Anzeige der zwey ersten Theile dieses Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland (*). Man vertheidigte mich in dem thürin-

(*) Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht alles was er schreibt,

thüringischen Zuschauer, schon vor vierzehn Jahren, lebhaft und freundlich, über nichts weniger als folgende Vorwürfe: ich sey ein mürrischer und hypochondrischer Philosoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen fast immer auf Unkosten derselbigen aus; nichts sey sicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenalischen Wuth; mein Styl sey so vollblütig; ich gefalle nicht, und sey nicht zu verdauen: die deutsche Nation sey viel zu züchtig und zu schamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um so was lesen zu können. Kurz, die Engländer seyen unerträglich

schreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt Er bekanntlich auch wol den Mantel nach dem Winde. Daß sich also dieser liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in seinem Merkur ein klein wenig hämisch gegen mich und die zwey ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit erkläret hat, verzeihe ich Ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Obereit seinen Einzug in Weimar! —

lich für die deutsche Delicatesse, also auch die Schweitzer.

Aber mir deucht man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Bücher. Derbheit ist allerdings eine bäurische Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frappirt, und wirkt. Ich bin keusch, sagte ein Dichter, aber meine Verse sind es nicht; und so könnte man auch wol höflich im Umgange seyn, und derbe in seinen Schriften. Oder hat man dann immer nöthig zu schreiben wie man spricht, wenn man nie spricht wie man schreibt? Soll ein Schriftsteller immer, einiger gesellschaftlichen Verabredungen wegen, für Foderung der Grazien halten, was jeder Geck und jeder Affe von ihm prätendirt? Ist es nicht genug, daß er im Umgan-

ge jedem zu gefallen sucht mit dem er redet, und wenn er einmal in Gesellschaft ist, ohne Ausnahme sich allem unterwirft, was da für wohlanständig gilt; daß er also immer nachgiebt, nichts ohne Noth behauptet, immer andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, blos zu hören und zu lernen? Sind nicht viele schöne Geister eben darum im Umgange unausstehlich, weil sie glauben ihre Schriften seyen die äussersten Ideale von Urbanität und Eleganz? Ist es nicht besser, daß man im Umgange vergütet was man mit der Feder versieht, als daß man seine Feder zwingt, und nie seine Zunge? Wer also im Umgange sanft und nachgebend ist, kann doch wol etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen der auffällt und trift; und hie und da eine Wahrheit in der Nachtkappe sagen, wenn andere im Sonntagsrocke immer lügen.

Aus

Aus unserer Conversationssprache ist jeder starke Gedanke verbannt, und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte die Ideen erdrosseln, und Gesinnungen die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Cannibalensprache, und die schmeichelhafte Sprache des Umganges wäre in Büchern Fopperey. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen, und so oft als es nöthig ist zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt, und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sichs bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt, und wo Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Einsamkeit giebt dem Geiste Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat,

über die herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzusehen; wer nichts so ängstlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarheit; wer sich immer nach andern bildet und richtet, und gewöhnlich nach den schalsten Köpfen und herzlosesten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth einsam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einsamkeit zwingt. Man hat sehr gut gesagt, Einsamkeit sey unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit, und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich sey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit, und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth beflecket, verschwindet bey edler Beschäftigung des Geistes. Freyheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer selbst, und veranlassen sie, Kräfte zu versu-

chen, die sie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einsamkeit gestählt. Man fodert da ungleich mehr von sich selbst als in der Welt, weil man, bey solcher Musse, in solcher Freyheit und Ruhe, auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfassende Begriffe, hellere Aufschlüsse, eine grössere Mannigfaltigkeit von Vorstellungen und Verbindungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einsamen nicht eine träge Ruhe seyn, nicht Erschlaffung, nicht Leidenschaftlosigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am Fenster, oder beständiges auf und niedergehen in seiner Kammer, in einem zerrissenen Schlafrock, und in alten Pantoffeln. Ruhe von aussen erhebt die Seele erst alsdann zum Gefühle ihrer selbst, wenn sie recht von dem Gedanken durchdrungen ist, Einsamkeit sey für sie ein Bedürfniß. Erst alsdann zeigt ungestörte Freyheit, dem Witze,

dem Scharfsinn, der Einbildungskraft, und der Vernunft, einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhause, in jeder Stadt bey verschlossener Thür, und wenn alles leise und still ist auf den Gassen.

Ein mir sehr werther Freund hat mir erzählet, er werde nie so sehr zur Schriftstellerey gereitzet und begeistert, wie an Musterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu sehen, vierzigtausend Menschen aus den Thoren gehen, reiten, und fahren; er hat trefliche wissenschaftliche Werke geschrieben, aber Stücke voll Witz und Laune schrieb er nur an Musterungstagen. Ich selbst war in meiner Jugend, nie so gut zu ernsthaftem Denken in Kopf und Herz gestimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beschäftigt sich zum Kirchgang frisirten und puderten, und

ich

ich dann noch, fern vom Lande herein, den einsiedlerischen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerstöret jede gute Wirkung der Einsamkeit. Unruhe hemmet alle Sammlung der Gedanken; daher nimmt das Amt öfterer den Verstand als es ihn giebt. Jeder muß im Amte und in der Welt das seyn was man von ihm fodert; in der Einsamkeit kann er seyn was er will, und was er ist. Wenn darum in Deutschland ein vortreflicher Philosoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllet, so sagt man wol zuweilen: er ist ein Narr, er kann nichts als ein Buch schreiben; oder, seine Bücher sind gut, aber er ist ein Esel.

Vorurtheil und Irthum fasset man in der Einsamkeit eben so scharf, und fest, und muthig an, wie ein Athlete seinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forschet, desto ge-

wisser wird man sehen, und desto stärker wird man empfinden was man gesehen hat. Wenn sich nur erst die Seele ganz in sich selbst zurückziehet, dann wird es ihr auch viel leichter ausser sich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in sich selbst zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er sie sieht, so lächelt er auch geruhig und unbesorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüten, wenn seines Sieges immer gewiß der Gewaltshaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn alles um ihn her faselt und schreyt, sobald Er seine Hand aufmacht, und eine kleine Wahrheit sehen läßt.

Einsamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unserer Leidenschaften, denn sie macht aus hundert kleinen eine grosse. Man weiß aus meinem siebenten Capitel was Einsamkeit Böses auf die Leidenschaften wirket.

Aber, Gott Lob, sie wirket auch Gutes. Sie verrücket Köpfe, und setzet sie auch wieder zurecht. Alles was in uns ist, treibet sie heraus; aber sie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja da fühlet und erfährt man, was Leidenschaft ist. Wie Fluten thürmen sie gegen uns sich auf, und suchen uns zu verschlingen; aber durch Philosophie werden sie zertheilet. Uebet man dann sich da in grossem Kampfe, so giebt Tugend und Verläugnung Riesenkraft, so reisset man Bäume aus ihren Wurzeln, so erweichet man Felsen. Alles ist durch Tugend und Entschlossenheit möglich, sobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenschaft durch nichts überwunden wird, als durch Leidenschaft.

Im Umgange mit sich selbst erworbener Seelenadel ist auch stolz auf sein erprobtes Alter, stößt auch alles Unedle von sich, sondert sich auch allenthalben ab von schlechter

Gesellschaft. Wenn die ganze feine Welt um ihn her, in Unzucht sich wälzet; wenn man überall höret, Unzucht sey eines der ersten Bedürfnisse des Menschen; und es sey für jeden Jüngling der zu leben weiß, eben so nöthig, von der frühesten Jugend an, sich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig ist zu essen und zu schlafen: o so siehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bey nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bey Gefahren, und lässig, wo durch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Grosses geschieht. In euren Hurenhäusern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Grossen, in einen apoplectischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müssiggange entsagen.

sagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle seine Kräfte verschwendet, und sie dann durch übermässiges Essen und Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freyer Luft zu leben, und hat nicht nöthig den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menschen ohne Ausnahme giebt es immer Etwas zu lernen; auf der höchsten Stelle in der Welt, wird man doch nie anders groß, als durch innere Grösse. Je mehr ihr also eure Geisteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übet, desto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geist habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden, wie durch beständigen Reitz zu schönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Tändeley; durch grosses Beginnen; durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder

Kunst; also durch öftern Umgang mit sich selbst, und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Adelsstolz zeiget sich in der Einsamkeit mit aller seiner Hoheit und Würde. Nirgends wirket Leidenschaft fürs Grosse so frey. Mit eben der Leidenschaft, die den Alexander nach Asien trieb, kroch Diogenes in seine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philosoph für die Welt seyn will, muß die Welt gesehen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt entnervt, macht schlaff und weich. Cäsar entriß sich nach wenigen Nächten der Cleopatra, und ward Herr der Welt. Antonius nahm sie zur Buhlerinn, lag immer an ihrer Brust, und verlohr durch Weichheit die Herrschaft der Welt und sein Leben.

Einsamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. Aber Zug nach grossen Gegenständen und entzündete Leidenschaft, zeigen dem Einsamen die Möglichkeit auf einer Höhe zu stehen, vor der dem Weltling schwindelt. Jener ist umgeben von allem was den Verstand erweitert, das Herz erhöhet, den Menschen über sich selbst erhebet; er fühlet daß er unsterblich ist. Dieser lebt, als wenn er gar nicht unsterblich wäre. Einsamkeit vergütet alles was der Weltling für verlohren hält, wenn er heute die Assemblee oder den Club versäumt; oder wenn er nicht allenthalben hinlaüft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zeddel ein Taschenspieler einladet, oder ein Luftspringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne die süsseste Erhebung meiner Seele, kann ich mir nie die Stelle erinnern, wo

Plu-

Plutarch sagt: ich lebe ganz in der Geschichte, und indem ich mich ganz allein mit diesen Lebensbeschreibungen beschäftige, erfülle ich meinen Geist mit den Bildern der größten Männer, und der besten Menschen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig sehen muß, etwas verdorbenes, lasterhaftes, und unanständiges bey mir hervorbringt, so gebe ich mir doch Mühe es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet sich davon weg, und frey von jeder niedrigen Leidenschaft halte ich mich fest an jenen grossen Beyspielen der Tugend, die so gut und so glücklich sind, und so ganz mit unserer Natur übereinstimmen.

Einsamkeit heftet die Seele an jene grossen Bilder, und so vergißt sie alles was auf Erden an ihr zupft. Sie steiget immer aufwerts, und sieht mit Ekel zurück auf das, was sie in der Welt fesselte um sie zu erniedrigen,

drigen, und sie hemmte um sie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieser Höhe entwickeln sich ihre Bedürfnisse und ihre Kräfte. Jeder Mensch kann vielleicht immer noch mehr als er leistet. Es ist darum weise und schön, zu allem sich anzustrengen, wozu man sich nicht ganz untauglich fühlet. Wie manche schlafende Idee wird dadurch erwecket, wie mancher für vergessen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreissig Jahren lebet itzt wieder auf, und thut durch unsere Feder seine Wirkung. Wir können immer mehr als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören uns zu üben, wenn nur immer Leidenschaft das Feuer anzündet, Imagination es erhält, und das Leben uns abgeschmackt scheint, sobald nicht alles in uns gährt (*).

Ein

(*) La force des passions, sagt ein grosser Menschenkenner, peut seule contre-balan-
cer

Ein leidenschaftloser Zustand ist *in der* Einsamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden setzten mich viele Jahre hindurch, bey kurzen Zwischenräumen, in diesen schrecklichen Zustand, seitdem ich nicht mehr Schweitzerluft einathme. Wenn alle Menschen um mich her, denen mein innerer Zustand unbekannt war, glaubten, nun sey ich äusserst aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, gieng ich stille auf meinen Wegen fort, und that mit Herzlichkeit, Treu und Fleiß meine wohlthätigen Geschäfte. Wenn die Raserey allgemein gegen mich war, blieb

ich

cer en nous la forçe de la paresse et de l'inertie, nous arracher au repos et à la stupidité vers la quelle nous gravitons sans cesse, et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle est attachée la superiorité du talent.

ich unempfindlich, und sprach mit keinem Menschen über den bacchantischen Lerm gegen mich auf jenen Kathedern und in unsern Schenken. Ich war krank, ich hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unaussprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken fesselte, und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Besinnlichkeit, ich sagte mannigfaltig das Gegentheil von dem was ich sagen wollte, ich lebte fast ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von allem was andere stärket, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie gerädert, ich glaubte niederzustürzen bey jedem Schritte, und litt alle Marter der Hölle wenn ich saß und schrieb. Alles in der Welt war mir nichts, ausser dem geheimen Gegenstande meines Kummers, den ich in meinem blutenden Herzen verschloß.

Leidenschaft entstehet nur alsdann, wenn die körperlichen Organen fähig sind, das auszuführen was sonst in dem Charakter liegt. Die Organen müssen nicht erwürgt seyn, wenn die Seele wirken soll, die doch allein durch Organen wirket. Aber wenn die Organen nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erst ist sie in der Einsamkeit wie in der Welt wirksam und unternehmend.

Wir haben es leyder nicht immer in unserer Gewalt, einsam und nach unserm Gefallen zu leben. Aber wahr ist es doch, daß Einsamkeit in jedem Alter glücklich macht, und immer forthilft zu grossen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einsamkeit sich verlieben, wenn er fähig wäre zu fühlen und zu glauben, zu welchen grossen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortschritten im Erkennen sie schon in frühen Jahren leitet. Ein weises Alter

findet in der Einsamkeit seine frölichsten Tage. Immer denket man da, alsdann grösser und besser wie in der Welt. Im Stillen sehen wir, wie die Dinge gehen sollten, im Getümmel, wie sie gehen. Aus ungestörtem Nachdenken und tiefer Meditation, kommt und entspringet doch das Gröſte was die Menschen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerksamkeit auf kleine Dinge, flattert in der Welt aller Geist weg. Etwas hinreissendes muß hingegen in der Einsamkeit seyn, da doch so mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, alles da verachten lernte was des Staubes ist, sein Haus wüste liegen ließ, seine Ländereyen dem Unkraut übergab, und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verlieret man überhaupt, sobald man Enthusiasmus für grosse Dinge fühlet. Zu kleinen Ge-

schäften taugen darum schlichte Köpfe (*) unendlich viel besser, als derjenige der gerne in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geist, den das Amt so oft tödtet, als Einsamkeit, Musse, und Freyheit. Auch den Menschenbeobachter, den Schriftsteller, rettet sonst nichts, wenn er durch alles gebeugt ist was ihn umgiebt, allgemein misverstanden, und allgemein verhöhnet. Seine Seele erkranket unter diesem allgemeinen Drucke. Sie ist schon halb todt; denn was hülfe es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu schrei-

(*) Helvetius sagt: l'homme de bon sens (ein schlichter Kopf) est un homme dans le caractere duquel la paresse domine. Il n'est point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers postes fait inventer aux grands hommes de nouveaux ressorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait semer dans le present le germe des evenements futurs.

schreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf speyen wird, sobald er hört von wem es kommt? Verlangen nach Ehre stirbt, wo man keine Ehre erwartet. Aber nehmet diesen Menschenbeobachter, diesen Schriftsteller, weg aus dem Wirkungskreise der Abderitheit; gebt ihm Musse und Freyheit, Dinte und Papier, so ist er gerochen, und was er schreibt, werden Nationen lesen. Unzähliche gute Köpfe bleiben nur darum immer mittelmässig im Amte, weil sie verschmachten bey Geschäften, die ihnen nichts zu denken geben, und die eben deswegen jedem Tropf besser gelingen als jedem Denker.

Einsamkeit setzet alles an seinen gehörigen Platz. Da freuet man sich daß man denken darf, und so vielen Menschen um sich her dadurch misfällt, und so viele Zeit dadurch ersparet. Sehr oft ist dieses allgemeine

meine Misfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der sich gerne in stillem Nachdenken übt, wenn es einem Dutzend Alltagsköpfen täglich einfiele nach seinem Befinden zu fragen. Indem er eben, in einem Augenblicke von Ruhe, eine Idee gehaschet hätte, und nun gerne schreiben, lesen, nachdenken möchte, würde eine Kutsche nach der andern vorfahren, er müßte einen Besuch nach dem andern annehmen, und dann Alltäglichkeit saufen wie Wasser. So wären alle seine Gedanken verlohren. Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden, und wahres Ersticken der Seele von Mismuth über das Visitenwesen, das blos durch den Knall seines Vorfahrens schon erschrecket, und in der That alles Gute erstickct, nur dem Unkraut Gedeyen giebt, und zu nichts taugt, als blos eine Schaar von

Müs-

Müssiggängern und Müssiggängerinnen ihres Wassers zu entladen.

Welcher Denker wünschet nicht, in dieser und in mancher andern Absicht, recht sehr vielen Menschen zu misfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch, für den der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte; und folglich ihn jeder zum Essen haben wollte, und in jeder Gesellschaft gefragt würde, kommt er nicht? Aber gewöhnlich sind solche Leute nicht die, welche man am meisten hervorzieht und liebt. Nie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menschen von ganz gemeinem Gepräge in Harnisch. Gesteht es nur, es steckt doch etwas Grosses in dem vornehmen Manne dort, gegen den ihr alle schreyt, gegen den jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Gesellschaften Fluch und Untergang prophezeyt, dem man hundert Ver-

brechen aufbürdet, und dann doch bey allem Suchen und Grübeln nie kein einziges erweiset. Beneidenswerth ist das Schicksal von jedem denkenden Kopfe, den sein Publicum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch alleine; und da es ihm so natürlich vorkommt, daß man ihn nie versteht, so wundert er sich auch nie, daß über alle seine Handlungen und sein Leben nie anders geurtheilt wird, als schief; und daß auch seine Freunde immer, die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurechte setzen müssen, und doch nie zurechte setzen.

Bey dem grossen Haufen war dieß das Schicksal des grossen Grafen zu Schaumburg Lippe, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner misverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehen; und doch verdient sein Name in der ersten

Reihe

Reihe grosser deutscher Namen zu stehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er fast immer einsam lebte, und sich vor der Welt verschloß; aber sein kleines Land mit grosser Weisheit regierte. Er hatte freylich etwas Auffallendes beym ersten Anblicke, und eben deswegen ward auch sein Inwendiges so sehr verkannt. Der Graf von Lacy, vormals Spanischer Gesandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bey der Spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf von Bückeburg anführte; das Aeusserliche dieses Grafen habe alle Spanischen Generale, als sie ihn beym Recognosciren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: sind denn die Portugiesen von Don Quichotte commandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von grossem Verstan-

de, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen von Bückeburg in Portugall, und von der Grösse seines Geistes und seines Charakters, mit Entzückung. Es ist wahr, er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Haltung seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner ausserordentlich langen hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes, wobey man freylich an den Don Quichotte denken konnte. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte, und Ruhe, sprachen mit den lebendigsten Zügen aus seinem ganzen Gesichte. Ich sah den Grafen nie an, und sprach nie mit ihm, ohne dabey immer zu denken, wie sanft und groß bist du! Heroische Gesinnungen, und erhabene Gedanken, giengen aus seinem Munde, so leicht

und häufig, als sie aus dem Munde des grössten Römers oder Griechen mögen gegangen seyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings, und in London gebohren. Aber vielleicht ist doch wenigen bekannt, was mir ein sehr rechtschaffener deutscher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelms erzählet hat, daß er in seiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwerts von London nach Edinburg reiten wolle; das ist, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet seyn, und der Kopf des Grafen nach London. So ritt Er durch einige Englische Provinzen. Er reiste nicht etwa nur zu Fusse durch England; zum Spaaße bettelte Er sich durch verschiedene Englische Provinzen, gemeinschaftlich mit einem deutschen Fürsten. Man hatte ihm gesagt, der Strom der Donau sey unter Re-

gens-

gensburg irgendwo so reissend, daß kein Mensch niemals da herdurch geschwommen sey; Er schwomm so weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der größten Staatsmänner und besten philosophischen Köpfe in Hannover (*) hat mir erzählet: der Graf habe in dem Kriege, da er die Artillerie bey der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen commandirte, einst einige Hannöverische Officiere in sein Zelt zum Essen gebeten; und als die ganze Gesellschaft vergnügt und guter Dinge war, seyen einige Canonkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Officiere sagten, die Franzosen müssen wol in der Nähe seyn? Nein, erwiederte der Graf, die Fran-

(*) Mein seliger Herzensfreund, der Herr geheime Justitzrath Strube, geheimer Secretair bey dem Königlichen Ministerio in Hannover, während des Krieges von 1756 bis an seinen Tod im Jahre 1777.

Franzosen sind weit von uns weg; die Herren möchten also nur fortessen. Bald kamen wieder ein paar Canonkugeln, und schlugen oben durch das Zelt. Die Officiere standen auf, und sagten, die Franzosen sind da? Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren bleiben sie sitzen, und glauben sie mir auf mein Wort. Eine Canonkugel kam immer wieder nach der andern; die Officiere assen und tranken geruhig, und machten nur ganz leise ihre Spekulationen über dieses wunderliche Fest. Endlich stand der Graf auf, und sagte: meine Herren, ich habe ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; denn ich befahl ihnen, so lange wir bey Tische sitzen, immer mit scharfgeladenen Canonen nach dem Knopfe unsers Zelts zu schiessen, und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Denken-

de Leser werden auch in diesen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der sich und andere in allem üben wollte was schwer scheint. Ich stand einst mit dem Grafen neben einem Pulvermagazin, das er unter seinem Schlafzimmer in der Festung Wilhelmsstein hatte anlegen lassen. Da würde ich in schwülen Sommernächten nicht gut schlafen, sagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die größte Gefahr und keine Gefahr seyen Einerley. Als ich diesen ausserordentlichen Mann zum erstenmal sah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines Englischen und eines Portugiesischen Officiers, zwey Stunden lang, über Hallers grosse Physiologie, die Er auswendig wußte. Am andern Morgen mußte ich mit ihm, in einem Kahn, nach seiner Festung Wilhelmsstein schiffen, die Er, nach Planen die er mir zeigte, in dem Steinhudersee mit-

ten

ten ins Wasser gebaut hat, ohne daß er einen Fußbreit Erde da fand; Er führte das Ruder. In der grossen Allee zu Pyrmont unterhielt er mich an einem Sonntage, mit einer Ruhe als wenn Er und ich alleine in der Welt wären, zwischen einigen tausend Menschen, die da paradirten, buhlten, und tanzten, zwey Stunden lang auf einem Fleck, von allen Beweisen die bisher für das Daseyn Gottes geführet worden, von dem was allen diesen Beweisen mangle, und wie es Ihn dünke, daß man alle könnte übertreffen. Damit ich dieser Lection nicht entschlüpfe, hielt er mich zwey Stunden hindurch, immer bey einem Knopfe meines Rockes fest. Er zeigte mir in seiner Residenz zu Bückeburg, einen von seiner Hand geschriebenen grossen Folianten über die Kunst einen kleinen Staat gegen eine grosse Macht zu vertheidigen. Das Werk war für den König in Portugall

bestimmt, und vollendet (*) Er las mir aber viele Stellen daraus vor, welche die Vertheidigung der Schweitz betreffen. Der Graf hielt die Schweitz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtigen Posten, die man gegen jeden Feind besetzen müßte, sondern auch alle Wege, wo kaum eine

Katze

(*) Einen Auszug aus diesem Werke, ließ der Graf im Jahre 1775 in Bückeburg, unter der Aufschrift Memoires pour l'art militaire defensif, in sechs kleinen Bändchen drucken. Aber die ganze Auflage bestand leider nur in zehn Exemplaren. Alle diese Exemplare befanden sich noch vor kurzer Zeit, in einem verschlossenen Kasten, auf der Bibliothek des itztregierenden Grafen, in Bückeburg. Zwey von diesen Bändchen sind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand gerettet, und werden übersetzt. Aber von denen im Kasten zu Bückeburg liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren sind, wie man sagt, die Plane herausgeschnitten, und weggenommen; also ist, schon dadurch, das Werk vernichtet.

Katze durchkäme. Ich glaube nicht, daß etwas wichtigeres für mein Vaterland geschrieben ist, als dieses Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweitzer hätte machen können, zeigte er mir treffende Antworten in dieser Handschrift. Mein Freund, Herr Moses Mendelssohn, dem der Graf die Vorrede zu diesem Werke in Pyrmont vorgelesen hatte, hielt sie für ein Meisterstück von Philosophie, und Styl. Der Graf schrieb Französisch beynahe so gut wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutschen gekünstelt, verworren, und weitschweifig. Es gehöret sehr zu seinem Lobe, daß Er, seit seiner Rückkunft aus Portugall, viele Jahre hindurch, zwey der besten Köpfe Deutschlands immer um sich hatte, zuerst Abbt, nachher Herder. Tausend merkwürdigere Dinge von diesem wahrhaftig grossen und sonderbaren Manne könnten diejenigen

erzählen, die ihn länger, und näher, und mit schärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tausend Eines nur hinzusetzen, zum Theile mit Shakespears Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Fesseln; man wich ihm gerne aus; er las viel; er war ein grosser Beobachter; er sah die Menschen durch und durch; er liebte kein Spiel; er lächelte selten, oder lächelte so, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieses so äusserst misverstandenen Einsamen beschaffen. Lächeln mag wol ein solcher Mann, wenn er die Menschen ansieht, die ihn auslachen. Aber wie beschämt und betroffen werden diese Menschen schweigen, wenn sie das Monument ansehen dürfen, das Ihm der grosse Mendelssohn errichtet hat; oder den Kern seiner Lebensgeschich-

te (*), den eine junge Meisterhand in Hannover, mit tiefem Gefühle, historischer Kunst, edlem Styl, und so wahrheitvoll und ehrlich, der unparteyischen Nachwelt übergab.

Wer verlachet ist, wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen seines langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines grossen Hutes, und seines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch Held und grosser Mann ist wie Er, kann doch wol zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte Er ein stilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz alleine, oder mit der Engelsseele die er

(*) Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe, von Theodor Schmaltz. Hannover 1783.

sich zur Gemahlinn gewählet hatte, in die Er mir nicht verliebt schien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe starb.

So lachte auch über den Themistocles der grosse Haufen in Athen. Man verspottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Athieniensischen bon ton und bel usage verstand. Themistocles beantwortete einst dieses Gelächter etwas schneidend: ich kann die Leyer nicht stimmen, sagte Er, ich kann nicht auf dem Psalterium spielen, aber man gebe mir eine Stadt, so klein und unbekannt sie auch seyn mag, so mache ich sie berühmt, und erwerbe ihr einen grossen Namen.

Einsamkeit und Philosophie machen also Vorstellungsarten geläufig, geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht, und die dann doch durch grosse Ideen die kleinen verdrängen. Wer grosse Men-

Menschen, und grosse Gesinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantisches an, das oft grossen Stof zum Lachen giebt. Romantische Köpfe möchten zwar immer alles anders haben, als es seyn kann, und als es ist; aber will man immer das Größte und Beste, so findet man auch keinen Gefallen am Schlechten, und liebet es nie. So behaupten denn auch solche Seelen eine Art von Adel, der sich freylich in die wirkliche Welt nicht passet, aber der doch immer Adel ist, und bleibt. Jene Indianischen Philosophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einsamkeit verliessen, nach dem Pallaste des Königs giengen, und dann der Reihe nach ihre Meinung über die Staatsverwaltung sagten, und die Veränderungen und Einschränkungen, die man an den Gesetzen machen könnte; wer dreymal nacheinander falsche

oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlohr auf ein ander Jahr das Recht vor dem König zu sprechen. Andere romantische Philosophen hingegen wollten mehr wirken, und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiser Galienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien, und die dazu gehörigen Ländereyen. Die Stadt sollte Platonopolis heissen. Plotin versprach da mit seinen Freunden sich einzuschliessen, und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geschah damals, was auch itzt, ungleich weniger idealischen Philosophen, an manchem Hofe widerfahren würde: die Hofleute lachten über diesen Vorschlag, sagten dem Kaiser der Philosoph Plotin sey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend, wirket im Stillen immer ausserordentlich auf

Gemüther die Empfänglichkeit für solche Ideen und Gesinnungen haben. Einige Funken von jenen Feuerseelen werden schon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigsten vermuthet. Einer kranken nervenschwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der Griechischen und Römischen Geschichte sich zu beschäftigen. Nach drey Monaten schrieb sie mir: welchen Respect haben sie mir für das Alterthum eingeflösset; was ist das Mückenvolk aus unserer Welt, gegen jene Männer! Sonst war die Geschichte nicht meine liebste Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geschichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinlesen. Das wird für mich eine unerschöpfliche Quelle von Gesundheit und Vergnügen seyn. Nie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein solcher Schatz für mich werden könnten; sie sind mir lieber als mein

ganzer Erbtheil. In einem halben Jahre sollen sie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch ist mir schon itzt lieber als alle Siegwarte, und alles was man Empfindsames für Landdamen schreibt, die blos Seele seyn wollen, und bey denen der Satan doch alle Liebesstreiche eben so taktfest spielet, als der beste Musicus seine Violin.

Wie es bey dieser gelehrten Dame, in Küche und Hühnerstall ausgesehen haben mag, sagte sie mir zwar nicht. Aber sie ward gesund; und ich denke, daß sie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten, und bey ihren Hühnern eben so viel Vergnügen finden wird, als vormals beym Plutarch.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bey wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der

Zukunft. Ein guter Kopf denkt manches auf einsamen Spaziergängen, das verlachet und verhöhnet wird, wenn es das Licht erblicket, und doch kommt eine Zeit, da es Tausende zu Thaten hinreisset, die der Ewigkeit werth sind. Lavaters Schweitzerlieder erschienen in der Schweitz in einer lendenlahmen Epoche. Die Schweitzergesellschaft in Schintznach, die diesem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte diese Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des Französischen Gesandten in der Schweitz, und folglich sprach man Fluch über diese Gesellschaft aus, beynahe überall. Der grosse Haller sogar, neckte diese Gesellschaft in allen Briefen die er mir schrieb, denn sie hatte seinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und diese ganze Gesellschaft für Feinde unserer alleinseligmachenden Landesorthodoxie, und

uns alle insgesamt für Lehrjünger und Mitverschworne des in seinen Augen äusserst verruffenen Johann Jacobs Rousseau. Man sagte mir im Hotel des Französischen Gesandten in Solothurn, alles Böse in der Schweitz worüber Frankreich klage, habe seine Quelle in Schintznach (*). Der President der Bücher-

(*) Es schien mir leicht dem Französischen Legationssecretair Herrn Barthez von Marmorieres, und durch diesen dem Ambassador, Herrn von Beauteville, den Ungrund dieses Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweitzer blos darauf beruhet, daß sie den König in Frankreich, auf eine edle Art, beständig zum Freunde behalten, und daß sie unter sich immer in größter Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die seitdem so berühmt geworbene Schintznacher Gesellschaft waren damals so allgemein, daß niemand vermochte, irgend einen Menschen, der diese Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überführen. Der Französische Ambassador hielt diese Gesellschaft für eine beständ-

chercensur in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweitzerliedern, aus dem feinen Grun-

beständige Conspiration gegen die Eingriffe der Französischen Macht in der Schweitz. Die Häupter der aristocratischen Cantone, glaubten diese Gesellschaft verbreite republikanische Grundsätze. Die Catholiken wähnten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der catholischen Religion. Alle Dummköpfe schryen gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich einbildeten, alle Mitglieder der Schintznacher Gesellschaft seyen witzige Köpfe, und Gelehrte. Ein deutscher Rosenkreutzer sogar, kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schintznacher Gesellschaft auszuforschen, denn Er glaubte, wir seyen alle Goldmacher. Gleich bey der ersten Versammlung, im Jahre 1762, brachten der berühmte Dichter Geßner und ich, in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir beyde zusammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wußten,

Grunde: man müsse den alten Mist nicht aufwärmen! Und doch schrieb kein Dichter Grie-

ten, einen Menuet tanzten. Die einzige Absicht dieser Gesellschaft war damals, wie anitzt, keine andere, als diese: man wollte einen einsamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verschiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine bestimmte Zeit, Gelegenheit hätten sich zu sehen, und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Wirkung dieser beynahe jedes Jahr ansehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurnischen Städtchen Olten verlegten Versammlung, welche allerdings, nach und nach, die besten Köpfe und Herzen der Schweitz unter sich brüderlich verband, war Bekanntschaft, Liebe, und Zutrauen, unter Catholiken und Protestanten, die sonst in ihrem Leben sich nie gesehen hätten; und ein allgemeiner Enthusiasmus von Freundschaft, der in den Herzen dieser braven Nation unaussprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die steifen Zusammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld.

Griechenlands wärmer und eindringender für sein Vaterland, als Lavater für die Schweitz. Ich sah wie Kinder seine Schweitzerlieder mit wahrer Begeisterung sangen; ich sah die schönsten Augen bey diesen Liedern in Thränen zerfliessen; ich sah Schweitzerbauren, denen man diese Lieder sang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln schwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzusingen. Die Felsen hörte ich widerhallen, so oft ich diese Lieder, nach meiner eigenen, selbsterfundenen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln sang, wo die grossen Thaten unserer Ahnen geschahen; wo die Seelen der erschlagenen Helden mich umschwebten; wo sie mit ihren zackigten Keulen Deutschlands gekrönte Helme zerschmetterten; und wo deutscher

Adel, so oft gepanzert und geschlossen, drohend und hämisch in Schaaren von Tausenden heranritt, und vor Hunderten floh.

Dieß ist romantisch, wird man mir sagen, und romantische Ideen fangen nirgends Feuer, als bey Menschen die ganz in der Stille und in der Absonderung leben, und vielleicht über alles anders denken, als die Welt die sie umgiebt. Aber grosse Ideen brechen doch zuweilen durch, wo sie den größten Widerstand finden; wirken in Republiken allmählig auf Tausende, und flößen ihnen Gesinnungen ein, über die in der Schweiz, zwar mancher Rathsherr brummt, aber die dann doch in Zeiten und Umständen ehrwürdig werden könnten, wo es darauf ankäme, ein kleines Land gegen eine grosse Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt sich in der Einsamkeit, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken,

ken, weil man zu grossen Gesinnungen und Entschlüssen sich da ungleich schneller und besser abhärtet, als in der Welt. Schußfrey ist der Einsame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides, und der Bosheit. Entschlossen alles zu denken und zu thun was erfordert wird, um eingeschränkten, schiefaugigten, alles in der Welt schief sehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieser Ungleichheit von Gedanken und Gesinnungen, und verwundert sich über keine. Nicht unempfindlich zu seyn, gegen billige, nicht überspannte Achtung seiner Freunde, ist zwar erlaubt. Aber unsere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unsere Feinde. Alle sind parteyisch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unsern Werth, oder Unwerth, müssen wir von Unbekannten erwarten. An kein anderes Publicum müssen wir

glauben, als an das grosse (*). Was kann ein kleines Publicum beweisen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, sondern nur nach der Person? Je grösser die Stadt ist, je mehr Freyheit in dieser Stadt herrschet, je seltener in derselben einer den andern frägt, wie soll ich urtheilen, desto mehr nähert

(*) Qui veut sçavoir ce qu'il vaut, sagte ein grosser Mann, ne peut l'apprendre que du public, et doit, par consequent, s'exposer à son jugement. On sçait les ridicules qu'à cet egard l'on s'efforçe de donner à ceux qui pretendent en qualité d'auteurs, à l'estime de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impression sur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalousie de ces petits esprits, qui, s'imaginant que, si personne ne faisoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui que ce soit, ne peuvent souffrir qu'on produise de pareils titres.

nähert sich schon diese Stadt, der Welt die man achtet und schätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch schänden, wo man lieber allgemein wollte geschmähet seyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günstiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth, tröstet gegen alle Schmähungen von Menschen, deren Urtheile einen erwiesenen Unwerth haben, und von allen Kennern verworfen sind als falsche Münze. Es läßt sich doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menschen ist, oder nicht. Wenn darum das grosse Publicum, wenn unbefangene Männer von dem größten Gewichte an weit entlegenen Oertern dieses Gute mit der größten Unpartheylichkeit anerkennen: o so gehet man ruhig und frey durch die Gassen, und wirft die armseligen Fesseln ab, die irgend eine niedrige Leidenschaft, oder Provinzialgeschmack, oder vollends Convention ei-

ner einzelen Stadt, einem Schriftsteller anlegen will. Eben darum weil er sich nicht vermietet hat für diese Stadt zu schreiben, sieht er über solchen Winkelgeschmack hinweg, auf den bessern Geschmack der Nation; und liest sich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Critiken die er hören wird, da sein Gang mit dem einmal beliebten Schafsgang *lauter* Zikzak macht, und seine Töne mit ihren Tönen eine ewige Dissonanz.

Solche Gesinnungen erwirbt man nirgends als in der Einsamkeit, und am wenigsten im Umgange mit jenen tiefklugen Herren und Damen, die vor jeder Beobachtung über den Menschen erschrecken, jeden charakteristischen Pinselzug fürchten, und immer sagen: ja das könnte man übel nehmen, oder da könnte gar ein Federkrieg entstehen! Herz und Seele eines einsamen Denkers sind frey von allen diesen kleinmüthigen Besorgnissen,

sind

sind weit hinweg über diese Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfasser immer nur von Stirnen spricht, die beym Anblicke seines Buches sich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftsteller müsse sich dem hochzuverehrenden Publico nie anders presentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einsamkeit die Gesinnungen hebt, so glaubt man doch allgemein, sie mache den Geist unfähig zu Geschäften. Das glaube ich nicht. Denn es ist doch eben so schlimm nicht, seine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um sodann in der Welt desto weniger zu versinken, und seinen Geist in der Einsamkeit so zu üben, damit man dann in der Welt allenfalls auch Geist habe. Immer erhält sich die Liebe zur Wahrheit in der Einsamkeit besser, immer gewinnet die Tugend in derselben mehr Gewicht,

ob ich gleich gestehe, daß in Geschäften nicht jede Wahrheit gesagt werden muß, daß strenge Tugend im Amte oft scheitert, und daß man für Biedersinn oft nichts nach Hause bringt als ein blaues Auge.

Tugend, und in der Einsamkeit erzeugte Einfalt der Sitten, werden indessen von grossen und guten Menschen doch allenthalben geehret. Beyde verschafften dem Philosophen Johann Andreas de Lüc, mitten im Kriege zwischen England und Frankreich, Eingang zu Versailles, und erweckten bey dem sehr rechtschaffenen Staatsminister von Vergennes das Verlangen den Genferbürgern die Köpfe durch einen Philosophen zurecht setzen zu lassen, die Er, Frankreichs erster Minister, ihnen nicht zurecht setzen konnte. De Lüc machte auf des Ministers Verlangen den Versuch. Er mislang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die

Köpfe

Köpfe durch eine Armee zurecht setzen, und durch Venetianischen Zungenzwang. Diese Einfalt der Sitten erwarb sich der Philosoph Johann Andreas de Lüc, auf seinen geliebten Bergen; und anitzt noch, mitten unter dem unaussprechlichen Luxus von London, hat er nie verlernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfnissen unserer Welt, mit einem Hartsinn sich zu widersetzen, der seines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philosophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug, auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Tasche.

Einsamkeit giebt aber nicht nur den Sitten Einfalt, sondern dem Geiste wirkliche Kraft zu Geschäften. Man nähret in der Stille seinen Geist, damit er wirksam werde

für die Welt, und tritt von Weltgeschäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe sich rüste. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einsamkeit ihre ganze Grösse, erwarben da, den Styl den man nicht in Canzleyen lernt, den Styl ihres Lebens und ihrer Thaten. Als Pericles die größten Dinge vorhatte, erschien er nie auf den Gassen, oder blos um nach seinen Geschäften zu gehen; er entsagte plötzlich jedem Gastmal, jeder öffentlichen Gesellschaft, und allen sonst gewöhnlichen Vergnügungen dieser Art; so lange Er die Republik regierte, gieng er ein einziges mal bey einem Freunde des Abends zum Essen, und blieb nicht lange. Phocion ergab sich zuerst der Philosophie, nicht in der stolzen Absicht ein Weiser zu heissen, aber damit er sich fähig mache die Geschäfte des Staats mit mehr Kraft und Entschlossenheit,

gegen

gegen alle unerwartete Vorfälle zu übernehmen (*). Man war erstaunt, und einer fragte den andern, wann und in wie viel Zeit Epaminondas, der seine Lebenszeit mit Studiren zubrachte, in solcher Vollkommenheit die Kriegskunst, nicht nur habe lernen, sondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geitzte auf seine Zeit, widmete sich ganz den Studien, entzog sich allen öffentlichen Aemtern, und hielt für nichts an, als daß man ihn davon weglasse. Aus seiner Einsamkeit riß man ihn heraus, und stellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders als mit Liebe denke, der Charakter des Petrar-

(*) Eben so sagt Tacitus von dem Helvidius Priscus: Ingenium illustre altioribus studiis juvenis admodum dedit, non ut magnifico nomine otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret.

cha, bildete sich ganz in der Einsamkeit, und machte sich da fähig zu grossen politischen Geschäften. Petrarcha war freylich zuweilen, was man oft in der Einsamkeit wird, gallsüchtig, beissend, und hitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit, die lebhaften Sittengemählde seiner Zeit, und zumal die Schattenrisse der schändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Pabsts Clemens des sechsten, vorgeworfen. Aber Petrarcha war doch ein grosser Kenner des menschlichen Herzens, und er hatte eine ganz ausserordentliche Fähigkeit auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken, und sie nach seinen Absichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte, und seine Geliebte vortreflich besang, sagt sein bester Lebensbeschreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man ist unbekannt mit

allem

allem was ihm die Litteratur zu verdanken hat, die Er aus der Barbarey hervorzog, in der sie so lange begraben war, da er die besten alten Schriftsteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle diese Schätze für uns verlohren wären, wenn Er sie nicht aufgesuchet und gute Abschriften davon verschaffet hätte. Man hat vielleicht nie gehöret, daß Er zuerst das Studium der schönen Wissenschaften in Europa wieder emporbrachte; daß Er den Geschmack reinigte; daß Er selbst, dachte und schrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß Er viele Vorurtheile zertrat, und die Fortschritte zu grösserer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis in seinen Tod der nemliche geistvolle Petrarcha blieb, und durch sein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarcha ein grosser Staatsmann war, daß

die größten Regenten seines Jahrhunderts ihm die kitzlichsten Unterhandlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daß Er im vierzehnten Jahrhundert, einen Ruhm, ein Ansehn, einen Wirkungskreis, und einen Einfluß hatte, wie in unsern Zeiten kein einziger Gelehrter; daß drey Päbste, ein Kaiser, ein König in Frankreich, ein König von Neapel, eine Menge Cardinäle, die größten Fürsten und Herren von Italien, um seine Freundschaft sich bewarben, und seinen Umgang sich wünschten; daß sie ihn als Staatsmann, Abgesandten, und Minister, in die größten Geschäfte und Begebenheiten seiner Zeit verwickelten; daß Er ihnen dafür die größten Wahrheiten sagte; daß Einsamkeit allein ihm diese Kraft gab; daß niemand so wie Er, ihre Vortheile kannte und liebte, niemand sie mit grösserm Nachdruck pries,

und Musse und Freyheit ihm zuletzt immer über alles galt. Lange schien Er entnervt durch die Liebe, der er die schönsten Jahre seines Lebens geweihet hatte; aber plötzlich verließ ihn der weiche und weibische Ton, in welchem Er zu den Füssen seiner Laura seufzte. Männlich und kühn redete Er nun, mit Königen, Kaisern, und Päbsten; und immer mit der Zuversicht, die hohe Talente geben, und ein grosser Ruhm. Mit einer des Demosthenes und des Cicero würdigen Beredsamkeit, ermahnte Er die Italienischen Fürsten, zum Frieden unter sich, und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinschaftliche Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerrissen. Er ermunterte, leitete, und unterstützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen schien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzustellen. Er erweckte und trieb einen kleinmüthigen Kaiser, in

Italien einzudringen, und da, als Nachfolger der Cäsare, die Zügel der Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Er beschwor die Päbste, ihren Sitz, den sie an die Ufer der Rhone verleget hatten, wieder an die Tiber zu versetzen. Eben in der Zeit da er in einer seiner Schriften gestand, er sey voll übler Laune, gepeinigt durch Liebe die er unaufhörlich zu überwinden suche, voll Haß gegen Menschen und Städte, übergab ihm Pabst Clemens der sechste, der freylich nicht wußte was in seinem Herzen vorgieng, ein schweres Geschäft an dem Hofe zu Neapel, und Petrarcha übernahms. Er gestand selbst, das Hofleben mache ihn ehrgeitzig, zudringlich, schnellthätig; und es sey lustig zu sehen, wie ein Einsiedler, der gewohnt war in Hölzern zu leben und in den Feldern herum zu schwärmen, itzt die prächtigen Palläste der Cardinäle durchlaufe, mit einem

Hau-

Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge. Als Johann Visconti, Ertzbischof und Fürst von Mayland und Herr der ganzen Lombardey, ein Mann von unersättlichem Ehrgeitze und den größten Talenten, der ganz Italien zu verschlingen drohte, das Glück hatte den Petrarcha in seine Dienste zu ziehen, und Er eine Stelle im Rathe dieses Fürsten erhielt, und alles was sich ein Philosoph und ein Gelehrter dabey wünschen konnte, der Einsamkeit über Alles pries und schätzte, sagten sich die Freunde des Petrarcha: was? dieser stolze Republikaner, der nichts athmete als Freyheit und Unabhängigkeit; dieser ungezähmte Stier, welcher bey dem Schatten des geringsten Joches ausschlug; der nur die Fesseln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu schwer waren; der die schönsten Stellen am Römischen Hofe ausgeschlagen hat, weil er keine goldene Fesseln tragen wollte:

der

der begiebt sich selbst in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieser Misanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte als in ländlicher Stille, dieser grosse Prediger der Einsamkeit, der bewohnet nun das unruhige Meyland? Sie haben recht, sagte Petrarcha, der Mensch hat keinen grössern Feind als sich selber; ich habe gegen meinen Geschmack und gegen meine Denkart gehandelt, unser ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige was wir nicht wollen, und dasjenige was wir gerne wollten, thun wir nicht. Aber Petrarcha hätte seinen Freunden sagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug seine Kräfte in der Einsamkeit geübet hat; und wie diese dann auch in Weltgeschäften Freyheit und Festigkeit giebt, Ausdruck und Selbstständigkeit, Würde und Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Abnei-

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten, giebt Schriftstellern den so oft erprobten Muth, bey allem Unrecht das sie dulden müssen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beyspiel gewöhnet man sich dann allmählig an das liberaliter sentire et dicere auch in Städten wo man nicht wußte, was das ist. Einsamkeit bildet schon in früher Jugend den eisernen Sinn, der einem unbefangenen Denker sein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig jedem in die Augen sieht der ihm fluchet.

Solche Tumulte giebt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht helle ist. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerst die grosse Frage zu untersuchen: was werden die Leute dazu

sagen? Ein sich selbst und seinem Gewissen überlassener Kopf, läßt hingegen die Leute sagen was sie wollen. Wahrheit und Recht auf seiner Seite, machen ihn gleichgültig für den Beyfall der Menge, die stolz ist auf ihre Freyheit, und doch nie mit eigenen Augen sieht, nie nach eigenen Einsichten handelt, keine feste Grundsätze hat, in ihrem Verhalten keinen festen Grundsätzen folget, und immer blindlings sich unterwirft dem einmal herrschenden Volkston, der Tyranney der Mode, der Allmacht des Beyspiels. Von tausend schnöden Gesichtern hat Er keinen Verdruß. Aber unsterbliche Schande haben diese Gesichter, von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geistlose Schöngeisterey, die ihre studentischen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlanget daß solchem Unsinn allgemeiner

Weih-

Weihrauch dampfe aus tausend Tobacks-pfeifen.

Muth, der gegen Vourtheile und Volkswahn ausharret, ist darum viel gewöhnlicher bey einsam Lebenden, als bey Weltlingen und Geselligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht stärket sondern schwächt, so wie oft wiederhohlter Genuß die sinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen stumpf macht, und gegen alles Unangenehme empfindlich. Ach wie oft kommen die besten Entwürfe bey aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf, vor dem umherstehenden Unkraut, Disteln, und Dornen. Wie oft entstehet ein lächerlicher Lerm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebahr. Lieber kehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menschen glauben was er will, und jede Sache gehen wie sie kann, ohne sich

deswegen des Rechts zu begeben im Stillen über Volkswahn zu lachen, und sich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes ist oft Stimme des Teufels; Meinung und Wahn auf Rathhäusern, Landsgemeinden, Assembleen, und Clubs, drehet sich so schnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör giebt, wer keine Windfahne seyn will, hütet sich vor Menschen die herrschen wollen über unsere Meinungen. Jeder Schriftsteller, der Herz und Seele hat, entfernet sich von müssigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben das man beurtheilen könnte, und die sich darum erdreisten, ihrer Censur alles zu unterwerfen was herauskommt. Auch in der freyesten Republik hütet sich jeder Biedermann, vor jedem Orte, wo hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Bösewichtern, deren größter Ehrgeitz

geitz ist, daß man lache, und ihr größtes Erdenglück, daß keiner in Ansehen komme der sie verlachet.

Aus den Fenstern von allen Häusern die an Tumulten gegen Schriftsteller Theil nehmen, ergiesset sich oft ein allgemeiner Unwillen auf dessen Kopf, der sich erdreistet anders zu denken, als die Demagogen des Geschmackes seiner Vaterstadt. Giebt er eine Schrift heraus, so suchet man nicht, was er etwa Gutes darinn sage, und ob es gut gesagt sey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob Er sich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu schreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerst da, wo keine ist, und keine seyn kann. Sagt er, mit dem besten Zwecke, Wahrheiten für die ihm jeder gute Mensch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen Einrichtungen und Ge-

 bräu-

bräuche, die man hinterher bessert, ohne es sich merken zu lassen, daß man nicht zuerst diesen guten Gedanken hatte: so kommt doch immer ein Satyrenriecher, erhebt wütend die Brust, und schreyt, hier ist eine Satyre, und will daß man von Obrigkeits wegen den Pasquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterschlucken, wenn man den Menschen nur nicht vor seinen Augen hätte, der dieß alles sagt. Wer fühlet sich getroffen, und hasset nicht unsterblich, wenn er unheilbar verwundet ist? Wem ist die Kühnheit nicht unausstehlich, mit der man sagt: der Fortgang der Erleuchtung sey immer da am größten, wo man einsieht wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den süssen Gesang sich einschläfern läßt, Alles sey unverbesserlich, Alles, bis auf dem Gassendreck, sey ausschliessend gut, schön, und unübertreflich?

So

So gieng es in dem hellen und lichten Tage von Paris sogar, dem Presidenten von Montesquieu. Darum sagt er in der Vertheidigung seines unsterblichen Werkes von dem Geiste der Gesetze: Nichts ersticke mehr die Lehre, als eben diese allen Dingen aufgesetzte Magisterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und versäumen immer das Lernen. Es ist unmöglich daß man den besten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenklichkeiten umnebelt. Hat er die redlichsten Absichten von der Welt, so zwingt man ihn an seiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut schreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren raunt, er schreibe schlecht; und wenn er, anstatt zu sagen was er denkt, nur sagen soll, was kleine Geister wollen, daß er sage (*). Sie

(*) Zum Exempel die Herren von der Büchercensur an

schnüren ihm eine Kinderhaube auf den Kopf, damit sie ihm bey jedem Worte erinnern können, Kind du fällst! Will er sprechen wie er denkt, so schreyen sie ihm zu, du sollst sprechen wie wir. Will er sich emporschwingen, so zerren sie ihn beym Ermel zurück. Hat er Geist und Leben, so rauben sie ihm beyde durch Nadelstiche. Erhebt er sich ein wenig, so nehmen sie ihren Werkschuh oder ihre Meß-

ruthe

an manchem Orte in Deutschland, und vorzüglich in der Schweitz; die schulmeisterisch ausstreichen und umändern was ihre engen Köpfe nicht fassen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anstatt zu entscheiden, wie einer der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Philosophen Herr Hofrath Feder in Göttingen sagt, ob etwas der Religion oder dem Staat gefährliches in der Schrift stehe, was nach den Gesetzen den Druck derselben verhindere, unverschämt genug sind allerhand Veränderungen darinn zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik, und Ortographie beliebt.

ruthe in die Hand, werfen ihre Nasen in die Höhe, und schreyen, komm herab, wir wollen dich messen? Bricht er auf seiner Laufbahn durch, so wollen sie doch noch behaupten, er müsse auf alle Steinchen sehen die ihm Ammeissen in den Weg legen.

Montesquieu sagt: nichts widerstehe solchen Pedanten. Aber widerstand Er ihnen nicht? Ist sein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein gelesen?

Dreyfaches Ertz vor der Brust muß freylich jeder Schriftsteller haben, der die Menschen kennt, mahlt, und trifft. Aber ohne diese Mahlerey ist auch kein solches Buch gut. Wahrheit ist gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den die Mitbürger des Verfassers allgemein schimpfen, schmähen, und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer so sehr in ihren besten Schriften über den Menschen? Warum sind wir in un-

serer Sittenmahlerey, Kinder gegen sie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftsteller um den Kopf säuselt, sobald er nur einige Schritte in der Philosophie des Lebens zum Besten seiner Mitbürger wagt. Aber wir ehren so sehr, und mit größtem Rechte, kriegerische Tapferkeit; und warum werden wir denn doch, wie jene weibischen Sibariten durch das faltenschlagende Rosenblatt an unserer Ruhe gestöret? Warum speyen wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domesticas fortitudines?

Weil unsere Geschmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen suchen, gegen alles gesunde Denken. Weil sie keiner unknechtischen edlen Gesinnung fähig sind, da sie gewöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hause dienten, und

noch itzt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein grosser adelicher Herr sauer auf sie herabblickten. Weil sie nichts für niederträchtig halten, wodurch man sich auch nur die allerelendeste Gnade in vornehmen Häusern erwirbt. Weil sie sich deswegen zu allem gebrauchen lassen, bald als niedrige Beyfallgeber, und bald als elende Lustigmacher. Weil sie jeden verläumden, dem sie Verstand zutrauen, aus Furcht, er wachse ihnen auf ihrem Posten in vornehmen Häusern über den Kopf, zerstöre ihren Kram, und zertrete ihre Witzeleyen. Weil ihnen nichts Gutes in der Welt schätzbar und ehrwürdig ist, so lange es ihnen das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge noch verschaffet, das Vergnügen zu spotten. Weil aller epidemische Fluch, aller bacchantische Unfug, aller Schnickschnack von Feinden die ein Schriftsteller allenthalben habe, alles

was die Hofnung der Fortschritte zur Vernunft, zum liberaliter sentire et dicere erschweret, von diesen lichtscheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein solche Tumulte erregen, für ein Mittagessen.

Aus solchen Gründen und durch solche Triebfedern, kommt manche deutsche Stadt oft gegen jeden Funken von philosophischer Freyheit in Harnisch, da man doch unter dem Scepter des Despotismus in Paris, die kühnsten Bücher über Leben und Sitten schreibt, und lobt, und ihre Verfasser liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreyheit entschuldigt man billig in Deutschland, bey vornehmen Damen, die von einer dummen und schiefaugigten Französinn erzogen, erst in den Jahren anfangen deutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auflegen; und also zuverlässig von allen Fortschritten der Deutschen nichts wissen. Wie

könn-

könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand überall hinbringt, und auch wol überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren heissen solche Damen darum sehr oft, über Welt und Menschen Pasquillen schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meinungen sagt, macht diese sanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmahler ist in ihren Augen ein Ungeheuer. Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider alles umgekehrt. Unsere deutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu, ein

Schriftsteller an den Puls fühlt, oder gar in dürren Worten sagt was ihnen fehlt.

Ein deutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Deutscher auf den Einfall gerathen sey, Englische Wochenschriften wochenblattmässig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land beneiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Deutschland gerne, wenn es aus der Ferne kommt. Das mehreste von London passe noch so genau auf unsere grossen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freylich dürfe man keinem deutschen Schriftsteller rathen so bitter die Thorheiten unserer Assembleen und Höfe zu schildern.

Warum nicht? Ein deutscher Schriftsteller kann alles schildern, sobald er nicht Beförderung sucht, sobald er allem Anspruche

auf

auf den Beyfall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frey wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit die nützlich seyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden, oder gar jemand eines Epigramms wegen für sein Lebenlang auf eine Bergfestung zu setzen.

Deutsche waren zwar klein genug, um den Kaiser Joseph gegen Preßfreyheit zu warnen (*). Furcht gegen Freyheit durften Deutsche einem Kaiser äussern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit seiner Hand

gegen

(*) Kaiser Joseph hat der Feder und der Presse die Freyheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen Ihn selbst misbrauchen könnte — sagt Herr von Sonnenfels.

gegen die dreyfache Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen seinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hans Wurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Cardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. Dieses Wort hielt ich, im Jahre 1771 da es mir erzählet ward, für eine Prophezeyung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirket haben im Stillen. Aber wenn alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Wortes wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt, schneller als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

Falsch

Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man nur da keck und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heisse, wer frey darf denken der denkt gut. In aristocratischen Republiken zumal, auch in weit freyern Verfassungen wo aber doch ein einziger Demagoge den Kahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu oft für ein Verbrechen. Dieß macht die Seelen feigherzig, also nicht frey. In Deutschland straft, Gott Lob, fast überall die Justitz; in Republiken zuweilen Vorurtheil (*), Leidenschaft und Staatsbedürfniß (**). In der Schweitz sagt darum der Vater,

(*) Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet.

(**) Es ist eine sehr schöne Anmerkung von Herrn Professor Meiners, daß in einem Freystaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehenden Heere zu Geboten hat, wodurch sie sich behaupten kann, Aufrüh-

Vater, und zumal die Mutter, dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend: du mußt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einst,

Aufrührer die den grössern und unwissenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute sind, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel grössere und strafwürdigere Verbrechen, als in monarchischen Verfassungen. Diesem billigen Urtheile eines unserer verehrungswürdigsten Philosophen, ist Alles gleich, was Er, in dem ersten Theile seiner Briefe über die Schweitz (Berlin 1784) über das Schweitzerische Justitzwesen, über die Staatsverfassung einiger Cantone, über den Geist ihrer Regierung, über die Landessitten, über den Charakter einzeler Personen, und über alles sagt, was irgend in denen von ihm beschriebenen Theilen der Schweitz einem reisenden Philosophen, und einem herzlichen und aufgeklärten Menschenfreunde auffallen kann. Unter allem was ich jemals über die Schweitz geschriebenes gelesen habe, hat mich nichts so hingerissen, wie dieses vortrefliche Buch.

einst, als ein kleiner Bube, auf diese Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein schlechter Kerl ist, der keine Feinde hat?

Wie

Buch. Es trägt durchaus den Charakter der scharfsinnigsten Aufmerksamkeit, des umfassenden und eindringenden Geistes, der sorgfältigsten Prüfung, der vollkommensten Wahrheitsliebe, des redlichsten Wohlwollens, und der größten Entfernung von irgend einer Leidenschaft welche geneigt macht, die Dinge anders zu sagen als sie sind. Beweisen kann man nicht schöner und besser die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philosophie, in ihrer Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, als Herr Professor Meiners sie in diesem Buche bewiesen hat. Er verdienet wahren Dank, nicht nur bey meinen Landsleuten überhaupt, sondern auch bey denen, die über Einiges nicht seiner Meinung seyn können; und so wie ich vielleicht der erste Schweitzer bin, der Ihm öffentlich dieses geringe Opfer der aufrichtigsten und herzlichsten Ehrerbietung bringt, so bin ich auch gewiß derjenige dessen Urtheil am wenigsten verdächtig seyn

Wie mancher Schweitzer steht unter der Macht, und dem sehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürsten; der Deutsche steht unter Einem. Eben die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Deutschen. Viele Fürsten und Herren Deutschlands, die ich kenne, denken grösser, milder, freyer, und edler, als mancher mir bekannte aristokratische Regent (*). Unter dem deutschen Adel welcher

kann, weil ich mit dem Herrn Professor Meiners keine Verbindung jemals hatte, und auch nie haben werde.

(*) Zwey Bernerlandvögte haben im Jahre 1758 über meine Schrift vom Nationalstolze folgender massen abgeurtheilt. Erster Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und sprach: Nous voulons de l'obeissance, et non pas de la science! Zweiter Landvogt — las das Buch beynahe durch,

cher nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnet, findet sich so viel reiner Natursinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Giebt es dann auch hie und da noch Unadel von sechszehn Quartieren, so stehen seinen Vorurtheilen doch in Deutschland itzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben oder zu bedürfen.

Politische Kopflähme und knechtische Gesinnungen, sind also allerdings auch in deutschen Augen, ein Fleck im Charakter. Ein Deutscher, der allen unnützen Weltverhältnissen entsagt, einsam lebet, seine Erziehung unabhängig von allem was er sieht und höret sich selbst im Stillen giebt, Umgang hat mit grossen Todten aus Griechenland, Rom

durch, und sagte: ce Docteur Zimmerman est un homme remüant et dangereux, il faut lui faire mettre bas sa plume!

und England, wird ein eben so freyer und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtstrahl von Wahrheit unter allerley Volk, wenn er schreiben kann; aber an keine Modelle, Leisten, Magisterkappen, Kinderhauben, Nadelstiche, Werkschuhe, und Meßruthen sich kehret; und um Gottes willen, am allerwenigsten, an den allgemeinen Tritt.

Dieß ist Alles was ich über die Vortheile der Einsamkeit für den Geist sagen wollte. Vieles ist vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das meiste nicht gut genug gesagt. Lieber Jüngling, dem dieses Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darinn mit Liebe auf, und verwirf alles Kalte und Schlechte, alles was nicht rühret, und eindringt! O herzlich und unaussprechlich will ich mich freuen, will mich reich-

lich belohnet halten für alle meine Arbeit, wenn nur Du für mein Buch mir dankst, nur Du mich segnest, nur Du mir sagst: es habe dich aufgeklärt, gebessert, beruhigt! Keinen andern Seegen werde ich meinem Buche wünschen, wenn Du dich durch dasselbe gebilligt glaubst, wegen deines Hanges zu weiser und thätiger Einsamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Gesellschaften; wegen deines Widerstrebens gegen den beständigen Rath deiner Bekannten, man müsse, um sein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten sich zeigen! Wagst du es auch nicht deinen Mund aufzuthun, fürchtest du immer etwas Ungereimtes in den Augen derer zu sagen, die das Monopolium des Witzes und des guten Geschmackes an sich gerissen haben, und kraft dessen überall die unwitzigsten und geschmacklosesten Dinge mit Geräusch und Beyfall vortragen: o so denke,

ke, daß ich, in solcher Gesellschaft, eben so stumm bin wie Du!

Du kannst bey diesem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken als ich sage. Habe ich aber auch in demselben nur bemerklich gemacht, was Einsamkeit auf den Verstand wirket den man zur Wahrheit leiten will; kann ich in dem eilften Capitel auch nur andeuten, was Einsamkeit auf den Willen vermag, den man biegsam machen möchte zur Tugend: so siehst du doch überhaupt, daß die Vortheile der Einsamkeit für den Geist der Gewinn sind, den unsere Vernunft aus der Einsamkeit ziehet; und ihre Vortheile für das Herz, alles was wir in derselben durch Gefühl und Empfindung geniessen.

Diese Eintheilungen und Unterschiede haben zwar doch immer etwas Schwankendes. Alle Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Wirkungen einer und eben derselben

selben geistigen Kraft. Religion, die doch so offenbar nach dieser Eintheilung eine Sache des Herzens ist, versinket immer in Schwärmerey, ohne die Leitung der Vernunft. Bereden und hinreissen kann man aber die Menschen nur durch die Kraft ihnen immer die Wahrheit so darzustellen, daß sie Bezug auf ihre Sitten und Leidenschaften habe. Also muß Herz in Allem und bey Allem seyn.

Herz und Gefühl haben wenigstens in dieser ganzen Schrift über die Einsamkeit mich hingerissen, getrieben, und geleitet. Darum sagte auch eine Dame von grossem Geiste von den zwey ersten Theilen dieses Buches, daß ich Alles von mir gebe was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß verfiel ich auch deswegen überall in Fehler, die kein systemfester Philosoph macht. Indessen so wie

ich die Menschen kenne, ists mir genug, wenn dieses zehnte Capitel auch nur dunkel zeiget, wie vortheilhaft Einsamkeit auf die Erkenntnißkräfte, also auf Geist, Verstand, und Geistescharakter wirket; und wenn dann nur das eilfte lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einsamkeit hervorbringet, durch ruhige und gefühlvolle Anschauung der Natur, und durch Empfindsamkeit für alles Schöne und Gute.

Ende des dritten Theils.

Namenregister.

A.

Abbt (Thomas) , Seite 465.
Alexander der grosse , , 367. 444.
Antisthenes , , 135.
Antonius (Marcus) , , 444.
Antoninus (Kaiser) , 390. 391.
Apelles , , 360.
Aristides (der Redner) , 390. 391.

B.

Bacon , , 242. 395.
Barthez de Marmorieres , 474.
Beauteville , , 474.
Blair , , 308. 320.
Bolingbroke (Lord) , 242.
Bonnet , , 315.
Borromäus (Cardinal) , 222.
Brutus , , 368. 369.
Bückeburg (Wilhelm, Graf von) 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468.
Bürcki (Hauptmann und Wasserbrenner) 59. 60. 61.

C.

Cabassole (Philipp von) Bischof von Cavaillon 371. 372.

Cäsar . . S. 388. 444.
Campanella . . 186.
Cicero 369. 379. 397. 398. 399. 400. 403. 415. 504.
Clemens (Pabst) der sechste . 488. 492.
Cleopatra . . 444.
Corregio . . 325.

D.

Damer . 225. 226. 227. 228.
Demetrius . . 381.
Diogenes . . 444.
Dion . . 251. 252.
Dionysius der jüngere . 367.

E.

Epaminondas . 486. 487.

F.

Feder . . 502.
Fest (Johann Samuel) . 181.
Füßli (Heinrich) . 43. 45.

G.

Galienus (Kaiser) . 470.
Garve 24. 152. 156. 180. 187. 188. 194. 219. 220. 336. 337.
Gaßner . . 361. 403.
Gellert . . 186.
Geßner (Salomon) . 347. 475.

H.

Haller . . 388. 473.

Harpa-

Harpalus . . S. 367.
Helvetius . . 272. 452.
Helvidius Priscus . . 487.
Heraclitus . . 444.
Herder . . 465.
Hinüber (Jobst Anton von) . 317.
Hirzel . . 55.
Hißmann . . 175.
Horaz . . 48.

J.

Jacobi (Johann Friedrich) . 325.
Jagemann . . 419.
Johnson (Samuel) . 330. 339. 358.
Joseph (Kaiser) . 509. 510.
Iselin . 252. 253. 346. 347. 388.

K.

Kleuker . 25. 26. 28. 70. 91. 101. 102.

L.

Lacy (Graf von) . . 457.
Laura . . 228. 491.
Lavater 23. 43. 45. 63. 200. 388. 402. 403. 473. 475. 477.
Lavater (Doctor) . . 63.
Leibnitz . . 67.
Locke . . 357.
Lüc (Johann Andreas de) . 484. 485.
Ludewig (König) der funfzehnte . 119.
Lude=

Ludewig (Christian) . . . S. 296. 297.

M.

Marcard (Doctor) . . . 82. 95. 304.
Martial . . . 274. 275.
Meiners . . . 511. 512. 513. 514.
Melanchton . . . 332.
Mendelssohn . . . 182. 187. 465. 466.
Migazzi (Cardinal) . . . 510.
Milton (Lord) . . . 225. 228.
Möser . . . 347. 388.
Montaigue (Lady) . . . 68.
Montesquieu . . . 501. 503.

N.

Nitsche (Hofrath) . . . 71.
Numa . . . 321. 322.
Nüscheler (Stadthalter) . . . 475. 476.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 12. 13. 14. 18. 19. 20. 21. 22. 24. 25. 26. 28. 29. 31. 33. 34. 35. 36. 37. — 104. 432.

P.

Paracelsus (Theophrastus) . . . 55.
Pericles . . . 4. 486.
Petrarcha 101. 102. 228. 349. 363. 371. 372. 391. 392. 393. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494.
Pfeffel . . . 315.
Philipp (König) von Macedonien . . . 367.
Phocion . . . 486.

Pitt,

Pitt, der Vater . . S. 372. 373.
Pitt, der Sohn . . 373.
Plato . 251. 252. 470.
Plinius der ältere . 369.
Plinius der jüngere 254. 274. 301. 302. 370. 380.
Plotin . . 470.
Plutarch . 253. 396. 446. 472.
Poiret (Peter) . . 39.
Pope . . 135.
Pott . 39.
Preußen (der König von) 324. 326. 341. 342. 343. 344.
Price (Doctor) . . 68.

R.

Rienzi . . 491.
Rousseau 149. 150. 186. 382. 383. 384. 395. 426. 474.

S.

Sade (Abt de) . . 488.
Schmaltz (Theodor) . 467.
Shaftesbury (Lord) . 66.
Shakespear . . 466.
Socrates . . 27.
Sonnenfels . . 509. 510.
Spalding . . 219.
Stapfer (Daniel) . 4.
Stilpon . . 381.

Stru=

Strube (Julius Melchior) S. 460.
Sulzer 43. 45. 46.

T.

Tacitus 487.
Tell (Wilhelm) 477.
Themistocles 486.

V.

Vergennes (Graf von) 484.
Virgil 393.
Visconti (Johann) 493.
Voltaire 19. 341. 395. 465.

W.

Wieland 4. 43. 74. 431.

Z.

Zollikofer 360. 361. 362. 365. 366.

Druck.

Druckfehler und Verbesserungen.

S. 52. Z. 6. Lies: sephirotischen, statt saphirotischen.

S. 69. Z. 21. Lies: Kiriath Sepher, statt Kiriath Sephar.

S. 105. Z. 10, 11, 12. Lies: auf jedem hohen Gebirge, in jedem schauerichten Walde, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit.

S. 134. Z. 21. Lies: mit dem Fluge und Königsblick des Adlers.

S. 222. Z. 12. Lies: Borromäus, statt Boromäus.

S. 242. Z. 7. Lies: Bolingbroke, statt Bollingbroke.

S. 261. Z. 17. Lies: Zehnten und Bodenzins, statt zehnten Bodenzins.

S. 311. Z. 9. Lies: also halte ich, statt also habe ich.

S. 339. Z. 19. Lies: wie andere Musik, statt wie andern Musik.

S. 401. Z. 3, 4. Lies: Ringen und Verlangen, statt Aber Ringen und Verlangen.

S. 422. Z. 14. Lies: die diese Manier erzeuget haben, statt erzeuget hat.

S. 433. Z. 20. Lies: jede Affe, statt jeder Affe.

S. 487. Z. 5. Lies: sein Leben, statt seine Lebenszeit.

S. 500. Z. 19, 20. Lies: bis auf den Gassendreck, statt bis auf dem Gassendreck.

S. 511. Z. 16. Lies: Hexen, statt Heren.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg, / Geyser, Christian Gottlieb, / Mechau, Jacob Wilhelm,

Über die Einsamkeit

Bd.: Dritter Theil

Leipzig 1785

Ph.pr. 1317 b-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10042355-7
VD18 90583884